This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

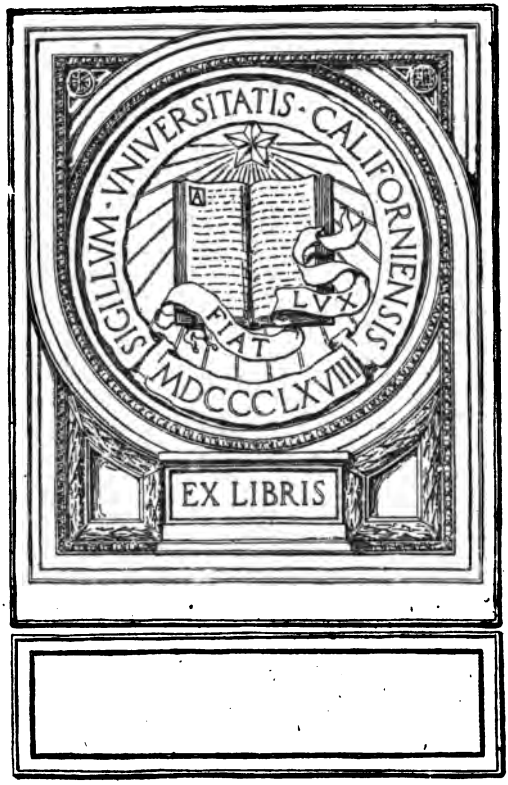
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 23 179

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

APR 25 191

Ordentliche Veröffentlichung der Pädagogischen Literatur-Gesellschaft »Neue Bahnen«

Die deutschen Kolonien

von Alwin Wünsche

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1912

Digitized by Google

Ungeb. M. 2.–, geb. M. 2.60

Digitized by Google

Ordentliche Veröffentlichung der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen“

Die deutschen Kolonien

Für die Schule dargestellt

von

Alwin Wünsche

UNIV. OF CALIFORNIA

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig 1912

Digitized by Google

JV2027
.W8

Copyright 1912,
R. Voigtländers Verlag
in Leipzig

Umschlagzeichnung von
Erich Gruner, Leipzig

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig 5319

Digitized by Google

P. R. S.

Vorwort.

Als man vor etwa 25 Jahren anfing, die deutschen Kolonien in den Schulen zu behandeln, da stand dem Lehrer sehr wenig Material zur Verfügung. Er war froh, wenn er einige Notizen über Land und Leute derjenigen Gegenden fand, die plötzlich zu deutschen Kolonien geworden waren. Daß er dabei viel Unwichtiges und auch Unrichtiges mit in den Kauf nehmen mußte, liegt auf der Hand. Heute ist die Sachlage eine durchaus andere geworden. Die geographische Literatur über unsere Schutzgebiete ist allmählich so gewaltig angeschwollen, daß der Lehrer jetzt vor einer anderen Schwierigkeit steht, nämlich vor der, aus dem massenhaften Material das wirklich charakteristische und für den Unterricht geeignete herauszufinden. Eine lückenlose Landeskunde unserer Kolonien — soweit sich von einer solchen schon sprechen läßt — kann die Schule selbstverständlich nicht bieten. Es kommt vielmehr nur darauf an, auf einem einfachen, leichtverständlichen Grundrisse des Landes die wichtigsten Erscheinungen des kolonialen Lebens vorzuführen. Dadurch ist am ehesten ein fesselndes Bild von der Eigenart des Landes im Schüler zu erzeugen. Je mehr dabei die Beschreibung in die Form der Erzählung gebracht werden kann, um so besser ist es. In diesem Sinne wird in dem vorliegenden Buche eine Kolonie nach der anderen am Auge des Schülers vorübergeführt. Die erzählenden Schilderungen sind so ausgearbeitet oder ausgewählt worden, daß sie sich zum Vorlesen in der Klasse eignen werden. Die Textzeichnungen lassen sich ohne Schwierigkeit als Wandtafelzeichnungen verwenden.

Der Verfasser.

243143

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Deutsch-Ostafrika . . . . . 1—72

Das Relief des Landes. S. 1. Quer durch Deutsch-Ostafrika. S. 2. Der „Große Ostafrikanische Graben". S. 2. Vom Regen in Deutsch-Ostafrika. S. 5. Die Flüsse. S. 7. Der Viktoriasee. S. 8. Das Pflanzenkleid. S. 10. Die Mangrove. S. 11. Der Affenbrotbaum. S. 13. Die Banane. S. 14. Was die Neger täglich essen. S. 16. Das Bier des Negers. S. 11. Das Tierleben in der Steppe. S. 18. Löwengeschichten. S. 22. Krokodilgeschichten. S. 26. Die Eingeborenen. S. 28. Die Suaheli. S. 28. Ein Gang durch ein Suahelidorf. S. 30. Die Araber. S. 32. Die Inder. S. 32. Die Wanjamwesi. S. 33. Die Wanjamwesi bei der Feldarbeit. S. 34. Ein Tag in einem Wanjamwesidorfe. S. 36. Die Massai. S. 38. Das Negerkind. S. 43. Die Trägerkarawane. S. 45. Auf Karawanenpfaden. S. 47. Die koloniale Tätigkeit der Deutschen. S. 52. Ein Bild aus dem ostafrikanischen Soldatenleben. S. 52. Das Leben in einer Boma. S. 55. Die Verwaltung. S. 56. Moderne Verkehrsmittel. S. 57. Die Missionen. S. 58. Europäische Pflanzungen. S. 58. Ein Plantagenbau in Afrika. S. 60. Daressalam. S. 64. Einfahrt in den Hafen und Rundfahrt durch die Stadt. S. 65. Die Schlafkrankheit. S. 68. Zahlen und Notizen. S. 72.

Togo . . . . . 73—103

Die ungünstigen Grenzen. S. 73. Das Relief des Landes. S. 73. Eine Fahrt auf dem Oti. S. 75. Das Meer vor Togo. S. 80. Die Lagune. S. 81. Das Klima. S. 81. Das Pflanzenkleid. S. 82. Die Ölpalme. S. 83. Die Baumwolle. S. 85. Die Arbeiten auf einem Baumwollfelde. S. 87. Die Bevölkerung. S. 88. Die Ewe-Neger. S. 89. Götterglaube und Fetischwesen. S. 94. Die Sklaverei in unseren Kolonien. S. 98. Bilder aus dem Sklavenleben. S. 99. Zahlen und Notizen. S. 103.

Kamerun . . . . . 104—135

Das Relief. Die Flüsse. S. 104. Die Dualabucht, das Haupteingangstor Kameruns. S. 107. Die Dualaneger. S. 109. Der Kamerunberg. S. 111. Das Pflanzenkleid. Urwald und Grasland. S. 114. Auf einer Faktorei. S. 116. Das Gummimachen im Urwalde. S. 117. Die Elefantenjäger des Urwaldes. S. 119. Der Tod im Urwalde. S. 121. Ein Negerdorf im nördlichen Urwalde. S. 124. Eine Wanderung durch das Gras-

Digitized by Google

land von Adamaua. S. 125. Ein Tag in einem Dorfe des Kameruner Graslandes. S. 129. Merkwürdige Haustiere am Tschadsee. S. 130. Die Kolanuß. S. 131. Zahlen und Notizen. S. 135.

Deutsch-Südwestafrika . . . . . 132—176

Grenzen. Häfen. S. 132. In Swakopmund. S. 140. Das Relief. S. 142. Die Namibwüste. S. 142. Die Diamanten. S. 143. Auf dem südwestafr. Hochlande. S. 146. „Riviere" und Wasserstellen. S. 147. Der Waterberg. S. 150. Die Heuschreckenplage. S. 151. Die Termiten. S. 154. Das Amboland. S. 155. Eine Fahrt im Ochsenwagen. S. 156. Die Hottentotten. S. 161. Ein Besuch in einem Hottentottenkraale. S. 162. Das Leben der Buschmänner. S. 165. Deutsch-Südwestafrika, ein Farmerland. S. 171. Wie ein deutscher Bauernsohn ein südwestafr. Farmer wurde. S. 172. Zahlen und Notizen. S. 176.

Die Kolonien im Großen Ozeane . . . . . 177—221

Einteilung. 177. Kaiser-Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel. Relief. Flüsse. S. 178. Die Marschallinseln, die Karolinen und die Marianen. Hohe und niedrige Inseln. S. 181. Die Atolle. S. 181. Die Hauptpflanzen. S. 183. Die Kokospalme. S. 183. Der Brotfruchtbaum. S. 186. Die Sagopalme. S. 187. Taro. Jams. S. 188. Die Taifune. S. 189. Verwüstung eines Atolls durch einen Taifun. S. 189. Die Eingeborenen. S. 192. Die Bewohner des Kaiser-Wilhelmslandes und des Bismarck-Archipels. S. 192. Die Wohnungen. S. 193. Ein Besuch in einem Pfahldorfe. S. 194. Aus dem Leben der Baumhausbewohner. S. 196. Der wichtigste Vierfüßler der „Kanaken". S. 200. Eine Leichenverbrennung. S. 202. Gastfreundschaft auf Neupommern. S. 203. Die Bewohner Mikronesiens. S. 205. Jap, die Hauptinsel der Westkarolinen. S. 206. Das Steingeld. S. 207. Eine Fahrt der Japleute nach neuem Steingelde. S. 208. **Samoa.** S. 211. Die Natur der Inseln. S. 211. Die Samoaner. S. 212. Ein Besuch in einem samoan. Hause. S. 213. Ein samoan. Fest. S. 214. Die Bucht von Apia. S. 216. Pflanzungen. S. 218. Eine Kakaopflanzung. S. 219.

Kiautschou . . . . . 222—233

Wo Kiautschou liegt. S. 222. Was dazu gehört. S. 223. Der Hafen. S. 224. Die Stadt Tsingtau. S. 226. Die kahlen Berge Kiautschous. S. 227. Eine Wagenfahrt ins Hinterland von Tsingtau. S. 228. Eine Fahrt auf der Tsingtau-Eisenbahn. S. 231.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Deutsch-Ostafrika.

Das Relief des Landes. Über die Lage einer Kolonie, ihre Grenzen und Nachbarn können wir uns in diesem Buche sehr kurz fassen; das meiste davon ist ja ohne weiteres von der Karte abzulesen. Nicht so leicht ist es, sich von dem Relief des Landes ein einfaches Bild zu machen. Das Relief von Deutsch-Ostafrika hat zwei große Abschnitte: an der Küste ein Tiefland — das sog. Vorland; im Innern ein Hochplateau — kurz das Hochland genannt. Das Vorland ist im Norden schmal, erreicht am Rufidschi seine größte Breite — etwa 400 km — und verschmälert sich nach der Südgrenze hin wieder. Es ist aber sozusagen kein glattgewalztes Flachland. Wie Inseln aus dem Meere, so erheben sich aus ihm einzelne Berge oder kleine Gebirge, z. B. das rundum steil aus dem Tieflande aufsteigende schöne Usambaragebirge hinter der Stadt Tanga. Desgleichen fährt die Eisenbahn von Daressalam nach Tabora an einem solchen Einzelgebirge — Ulugurugebirge — vorbei. Diese kleinen Gebirge sind abgesprengte Teile des dahinter sich erhebenden gewaltigen Hochlands. Legt man die Karte von Deutsch-Ostafrika so, daß der Indische Ozean oben ist, so hat das Relief eine gewisse Ähnlichkeit mit demjenigen Deutschlands: das Tiefland ist im Norden, das Hochland im Süden; und wie sich aus der norddeutschen Tiefebene einzelne Gebirge erheben — der Harz z. B. —, so auch aus der ostafrikanischen Tiefebene.

Das Hochland unseres Schutzgebietes ist ein kleiner Teil des ungeheuren, fast den ganzen Erdteil erfüllenden sog. afrikanischen Zentralplateaus. Auf dem Hochlande breiten sich an manchen Stellen riesige Flächen von einer geradezu wunderbaren Eben-

Digitized by Google

heit aus; anderwärts gibt es wieder einen lebhaften Wechsel von hoch und tief. Der Ostrand, das „Ostafrikanische Randgebirge", erhebt sich stellenweise wie eine gewaltige Mauer steil aus dem Tieflande, oft über 2000 m hoch. Die vom Plateau kommenden Flüsse haben diese Mauer in einzelne Stücke zerschnitten. An anderen Stellen geht das Vorland ganz allmählich in das Hochland über.

Quer durch Deutsch-Ostafrika. Treten wir im Geiste ein paar Wanderungen durch ganz Deutsch-Ostafrika vom Indischen Ozeane bis hinter zur Seengrenze an, um die Oberflächengestalt des Landes in den Hauptzügen rasch zu überschauen. Beginnen wir die erste Wanderung bei der Stadt Sadani und fassen wir als Endpunkt die Nordwestecke der Kolonie hinter dem Viktoriasee ins Auge! Vgl. folgendes Profil. Zuerst überschreiten wir einen schmalen Streifen Vorland; dann gelangen wir in allmählichem

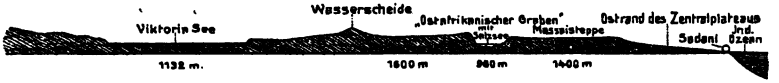


Fig. 1. Profil durch das nördliche Deutsch-Ostafrika. (Nach dem Texte zu dem Bilde: „Am Viktoriasee". Kolonialwandbilder. Neue Folge. Nr. 2. Verlag Leutert und Schneidewind, Dresden.)

Aufsteigen auf das Hochplateau, das sich hier als eine ungeheure Steppe vor uns ausdehnt. Das ist die berühmte Massaisteppe. Mehr als eine Woche braucht der Fußgänger, um sie zu durchqueren. Dann stehen wir plötzlich vor einer der merkwürdigsten Erscheinungen in dem an merkwürdigen Dingen so reichen Deutsch-Ostafrika: es ist der

„Große Ostafrikanische Graben"

Ein ganz regelmäßig gebildeter, riesiger Graben, 50 km breit und 1000 m tief, mit fast senkrechten Rändern und einer seeboden-

Digitized by Google

artig flachen Sohle, liegt vor unseren Füßen. Vom britischen Ostafrika herkommend zieht er sich mehrere hundert Kilometer weit in unser Schutzgebiet hinein. Vom Grunde des Grabens blinken weißschimmernd die Spiegel einiger Seen herauf. Sie sind von einem weißen Saume eingefaßt; — das ist Natronsalz, das sich in den abflußlosen Seen abgelagert hat. Einer der Seen heißt der Natronsee. Mehrere schöne, mächtige Bergkegel erheben sich aus der Grabensohle und ragen noch 1000 m über den Rand des Grabens hinauf in die Luft. Aus dem einen — es sind alles Vulkane, aber still gewordene — steigt eine leichte Wolke. Vgl. Fig. 2. Auch oben auf dem Plateau stehen um den Graben

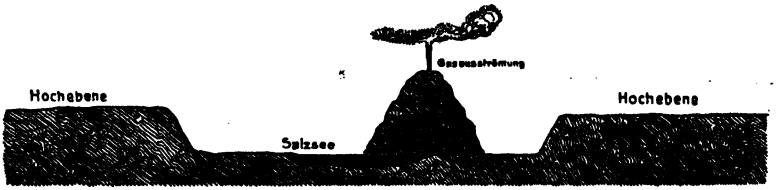


Fig. 2. Schematisches Querprofil durch den „Ostafr. Graben". (Als Wandtafelzeichnung.)

zahlreiche Vulkane, alle mit erloschenem Krater. Viele sind zusammengewachsen und bilden das „Hochland der Riesenkrater". Von hier aus erblickt man auch im fernen Osten, hoch über die Massaisteppe emporragend, den höchsten Berg von ganz Afrika, den zweigipfeligen Kilimandscharo, eine Bergmasse von 6010 m Höhe und einer Grundfläche, daß der ganze Harz bequem darauf stehen könnte. Auch der Kilimandscharo mit seiner schimmernden Firn- und Eiskappe ist ein erloschener Vulkan wie sein deutscher Nachbar, der Meru, und sein englisches Gegenüber, der 5520 m hohe Kenia. Steigen wir nun mühsam den Steilrand des Grabens hinab, so umfängt uns, die wir von der rauhen, windigen Hochfläche kommen, eine drückende Gluthitze. Kein Luftzug fächelt Kühlung; sengend heiß ist der dürre Boden. Aber über

Digitized by Google

die kahle Grabensohle jagen fortwährend Windhosen mit wirbelnden Staubsäulen dahin, wie sie bei Windstille gern entstehen. Das Emporsteigen auf der anderen Grabenseite ist ebenso mühsam wie vorher das Hinabsteigen. Die britische Ugandabahn muß den Großen Graben notgedrungenermaßen überschreiten, und es war eine harte Nuß für die Ingenieure, die Gleise an der einen Steilwand hinab- und an der anderen wieder hinaufzuführen.

Jenseits des Grabens gelangen wir in das schier endlose wellige Land der Wanjamwesi, lassen den Viktoriasee rechts liegen und erreichen endlich die wilde, vulkanische Nordwestecke des Schutzgebietes, das Land Ruanda. Hier stehen die gewaltigen „Kirungavulkane", acht an der Zahl, zu beiden Seiten der deutsch-englischen Grenze. Zwei davon sind noch in voller Tätigkeit; die Rauchsäule des einen soll, vom Krater aus gemessen, die ungeheure Höhe von 9000 m erreichen! Hier machen wir Halt. Der zurückgelegte Weg ist 1200 km lang.

*

Bei einer zweiten Durchquerung nehmen wir Daressalam zum Ausgangspunkte. Wir setzen uns auf die Zentralbahn, fahren nach Tabora, bis wohin die Bahn bereits im Betriebe ist, und wandern dann an der im Bau begriffenen Bahn weiter bis an den Tanganjikasee. Bei dieser Durchquerung macht sich die Zweiteilung Deutsch-Ostafrikas in Vorland und Hochland noch deutlicher bemerkbar. Zunächst geht es 300 km weit über das tiefe Vorland hinweg, wobei das inselartige Ulugurugebirge links liegen bleibt. Dann erhebt sich plötzlich die steile Gebirgsmauer des Randgebirges vor uns. Vgl. Fig. 3. In einem Flußtale zieht

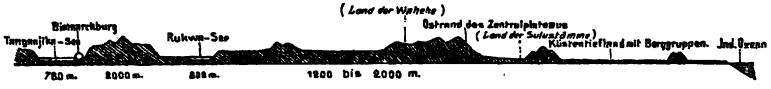


Fig. 3. Profil durch das südliche Deutsch-Ostafrika (von der Mündung des Rufidschi bis nach Bismarckburg am Tanganjika-See).

Digitized by Google

die Bahn aufwärts und gewinnt das Hochland. Nun geht es über das ungeheure einförmige Plateau hinweg — der Ostafrikanische Graben reicht nicht bis hierher — bis in die Stadt Tabora, die in einer weiten, öden Mulde liegt und trotz ihrer Seehöhe von 1255 m nicht frei von Fieber ist. Dann geht es weiter durch das ostafrikanische „Kernland" Unjamwesi und hinauf auf ein am Tanganjikasee entlang ziehendes Randgebirge. Nun hinab an den blauen See, — aber nicht nach der alten Araberkolonie Udschidschi mit ihrem schlechten Hafen, sondern nach dem etwas weiter nördlich gelegenen guten Hafen Kigoma. Es ist ein Weg von 1370 km, den wir zurückgelegt haben. Der Tanganjikasee — 650 km lang und 70 km breit, so daß man nur an ganz klaren Tagen die Berge des jenseitigen Ufers erkennen kann — ist der mit Wasser ausgefüllte südliche Teil des sog. Zentralafrikanischen Grabens, in dessen nördlichem Teile der Kiwu- und der Albert-Edward-See liegen. Durchgangsbecken eines Flusses — wie der Bodensee für den Rhein — ist der Tanganjikasee nicht. Er hat zwar einen Ausfluß nach dem Kongo hin; doch wenn der Seespiegel infolge langer Regenarmut fällt, so ist es mit dem Abfließen gleich zu Ende.

Vom Regen in Deutsch-Ostafrika. Wenn man hierbei einen Hauptunterschied kurz hervorheben will, so ist es der, daß es in Deutsch-Ostafrika Gegenden mit zwei Regenzeiten im Laufe des Jahres und solche mit nur einer Regenzeit gibt. Der Süden hat eine, der Norden zwei. Daß es für die Kultur eines Landes von großer Wichtigkeit ist, ob das Land zwei oder nur eine Regenzeit hat, leuchtet ohne weiteres ein. Wie aber diese Regenzeiten entstehen, das ist im Schulunterrichte kaum einleuchtend zu erklären. Es spielen dabei drei Dinge mit, die sich verstärken oder einander entgegenwirken. Das sind: der Stand der Sonne am Himmel — ob im Zenit oder nicht —, der Monsun und der Passat. — Vielfach wird geglaubt, jeden Tropfen Regen, der in Ostafrika fällt, lasse der vom Indischen Ozean kommende Seewind fallen.

Digitized by Google

Nun ist zwar der Indische Ozean im allgemeinen der Regenlieferant für Ostafrika; aber die gewaltigen regelmäßigen Güsse während der Regenzeiten fallen oft gerade dann, wenn der Seewind nachgelassen hat. Die Regenzeiten folgen vielmehr — wie man sagt — dem Stande der Sonne.

Die Sonne wandert bekanntlich zwischen den Wendekreisen hin und her und steht im Laufe des Jahres zweimal über allen Orten der heißen Zone im Zenit, über den Wendekreisen selbst aber nur einmal. Sobald nun die Sonne über einem Landstriche im Zenit steht, wird die Luft daselbst natürlich sehr stark erwärmt, steigt infolgedessen in die Höhe und gelangt in kältere Luftschichten. Hier verdichtet sich der Wasserdampf und fällt als Regen nieder. So gibt es nun täglich Regengüsse, bis mit dem Weiterwandern der Sonne die starke Erhitzung der Luft nachläßt. Je näher ein Ort am Äquator, um so deutlicher sind die beiden Regenzeiten voneinander geschieden; je näher an den Wendekreisen, um so mehr rücken sie zusammen, um zuletzt in eine einzige zusammenzufallen. Wenden wir das auf unser Schutzgebiet an, so läßt sich daraus verstehen, daß im Norden zwei Regenzeiten eintreten, im Süden dagegen die niederschlagsreichen Tage allmählich in eine einzige Regenzeit zusammenrücken. Dieses einfache Schema wird aber durch den Monsun und den Passat vielfach gestört, doch wollen wir darauf nicht näher eingehen.

Von anderer Art sind die sog. Steigungsregen an den Abhängen der Gebirge. Daß die vom Indischen Ozean kommenden feuchten Winde zuerst an dem mauerartigen Rande des Hochlandes, und weiterhin an den Bergzügen bei den großen Seen aufgehalten werden und emporsteigen müssen, läßt sich von der Karte ablesen, — läßt sich auch durch ein einfaches Profil mit ein paar Windpfeilen leicht veranschaulichen. Beim Emporsteigen kommt der Seewind in kühlere Luftschichten, und die Wirkung ist, es regnet tüchtig. In Landstrichen, wo es Zenitregen und Steigungsregen gibt, da entspringen auch Flüsse in großer

Digitized by Google

Zahl. Steigungsregen sind gewöhnlich Landregen nach deutschem Muster; die täglichen Zenitregen dagegen prasseln als kurz aufeinander folgende Platzregen mit großer Gewalt nieder und sind begleitet von heftigen Gewittern, von Sturm und Hagelschauern. Dabei kühlt sich die Luft jedesmal sehr stark ab.

Man sollte meinen, daß die Neger an die heftigen Erscheinungen ihrer Regenzeiten gewöhnt seien und sich weiter nichts mehr daraus machen. Dem ist aber nicht so. Der Neger ist vielmehr gegen den Platzregen, den Sturm und die nachfolgende Abkühlung weit empfindlicher als der Weiße, und es wird erzählt, daß wiederholt bei Karawanen, die von einem heftigen Unwetter im Freien überrascht wurden, einzelne Träger direkt an den Wirkungen des Wetters zugrunde gegangen sind.

Die Flüsse. Die beiden größten Flüsse unseres Schutzgebiets, Rufidschi und Rovuma, sind an Länge etwa der Weser gleich, der Pangani etwa dem Main. Keiner kommt tief aus dem Innern Afrikas, und keiner bildet — was ein sehr empfindlicher Mangel für das Land ist — eine wirklich gute Verkehrsader. Sie teilen das Schicksal fast aller afrikanischen Ströme. Sie müssen ihren Lauf über sog. Landstufen hinunter ins Tiefland nehmen. Da verengen sich die Flußbetten oft zu Schluchten. Gewaltige Felsblöcke oder Felsinseln liegen im Strome und teilen ihn in Arme. Felsbänke oder Riffe ziehen sich quer durch den Strom. Das Wasser jagt und wirbelt dahin und stürzt sich stellenweise in regelrechten Fällen in die Tiefe. Der Rufidschi z. B. hat einen Fall von 40 m in seinem Laufe. Mit der Schiffahrt ist es daher auf allen diesen Flüssen schlecht bestellt. Nur einzelne Strecken, wie etwa der Unterlauf des Rufidschi, sind mit flachgehenden Dampfern zu befahren. Der Unterlauf des Rovuma dagegen ist zwar von gewaltiger Breite und ohne Stromschnellen, aber so seicht und so voller Sandbänke, daß ihn die Neger zur Trockenzeit bequem durchwaten können, mit ihren Einbäumen aber stecken bleiben.

Digitized by Google

Der Viktoriasee.

Der wichtigste See des Schutzgebietes ist der Viktoriasee. Wie ein Riesenbehälter süßen Wassers liegt er hoch oben im afrikanischen Hochlande eingebettet. Seine Maße sind alle riesenhaft. An Größe kommt er etwa dem Königreiche Bayern gleich. Er liegt nicht weniger als 1132 m über dem Indischen Ozean! Der Tanganjika- und der Njassasee liegen bedeutend tiefer, nur der Spiegel des kleinen Kiwusees liegt noch 300 m höher. Von unseren großen Alpenseen erreicht keiner die Höhenlage des Viktoriasees (Genfer See 375 m, Bodensee 395 m, Vierwaldstätter See 437 m, Achensee 923 m). Seine ungeheure Wassermasse stammt in der Hauptsache nicht von seinen Zuflüssen, sondern von den gewaltigen Regengüssen, die während der beiden hier herrschenden Regenzeiten täglich auf ihn herabstürzen. Der Spiegel des Sees steigt dann oft in kurzer Zeit um mehrere Meter. In der Trockenzeit setzt dann aber die Verdunstung mit einer in unseren Breiten ganz unbekannten Stärke ein und bringt den See wieder rasch zum Sinken. Sein größter Zufluß, der 600 Kilometer lange Kagera, ist an dem Steigen und Fallen des Sees unschuldig; dazu ist die von ihm dem See zugeführte Wassermenge viel zu geringfügig. Die Ehre, als Ursprung des Nils angesehen zu werden, verdient der Kagera eigentlich auch nicht. Man will aber vielfach den Viktoriasee selbst nicht als Kopf des Nils gelten lassen — gerade als ob es für den Nil eine Schande wäre, seinen Ursprung nur in einem See zu haben!

Die Uferszenerie des Viktoriasees ist stellenweise die eines Alpensees, aber nicht überall. Es wechseln steile Felswände, Sümpfe, Urwald und grasige Hügel am Strande miteinander ab. Im Süden beherrschen zahllose Granitklippen die Seenlandschaften; die Uferwände, die vielen Inseln, die Berge am See, alles ist Granit.

Der Viktoriasee hat seine besondere Entdeckungsgeschichte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an, auf die Karte von Afrika in der Gegend des Äquators einen großen Binnensee zu zeichnen. Missionare, die an der Ostküste Afrikas tätig waren, hatten nämlich von arabischen Elfenbeinhändlern und von schwarzen Trägern erzählen hören, daß es im Innern Afrikas einen See groß wie ein Meer gäbe. Zwei englische Leutnants, Burton und Speke,

Digitized by Google

zogen, ausgerüstet von der Geographischen Gesellschaft zu London, im Jahre 1856 aus, den sagenhaften See zu suchen. Sie kamen endlich an das Ufer eines großen Sees, von dem sie aber bald erkannten, daß es der gesuchte nicht war. Es war der Tanganjikasee. Burton hatte die Lust nun verloren und kehrte hier um; Speke aber zog mit ein paar Wanjamwesinegern weiter und stand endlich voll Entdeckerfreude am felsigen Südufer des ungeheuren Sees, den die Neger „Nyansa", d. h. See, arabische Händler dagegen „Ukerewe" nannten. Der englischen Königin zu Ehren taufte Speke den See „Viktoria"-See. An den Entdecker selbst erinnert der große „Speke"-Golf des Sees. — Speke war überzeugt, den langgesuchten Ursprung des Nils gefunden zu haben. Aber als er heimkehrte, wollte man seiner Erzählung nicht glauben, und als er nach einer zweiten Forschungsreise Genaueres von der ungeheuren Größe seines Sees berichtete, da traute man seinen Angaben erst recht nicht. So hat man sich über den See gestritten, bis endlich der berühmte Afrikareisende Stanley im Jahre 1875 die erste Rundfahrt um den ganzen See vollendete und der Welt die erste Karte des Sees liefern konnte. Die Rundfahrt dauerte acht Wochen und geschah in einem zerlegbaren Boote, das Stanley von Bagamojo mitgenommen hatte. (Einige zum Vorlesen geeignete Abschnitte aus der von Stanley selbst stammenden Schilderung der Rundfahrt enthält der Text zu dem Schulbilde: „Am Viktoriasee." Kolonialwandbilder. Neue Folge. Verlag Leutert u. Schneidewind, Dresden-A.)

Heute ist der Viktoriasee in den Weltverkehr einbezogen. Die englische Ugandabahn bringt den Kaufmann oder Touristen bis an die Küste des Sees, und einer der drei auf dem See verkehrenden englischen Dampfer trägt ihn von Station zu Station in zehn Tagen um den ganzen See. Nachts legen sich die Dampfer stets vor Anker, denn Nachtfahrten sind bei dem noch nicht genügend bekannten Fahrwasser zu gefährlich. Eine deutsche Eisenbahn kommt zurzeit noch nicht an den See, und einen deutschen Dampfer, der den ganzen See beführe, gibt es auch nicht.

Der Hauptort an der deutschen Küste ist Muansa. Es ist der wichtigste Markt am See. Hier holen die englischen Schiffe jährlich für mehrere Millionen afrikanische Produkte, wie Reis, Baumwolle,

Digitized by Google

Kautschuk, Erdnüsse u. dgl. m., und bringen dafür europäische Waren. So hat es Muansa bereits auf eine Einwohnerzahl von zirka 15000 gebracht, darunter eine Anzahl Weiße, Inder und Araber. Auf dem Karawanenwege von Tabora nach Muansa soll es so lebhaft zugehen wie auf einer vielbegangenen europäischen Touristenstraße.

Das Pflanzenkleid. Deutsch-Ostafrika trägt ein Pflanzenkleid, das die größten Verschiedenheiten aufweist. Es gibt Gebiete, wo die Pflanzenwelt von nicht zu übertreffender Üppigkeit ist, und andere, die sich in ihrer Pflanzenarmut kaum von einer Wüste unterscheiden. Es hängt das alles lediglich von der Feuchtigkeit ab. Der größte Teil der ganzen Kolonie ist Steppe. Aber Steppe und Steppe ist auch nicht dasselbe! Da gibt es z. B. die sog. offene Grassteppe, das ist ein Grasmeer ohne Busch und Baum. Dann die „parkartige" Steppe, in der einzelne Gebüsche und Bäume — besonders Affenbrotbäume und Schirmakazien — stehen; und endlich ist manche Steppe so dürr und sandig, daß sie eher den Namen einer Wüste verdient. Außer der Steppe trifft man an zahlreichen Stellen regelrechten Urwald mit seinen Schlingpflanzen, Flechten, Moosen und Farnen an. Schilfdickichte bedecken meilenweite Sümpfe, und an den Flußufern ziehen sich die sog. Galeriewälder hin, dichte Gehölze, die einer Masse von Tieren als Wohn- und Brutstätte dienen. An den flachen Meeresküsten aber wuchert ein breiter Saum Mangrovenwald.

Eine Vegetationskarte Deutsch-Ostafrikas sieht aus wie ein aus zahllosen Flicken zusammengesetztes Kleid; so bunt wechseln Steppen-, Wald- und Sumpfgebiete miteinander ab. Es ist auch schon längst nicht mehr die unberührte Natur, die uns entgegentritt. Der Neger ist von jeher bis heute ein Waldvernichter schlimmster Art gewesen, — wie der Mitteleuropäer früher es auch war! Er brennt den Wald schonungslos nieder, wenn er Land für seinen Ackerbau braucht, und sein weißer zivilisierter Bruder macht es ihm in Afrika leider vielfach nach! — Es wäre

Digitized by Google

zwecklos, im Unterrichte zu verlangen, daß die Schüler genau wissen, wo in Deutsch-Ostafrika Steppe, wo Urwald, wo lichter Wald usw. vorkommt. In Kamerun ist es einfacher; da gibt es ein riesiges zusammenhängendes Waldland und dahinter ein einheitliches Grasland. In Deutsch-Ostafrika aber ist beides ganz durcheinander gewürfelt. Es sollen deshalb hier nur einige besonders wichtige und interessante Pflanzengestalten vorgeführt werden.

Die Mangrove.

Die Mangrove ist einer der merkwürdigsten Bäume der heißen Meeresküsten. Vgl. Tafel 1, Bild 2. Auch in unseren Schutzgebieten in Afrika — mit Ausnahme von Südwest — und in der Südsee spielt sie eine so große Rolle, daß wir ihr einige Worte widmen müssen. Mit ihrer seltsamen Figur und ihrem Doppelleben — halb Meer-, halb Landgewächs — ist sie den Menschen lange ein Rätsel gewesen. In Deutsch-Ostafrika bildet die Mangrove einen ununterbrochenen grünen Saum am Meere entlang, der an den Mündungen der Flüsse weit ins Land hineinreicht. In Kamerun ist es ähnlich. Am massenhaftesten tritt sie dort in der sog. Dualabucht und im Riodel-Rey-Delta auf, wo nicht nur die Küste, sondern auch die zahlreichen niedrigen Inseln völlig mit ihr bewachsen sind. Im Binnenlande kommt sie nicht vor. Sie meidet das trockene Land und will im Wasser stehen. Sie geht so weit ins Meer hinaus, als sie noch Grund fassen kann. Sie wächst nur im Bereiche von Ebbe und Flut; wohin diese nicht mehr dringen, da verschwindet auch sie. Die Mangroven sind die Vorposten der Landgewächse gegen den Ozean hin. Für ihren Standort auf so vorgeschobenem Posten sind sie denn auch von der Natur ausgezeichnet ausgestattet worden.

Stellen wir uns vor, wir sitzen in einem Boot und nähern uns einer Mangrovenküste. Wir steuern in eine kleine, stille Bucht hinein, in der eine niedrige Insel liegt. Es ist Flutzeit.

Digitized by Google

Ringsum sieht unser Auge nichts als das helle Grün gewaltiger Laubmassen. Die Insel ist völlig überschwemmt. Alles Land ist verschwunden. Die Mangroven sind ein schwimmender Wald geworden; ihre Kronen liegen auf dem Wasser! Doch das Wasser sinkt, und wir sind nicht wenig überrascht, zu sehen, wie unter den „Wasserbäumen" allmählich ein Gewirre brauner, stangenartiger Stelzenwurzeln zum Vorscheine kommt. Bei näherem Zusehen bemerken wir, daß diese Wurzelstangen alle aus den die Laubmasse tragenden Mangrovestämmen entspringen und in weitem Bogen in das Wasser hinabtauchen. Es sieht aus, als hätte jemand die Bäume mit Gewalt aus dem Grunde herausziehen wollen. Dicker, schwarzer Schlamm liegt zwischen den Wurzeln, und wenn die Sonne darauf brütet, brodeln schauderhafte Dünste empor. Zur Flutzeit steigt das Wasser wieder so hoch, daß es die Zweige benetzt, und der übelduftende Schlamm wird wieder gnädig verdeckt. Die einzelnen Mangroven stehen so dicht beisammen, daß wir wie an einer festverflochtenen, grünen Wand dahingleiten, die sich undurchdringlich stundenlang am Wasser hinzieht. Hin und wieder hängen an einem Baume kopfgroße Kugelfrüchte. Fallen sie reif ins Wasser, so schwimmen sie wie ein Gummiball dahin.

Was hat es nun für eine Bewandtnis mit diesen Stelzenwurzeln? Sie stellen nichts anderes dar, als eine Anpassung der Mangrove an ihren Standort. Denn durch die zahlreichen Stützwurzeln erhält der Baum in dem lockeren Schlammboden offenbar eine viel breitere Grundfläche, als wenn er lediglich auf dem Stamme stünde. Das untere Ende des Stammes stirbt überhaupt völlig ab, so daß der Baum dann nur auf den Stützwurzeln ruht. Das bogenförmig gekrümmte Wurzelgerüst ist auch sehr elastisch und gibt Wellen und Strömungen gut nach.

Der Mensch hat sich auch diesen amphibischen Baum zunutze gemacht. Seit alter Zeit kamen alljährlich mit dem Monsun indische, persische und arabische Schiffe über den Indischen Ozean nach Ostafrika und holten — besonders am Rufidschi — die langen

Digitized by Google

Stelzenwurzeln in Massen als Stangen- und Feuerholz. Erst mit der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen wurde diesen Fahrten ein Ende gemacht. Die Wurzeln geben vorzügliche Stangen. Sie wachsen sehr langsam und haben deshalb ein eisenhartes Holz, das besonders im Wasser äußerst widerstandsfähig ist. Auch ist die Abfuhr dieses Holzes sehr bequem. Allerdings kann man zu Fuß nicht hinzu. Man muß bei niedriger Flut im Kahne heranfahren und die Stelzen abhacken. Die Mangrovenrinde enthält auch ein gutes Gerbmittel. Die Neger haben das zwar unbenutzt gelassen, — sie gerben das Leder nicht, sondern walken es nur —, aber die Araber machen davon Gebrauch, und auch nach Hamburg gelangt die Rinde jetzt in großer Menge.

Der Affenbrotbaum.

Der Elefant unter den Bäumen! So hat man den Affenbrotbaum oder Baobab bezeichnet. Vgl. Tafel 1, Bild 1. Er ist eine der ungeheuersten Baumgestalten, die das an wunderlichen Gewächsen so reiche Afrika trägt. 10 m Stammdurchmesser und 25 m Höhe sind nichts Seltenes bei ihm. Wie eine riesige Halbkugel erhebt sich seine Krone über das Steppengras. An den äußersten Enden berührt die Krone oft wieder den Erdboden und bildet gleichsam das Dach einer gewaltigen Hütte. Tausend Menschen können bequem im Schatten eines einzigen alten Baobabs stehen! Kein Wunder, daß Trägerkarawanen und Viehherden mit Vorliebe unter den Affenbrotbäumen Schutz und Nachtlager suchen. Die Hälfte des Jahres starrt freilich das kolossale Astwerk kahl in die Luft.

Dann werden seine merkwürdigen, gurkenähnlichen Früchte sichtbar, die dem Baume auch den schönen Namen „Sauregurkenbaum" eingetragen haben. Die Früchte haben nämlich ein säuerliches Fleisch. Die Neger machen sich eine Art Limonade daraus. Daß sie von Affen verzehrt würden, wie man früher erzählte, soll aber nicht richtig sein.

Der Koloß, der wie ein Riese aus der Vorwelt erscheint, braucht

Digitized by Google

soviel Wasser, Luft und Licht, daß er sich nur dann zu seiner ganzen Größe entwickeln kann, wenn er allein steht. Darum findet man ihn nie im Hochwalde. Sobald sich Wald um ihn ansiedelt, geht er ein. Die Rinde des Baumes ist so zäh, daß die Neger Stricke daraus drehen, und es gibt ein Sprichwort bei ihnen: „So fest, wie mit Baobabseilen gebunden." Das Holz aber ist ganz weich und schwammig. Man kann Holzpflöcke wie Nägel hineintreiben. Mit Leichtigkeit lassen sich Stufen in den Stamm schlagen, um hinaufzusteigen. Der Baum dient nämlich oft als Wachtturm. Er bietet eine ausgezeichnete Umschau über die Steppe. Im Alter wird er völlig hohl, und man kann sich vorstellen, welch gewaltigen Innenraum der Stamm dann darbietet. Es klingt wie ein Märchen, ist aber keins, daß Hirten des Abends ihre Schaf- und Ziegenherden hineintreiben, daß ganze Negerfamilien darin wohnen!

Nicht minder märchenhaft klingen die Angaben über das Alter der Baobabs. Der französische Botaniker Adanson — nach ihm hat der Baum den Namen Adansonie — fand im 18. Jahrhundert in Westafrika einen Affenbrotbaum, der untrügliche Inschriften aus dem 14. Jahrhundert trug und dessen Alter der Gelehrte danach auf mehr als 5000 Jahre berechnete!

Die Banane.

Die Banane ist neben der Kokospalme die bezeichnendste Charakterpflanze einer tropischen Landschaft. Wenn der Maler eine „Landschaft am Äquator" malen will, so braucht er nur ein paar Bananen oder Kokospalmen hinzusetzen, und jedermann weiß sofort Bescheid. In Deutsch-Ostafrika spielt die Banane eine ganz hervorragende Rolle. In vielen Bezirken ist ihre Frucht fast die einzige Nahrung des Negers, um die sich alles dreht. An den großen Seen ist ein Negerdorf ohne Bananenhaine gar nicht zu denken. In allen feuchten Gebieten Deutsch-Ostafrikas, wo die Luft nicht zu rauh ist, wird die Banane massenhaft angebaut. Als Stanley seine berühmte Rundfahrt um den Viktoriasee

Digitized by Google

machte, lebte er mit seinen Leuten wochenlang von Bananen, die ihm die Uferbewohner in jeder beliebigen Menge gegen Glasperlen verkauften. Dreißig Jahre später war die große Trägerkarawane des Herzogs von Mecklenburg am Viktoriasee auch fast nur auf Bananen angewiesen. Sie vertilgte jede Woche 10 000 Trauben, jede zu etwa 50 Früchten! Man hätte aber auch doppelt und dreimal so viel haben können.

Die Banane hat außer ihrem Nährwert und ihrem Wohlgeschmack noch etwas Gutes, was der Neger sehr zu schätzen weiß: sie erfordert sehr wenig Arbeit! Man pflanzt Wurzelschößlinge; denn die Samenkörner sind — da man immer nur bestrebt war, recht viel Fruchtfleisch zu ziehen — ganz verkümmert. Die Banane schießt rasch in die Höhe; 8 m hohe Stauden sind nichts Seltenes. Die Banane ist überhaupt die gewaltigste Krautpflanze der Erde. Dabei ist die ganze saftstrotzende Pflanze so weich, daß man den dicksten Stamm — der sich allerdings nur aus Blattscheiden zusammensetzt — mit dem Messer absäbeln kann. Die riesigen Blätter sind so zart, daß sie vom Winde hundertfach bis auf die Mittelrippe zerschlitzt werden und ihm dann um so weniger Widerstand leisten. Eine Staude bringt immer nur eine Traube hervor. Der Neger geht jeden Tag einmal mit einem Hackmesser in seinem Bananenhain umher, schneidet welke Blätter ab, schlägt ein paar Stauden um und nimmt die halbreifen Fruchttrauben mit nach Hause. Hier hängt er sie zur Nachreife unter das Dach. Verzehrt wird die mehlreiche Frucht entweder roh ohne alle Zubereitung oder geröstet oder zu Brei zerdrückt. Eine einzige Traube wiegt gewöhnlich über einen Zentner! Aus der Wurzel der umgeschlagenen Staude wächst sofort eine neue Staude, die in dreiviertel Jahren wieder eine Traube trägt. Ein Bananenfeld bringt mindestens fünfmal soviel Nährstoff als ein gleich großes Kartoffelfeld, zuweilen auch dreißig- bis vierzigmal soviel. Die Neger bauen etwa 20 Arten der Banane an; im ganzen gibt es — die Banane begleitet ja den Menschen in den Tropen überall hin —

Digitized by Google

mehr als 200 Spielarten! Ein Volk, das sich von Bananen nährt, muß — wie man sieht — bereits seßhaft sein, darf nicht mehr nomadisieren. Insofern hat die Banane offenbar einen guten Einfluß auf die Eingeborenen ausgeübt. Andererseits wird ihr aber auch die Schuld an der Verweichlichung mancher sich nur von Bananen nährenden Stämme zugeschoben.

Was die Neger täglich essen. Zu hören, woraus das „tägliche Brot" fremder Völker besteht, ist immer interessant. Die Neger unserer afrikanischen Schutzgebiete leben — mit ganz wenig Ausnahmen — von Pflanzenkost. Früher gab es zwar mehrere Hirtenvölker, die die Pflanzenkost als etwas Unmännliches, Schwächliches verschmähten und nur Fleisch aßen. Heute ist es aber — infolge der Rinderpest — nicht einmal mehr den Massai, den kriegslustigen Viehhütern in der ungeheuren Massaisteppe, möglich, nur von Fleisch und Milch zu leben. Die früher ebenso wie die Massai gefürchteten Wahehe und Wangoni im Süden Deutschostafrikas haben ebenfalls durch die Rinderpest soviel von ihren Herden verloren, daß sie vom Hirtenleben ganz zum Ackerbau übergehen und das Fleischessen aufgeben mußten. Auch die Massai sahen — gewitzigt durch furchtbare Hungersnot — ein, daß es besser ist, zwei Nahrungsquellen zu haben. So sieht der Reisende heute überall, er mag zu einem Stamm kommen, zu welchem er will, Äcker um die Dörfer; überall bringt man ihm Feldfrüchte, wenn er Nahrungsmittel haben will. Hier und da spielt zwar auch die Milch eine Rolle; das Fleisch aber ist eine außerordentliche Seltenheit auf dem „Tische" des Negers. In Ruanda z. B. gehört alles Vieh kurzweg dem Könige, und der „Untertan" bekommt nur bei ganz feierlichen Anlässen einmal ein Stück Fleisch zwischen die Zähne. Was nun aber die Pflanzenkost betrifft, so ist es nicht überall dieselbe Feldfrucht, die die erste Stelle auf der Speisekarte einnimmt. Fast jede Landschaft hat ein Hauptnahrungsmittel, neben dem die anderen eine geringere

Digitized by Google

Affenbrotbaum.

Mangrove.

Digitized by Google

Fruchtbündel der Ölpalme.

Abhacken der Gummilianen im Kameruner Urwalde.

Digitized by Google

Rolle spielen. Im größten Teile Deutsch-Ostafrikas bildet die Mohrenhirse (Sorghum) — die ertragreichste Körnerfrucht der ganzen Welt — den Grundstock der Ernährung. In anderen Gebieten dreht sich, wie oben schon erwähnt, alles um die Banane. Bei manchen Stämmen ist der Reis, der z. B. am unteren Rufidschi dreimal im Jahre geerntet werden kann, die Hauptfrucht. Stellenweise stehen auch die Bohnen an erster Stelle, oder der Maniok — eine große, keinerlei Pflege beanspruchende Staude mit dicken Wurzelknollen, die wie Kartoffeln schmecken. Als Nebenfrucht spielen eine große Rolle: die Batate — auch süße Kartoffel genannt — die fast keine Arbeit erfordert und doch drei Jahre lang immer neue Knollen ansetzt —; die Erdnuß, Erbsen, Jams, Taro u. a. m. Die Auswahl ist also groß genug. Aber der Neger versteht auch die besten Früchte seines Feldes nicht ordentlich auszunützen. Er ist kein Kochkünstler. Er glaubt genug getan zu haben, wenn er seine Körnerfrüchte in Wasser gekocht und zu einem dicken Brei — nach Art des Kartoffelbreies — gestampft hat. Es will schon viel heißen, wenn er sich Fladen aus Teig macht. Brot bäckt er überhaupt keins. — Nun kommt aber nicht alles Getreide, was bei einem Negerdorfe wächst, als Fladen, Brei oder Mehlsuppe auf den Tisch; aus einem großen Teil braut der Neger Bier (in Ostafrika Pombe genannt). Häufig wird aus dem Getreide, welches der Acker trägt, weit mehr Bier als „Brot" bereitet.

Das Bier des Negers. Die Neger sind leidenschaftliche Biertrinker. Das Bier ist sozusagen ihr Nationalgetränk. Es wird zumeist aus Hirse bereitet; aus Mais läßt sich auch welches herstellen, doch schmeckt dieses den Negern weniger gut. Die Bereitung ist sehr einfach und geschieht folgendermaßen: Die Hirse wird zu einem Brei zerstampft, der mit viel Wasser übergossen und mehrere Tage der Gärung überlassen wird. Es entsteht eine graue, trübe Brühe, die durch einen aus Stroh geflochtenen Sack filtriert wird. Das so entstandene Getränk ist sehr reich an Alkohol und

Digitized by Google

verursacht einen mächtigen Rausch. Infolge seines Gehalts an Hirsemehl sättigt es aber auch, und an einem sog. Pombetage wird tagsüber in den Hütten gar nicht erst gekocht; man weiß, daß man abends durch das Trinken satt werden kann. Ist nämlich in einer Hütte das Bier trinkfertig, so ladet der Hüttenbesitzer seine Nachbarn nebst Frauen ein, und nun trinkt man so lange, bis der gewaltige Topf leer ist. Hat am nächsten oder einem der folgenden Tage der Nachbar sein Bier fertig, so ladet dieser zum Trinken ein, und so geht es mit der Zecherei reihum. Nichts gefällt dem Neger mehr, als beim Pombetopf zu sitzen, zu rauchen und zu klatschen. Ein trinkfester Mann vertilgt seine 12 bis 16 Liter, und die Frauen stehen den Männern wenig nach. Am Ende des Gelages liegen alle am Boden und schlafen gleich an Ort und Stelle ihren Rausch aus. — Die Sache hat aber auch eine sehr ernste Seite. Der Neger verwandelt so lange sein Getreide in Bier, bis ihm nichts weiter als das Saatkorn übrig bleibt. Einen Vorrat für das kommende Jahr spart er nicht auf. Tritt dann eine Mißernte ein, so ist sofort die Hungersnot da.

Das Tierleben in der Steppe.

Sieben Zehntel alles Landes in Deutsch-Ostafrika sind Steppe, zumeist sog. Baumsteppe. Hier ist der Haupttummelplatz der Tiere. Hier finden sie ihre Nahrung — wenn auch nur „im Umherziehen". Hier können sie dem heranschleichenden Raubzeuge am besten entgehen. Hier sind denn auch die interessantesten afrikanischen Tierarten fast alle anzutreffen: Antilopen, Gnus, Zebras, Giraffen, Büffel, Elefanten, Nashörner, Paviane, Strauße.

Der Wildreichtum in den von den Weißen noch wenig berührten Steppengebieten ist so märchenhaft groß, daß sich der Europäer kaum einen Begriff davon machen kann. Es gibt heute noch Steppen, wo die großen Herdentiere zu Zehntausenden beieinander grasen. Den Hauptbestandteil der ungeheuren Wildscharen bilden immer die Antilopen, von denen oft zwanzig ver-

Digitized by Google

schiedene Arten, große und kleine, plumpe und schlanke, zu riesigen Herden vereinigt die Steppe durchstreifen. Mit ihnen gehen Herden von Zebras, Gnus und Straußen einträchtig in einem wahrhaft paradiesischen Frieden einher.

Ebenso erblickt man die Elefanten, die keineswegs nur Urwaldtiere sind, die Nashörner, die Paviane und die Büffel immer in Rudeln oder Herden beisammen. Die Büffel wurden von der in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts wütenden Rinderpest zwar ebenso erfaßt wie die zahmen Rinder, und sie schienen gänzlich auszusterben; doch haben sie sich rasch erholt und streifen heute wieder herdenweise umher.

Wo soviel Wild ist, da findet sich natürlich auch sehr viel Raubzeug ein und stört den Frieden der Pflanzenfresser. Aber obwohl die Löwen, Leoparden, Geparden, Hyänen, Schakale, Wildkatzen und wie sie alle heißen, allnächtlich und oft auch am hellen lichten Tage sich ihren Tribut holen, so vermögen sie doch das Wild weder von der Steppe zu verscheuchen, noch merklich zu dezimieren. Dem Menschen dagegen ist das durch seine sinnlose Schießerei an vielen Orten leider nur zu bald gelungen; manche Steppen sind bereits von Wild völlig entvölkert. Strenge Jagdgesetze sollen nun der weiteren Ausrottung Einhalt tun.

Höchst drollig ist es, auf welche Weise die Tiere der Steppe vor einer herankommenden Trägerkarawane die Flucht ergreifen. Nach einer Schilderung von Hans Meyer geht die Geschichte etwa so vor sich: Wenn die Karawane in der Ferne auftaucht, so halten die Tiere mit Fressen inne, stehen mit hochgehobenen Köpfen da und schauen mißtrauisch nach dem Menschenzuge aus. Bewegt er sich näher heran, so ergreifen nun nicht etwa alle Tiere zugleich die Flucht, sondern die schlechten Läufer — wenn man bei den flinken Steppentieren überhaupt von solchen reden will — machen den Anfang. Es sind immer die vorsichtigen kleinen Antilopenarten, die zuerst davonlaufen. Dann folgen größere Antilopen, besonders solche mit Jungen. Gewisse schlanke Arten warten ruhig

Digitized by Google

noch eine Weile, um dann in langen, eleganten Sätzen ihre Genossen bald einzuholen. Wenn aber alle schon fort sind, stehen immer noch die Zebras unbeweglich da, nur manchmal den Kopf wendend, gleichsam um abzumessen, wie weit die andern schon sind, — bis auch sie Kehrt machen, sich langsam, als wäre noch lange nichts versäumt, in Trab setzen, allmählich immer schneller werden und zuletzt in einem prachtvoll pfeilschnellen Galopp alle übrigen weit überholen.

Der Schauplatz des interessantesten Tierlebens in der Steppe sind die wenigen Wassertümpel und Seen während der regenlosen Zeit. Da kommen die ungeheuren Scharen alle an die Wasserstellen zur Tränke. Die Uferränder sind völlig zertreten von dem seit undenklichen Zeiten herbeiströmenden Wilde. Die Elefanten, Nashörner und Büffel haben oft wahre Hohlwege ausgetrampelt. Tagsüber sind immer gewaltige Schwärme von Enten, Gänsen, Störchen, Reihern, Flamingos, Fischadlern u. dgl. an und auf dem Wasser. Die großen Säugetiere der Steppe aber kommen fast nur nachts zur Tränke. Die furchtlosen Elefanten und Nashörner „suhlen" sich, wie man sagt, mit aller Behaglichkeit im Wasser; die übrigen aber machen das Geschäft des Trinkens so rasch als möglich ab.

Nach C. G. Schillings spottet die Zahl der Tiere, die während der Trockenzeit nachts an einem Wassertümpel zusammenkommen, eigentlich jeder Beschreibung. Doch erscheinen die Tiere nicht Nacht für Nacht an ein und demselben Tümpel. Da würden sie es ihren Feinden zu bequem machen. Sobald sie einmal eine Gefahr gewittert haben, suchen sie am nächsten Abende eine andere Wasserstelle auf. Auf einige Meilen Entfernung kommt es ihnen ja nicht an. Am Tage kommen ab und zu in pfeilgeschwindem, stillem Fluge große Vogelschwärme aus der Steppe an das Wasser, lassen sich rasch nieder, trinken in größter Hast und verschwinden wieder hoch in den Lüften. Ehe es ganz finster wird, lassen sich Scharen von Geiern und Störchen auf den kahlen Ästen der um den Wasser-

Digitized by Google

tümpel stehenden Bäume nieder, um die Nacht durch da sitzen zu bleiben. Nun wird es dunkel. Da kommen die ersten Wildrudel herbei. Es sind Zebras und Gnus, geführt von alten, vorsichtigen Leittieren. Lange horchen und spähen sie nach allen Seiten. Endlich trinken die vordersten, und bald stehen alle, oft mehrere hundert, im Wasser und schlürfen in langen Zügen. Da trägt ein Lufthauch die Witterung eines versteckten Menschen oder Raubtieres zu den Tieren. Ein Leithengst stößt einen warnenden Ton aus. Im Nu springt die ganze Herde durch das hochaufspritzende Wasser ans Ufer und galoppiert in die nächtliche Steppe hinein.

Nun liegt der Tümpel eine Zeitlang still da, und man kann das ferne Bellen und Heulen der Hyänen und Schakale hören. Doch nicht lange dauert es, so erscheinen neue Tierrudel — Antilopen, Giraffen, Wasserböcke, Büffel — an der Lache, und bald steht wieder Tier an Tier im Wasser, oft so dicht, daß sie einander drängen. Plötzlich ertönt ein gewaltiges, dumpfes Brüllen von fernher über die Steppe, dem ein gleiches von mehreren Seiten antwortet. So kündigen sich die Löwen an, die ihren nächtlichen Raubzug beginnen. Die ganze Tierwelt lauscht einen Augenblick wie erstarrt vor Schreck; dann jagt alles in Rudeln wild davon. Doch der Durst quält, und bald kommen neue Trupps, einmal von der, einmal von jener Seite zum Wasser, bis endlich der Morgen graut. Vgl. Tafel 4, Bild 1.

Ist die eine Wasserstelle ausgetrocknet, so unternehmen die Tiere oft meilenweite Wanderungen, um eine andere aufzusuchen. Ein deutscher Stabsarzt, der auf einer Forschungsreise in einem hoch über der Rukwaebene gelegenen Dorfe übernachtete, wurde früh zeitig von einem schwarzen Unteroffizier geweckt, „weil viel Wild durch die Ebene ziehe". Als er an den Rand der Anhöhe trat, bot sich ihm ein wunderbares Schauspiel. Tief unten bewegte sich ein endloser, dichtgedrängter Zug von allen dort heimischen Wildarten quer über die 40 km breite Ebene. In einer Zugbreite

Digitized by Google

von 40 bis 50 m zogen große und kleine Antilopen, Zebras, Gnus, Strauße und Büffel dahin und verschwanden in der Ferne zwischen den Bergen, während immer neue Scharen von Wild nachdrängten. So ging es stundenlang fort. Der Fluß sei trocken geworden, und die Tiere zögen nach einem anderen Flusse, sagten die Leute. Als der Deutsche den Weg des Wildzuges, eine breit ausgetretene Straße im Steppengrase, später kreuzte, fand er noch eine völlig erschöpfte junge Antilope, die er mit den Händen fangen konnte. Die Eingeborenen erzählten, daß in einem solchen Zuge auch Löwen, Leoparden und Hyänen willenlos mitgerissen würden, ohne in dem gewaltigen Strome dichtgedrängter Tierleiber ihrer Mordlust nachgehen zu können! Der Mensch weiche scheu zur Seite, bis die vom Durste gequälte Masse vorüber sei. Junge Tiere blieben oft zu einer formlosen Masse zertreten im Wege liegen.

Löwengeschichten.

Gibt es wirklich noch Löwen in unserem Schutzgebiete? — So habe ich oft fragen hören. — Wirklich, es gibt deren noch massenhaft in Deutsch-Ostafrika. Im Jahre 1908 zahlte die deutsche Verwaltung für 381 Löwen Schußprämien (à 20 Mark)! In Gegenden mit vielem Wilde erhebt der „König der Tiere" jede Nacht sein donnerndes Gebrüll. Er greift alles afrikanische Wild an, mit Ausnahme der Elefanten, Nashörner und Flußpferde. Am liebsten frißt er Zebras. Den Menschen fällt er selten an; besonders ein satter Löwe ist gar nicht angriffslustig. Zu gefährlichen Menschenfressern werden aber oft die alten Tiere, denen es schwer fällt, sich genug Wild zu erbeuten. Da bildet manchmal ein einziger Löwe die furchtbare Geißel eines ganzen Dorfes. Auch aus den Herden der Eingebornen holen sich die Löwen oft ihren regelmäßigen Tribut. Zur Illustrierung des Gesagten mögen folgende kleine Erzählungen dienen, die von ganz zuverlässigen Leuten und aus den letzten Jahren stammen.

Derselbe deutsche Stabsarzt, den wir oben erwähnten (Diesing, Globus 1909), schlug eines Tages sein Nachtquartier in einem

Digitized by Google

großen und reichen Negerdorfe auf. Daselbst herrschte gerade eine sehr gedrückte Stimmung. Ein paar Löwen hatten sich in der Nähe des Dorfes festgesetzt und holten sich Tag für Tag eine oder zwei Ziegen aus der Herde. Die Leute lebten in beständiger Unruhe. Die Frauen und Mädchen wagten es kaum mehr, an den vorüberfließenden Bach nach Wasser zu gehen, und der Jumbe (Dorfschulze) war soeben zum Oberhäuptling gegangen und hatte um Hilfe zu einer großen Treibjagd gebeten. Diese sollte nun in den nächsten Tagen stattfinden und dem Dorfe wieder Ruhe schaffen.

Als sich derselbe Deutsche auf seinem weiteren Marsche einst an ein Rudel Zebras in der Grassteppe heranschlich, um eins zu erlegen, richtete sich plötzlich hinter einem kleinen Busche ein gewaltiger Löwe auf, der ebenfalls Absichten auf die Zebras gehabt hatte. Er eilte in mächtigen Sätzen auf ein Gebüsch zu. Bevor er es erreichte, traf ihn aber eine Kugel. Sofort machte er brüllend kehrt und ging nun seinerseits zum Angriff über. Eine zweite Kugel streckte ihn aber nieder, ehe er an den Schützen herangekommen war. Als der glückliche Löwenjäger mit dem toten Räuber in das nächste Dorf einzog, erzählte man ihm, daß dieser Löwe seit längerer Zeit sich täglich ein Stück Vieh im Dorfe geholt habe. Ein Mädchen habe er beim Wasserholen auch weggeschleppt. Kürzlich habe er nachts die Pfähle der Dorfpalisade auseinandergebogen und sei auf das Strohdach einer Hütte gesprungen, um sich einen Menschen zu holen. Die in der Hütte Schlafenden aber seien ihm mit Feuerbränden zu Leibe gegangen und hätten ihn damit verscheucht.

Prof. Vosseler erzählt aus der Nordostecke von Deutsch-Ostafrika folgende Löwengeschichten („Zool. Beobachter" 1907): „Der Leiter einer Pflanzung erging sich eines Abends waffenlos am Steppenrande, fand das dürre Gras daselbst überflüssig und zündete es an. Mit dem ersten Knistern der Flamme tauchte plötzlich neben der noch das Streichholz haltenden Hand der Kopf eines mächtigen Löwen auf, der offensichtlichen Unwillen über diese Störung verriet und knurrend sich ins Dickicht zurückzog, den vor Schrecken starren Leiter keines weiteren Blickes würdigend."

„Auge in Auge stand eines Tages ein Pflanzer des Bezirkes Pangani einem Mähnenlöwen gegenüber, als er bei der Besichtigung

Digitized by Google

seiner Baumwollfelder am lichten Vormittag um die Ecke einer Parzelle bog. Der Löwe war in diesem Falle nicht weniger verblüfft über die unvermutete Begegnung als der Europäer, der instinktmäßig das in dieser Lage Zweckdienlichste tat, d. h. sich vollkommen ruhig verhielt, bis sich der Löwe zur Umkehr anschickte und, wie der Weiße, erst langsam, dann immer schneller den gegangenen Weg zurücklief."

„In Westusambara wachte ein altes Negerpärchen unter einem Grasschutzdach eine Nacht hindurch bei einem Feuer im Felde, um die Ernte vor Wildschweinen zu schützen. Gegen Mitternacht erscheint ein Löwe, setzt sich jenseits der Glut den Leutchen gegenüber und erhält bald die Gesellschaft seiner besseren Hälfte. Ergeben erwarten die Schwarzen ihr unvermeidlich scheinendes Schicksal. Die Löwen schauen sich dann und wann an, belecken sich, knurren, machen zögernd Miene vorzugehen, bleiben aber doch auf ihrem Platz. Erst mit Tagesgrauen ziehen sie sich in die Wildnis zurück, ohne ihrem Gegenüber ein Leid getan zu haben. Das Negerpaar hatte während der Stunden der Todesangst jede Bewegung, jeden Ton und Blick ihrer ungebetenen Gäste gedeutet. Rieb z. B. die Löwin ihren Kopf an ihrem Gebieter mit einem Blick auf das Negerweib, so flüsterte die Frau ängstlich ihrem Manne zu, daß jetzt der Löwe aufgefordert worden sei, sie zu holen. Das Davongehen der Löwen gegen Morgen legten sie sich dahin aus, daß so alte und magere Menschen ein zu schlechtes Fressen für Löwen seien."

„Einmal versuchte ein Löwe in den Eselstall einer Plantage bei Tanga einzudringen, indem er auf das Dach sprang, es einzudrücken versuchte und, als ihm dies nicht gelang, anfing, die Strohbedeckung wegzukratzen. Von dem durch das Geräusch erweckten Europäer gestört, entwich er. Mit besserem Erfolge holte ein anderer in Mombo einen Schwarzen nach der gleichen Methode aus seiner Hütte, ließ ihn aber auf das Geschrei der Weiber als Leiche mit eingeschlagenem Hinterhaupt bei der Flucht liegen. Beide Löwen waren als „Menschenfresser" bekannt und wurden bald erlegt."

Die Neger haben eine eigenartige Löwenfalle erfunden: Zwei hohe, feste Pfahlzäune stehen so nahe beieinander, daß sie einen schmalen Gang bilden, der vorn offen und hinten geschlossen ist.

Digitized by Google

Im hinteren Ende wird eine Ziege angebunden. Über dem Gange aber sind ein paar schwere Baumstämme ganz lose aufgehangen. Sobald nun der Löwe in den Gang hineingeht, berührt er einen sog. Abzug; die Stämme fallen nieder und schlagen den Löwen tot. Leider geht der Löwe in die so schön erdachte Falle meist nicht hinein.

Wie unheimlich zahlreich in den wildreichen Gegenden unseres Schutzgebietes heute noch die Löwen sind, das hatte auch Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg („Ins innerste Afrika") oftmals Gelegenheit zu erleben. Zwischen dem Viktoria- und dem Kiwusee ging er einst bei Tagesanbruch mit einem Offizier und ein paar Soldaten der Schutztruppe auf die Jagd. Von einem Hügel aus sahen sie in eine weite, braune Steppe hinab, durch die sich ein Flüßchen schlängelte. An den Ufern desselben standen ungeheure Scharen von Wild, besonders Zebras und Antilopen. Indem nun die Jäger den Abhang hinab nach den Wildherden zu gehen, bemerken sie plötzlich im hohen Grase ein Rudel von fünf Löwen, das dem Wasser zueilt. Zwei davon fallen unter den Schüssen der Jäger, zwei verschwinden spurlos im Grase und einer flüchtet in ein Gebüsch. Ein Soldat — ein baumlanger Massai — beginnt furchtlos das Dickicht abzusuchen, als auch schon der Löwe brüllend herausfährt und den Mann zu Boden reißt. Ein Schuß des Herzogs scheucht ihn wieder in sein Versteck zurück, wo man ihn auch nicht weiter belästigte. Denn der Massai sah böse aus. Ein Arm und eine Hüfte waren schrecklich zerfleischt. Er wird also rasch verbunden, bekommt ein paar Schluck Wasser, und bald richtet er sich wieder auf und legt dann — ein Beweis für die Lebenszähigkeit mancher Negerstämme — den fünfstündigen Weg ins Lager ohne Hilfe zurück.

Wenige Tage später begegnet ein Begleiter des Herzogs wieder einem Rudel Löwen. Diesmal sind es sechs, die den Weißen ruhig im hohen Grase auf sich zukommen lassen und dann unwillig knurrend davonlaufen. Sofort nimmt der Herzog mit ein paar Begleitern die Verfolgung auf. Man findet auch die Fährte und bekommt die Löwen zu Gesichte. Einer wird erlegt; die andern verschwinden im Grase. Während man noch bei dem erlegten steht, kommt ein Trägerjunge mit der Meldung herangejagt, daß soeben

Digitized by Google

aus einer anderen Richtung fünf Löwen vorbeigelaufen seien. Richtig sieht man auch hin und wieder einen gelben Kopf aus dem Grase auftauchen. Aber obwohl die Löwen scheinbar nur ganz gemächlich dahintrotten, können die Verfolger sie doch nicht einholen, bis sich endlich der stärkste der Löwen umdreht und zurückschaut. Das war sein Verderben. Mit einer Kugel im Leibe flüchtet er brummend in ein Gebüsch. Nach stundenlanger Verfolgung gelingt es, noch zwei andere zur Strecke zu bringen, so daß man am Abende drei erlegte Löwen im Lager hat!

Krokodilgeschichten.

Fast alle Flüsse unserer afrikanischen Kolonien beherbergen eine Unzahl Krokodile. Das sind die unheimlichsten aller Wasserbewohner. Ein Vertilgungskrieg gegen sie wie gegen die Löwen ist ganz aussichtslos. Jährlich fallen zahlreiche Menschen und Haustiere den furchtbaren Eidechsen zum Opfer. Es sei zur Illustration hier einiges erzählt, was Hauptmann A. Fonck an der Küste von Deutsch-Ostafrika mit Krokodilen erlebte (nach „Kolonie und Heimat"):

Eines Tages stand er vor der Boma (Militärstation) in Kilwa, als sich ihm zwei Neger näherten, von denen sich der eine kaum noch auf den Füßen erhalten konnte. „Mein Freund ist von einem Krokodil gebissen worden; wir bitten um dawa (Medizin)", sagte der andere. Der Verletzte war furchtbar zugerichtet. Der linke Arm war ganz zermalmt, und auch die rechte Hand war durch und durch gebissen. Im Lazarett mußten ihm beide Arme abgenommen werden. Später erzählte er, wie er zu den schrecklichen Wunden gekommen war. Er hatte am Ufer des Mohorroflusses gewaschen, indem er — nach Negersitte — die Wäsche auf einem Holzblocke mit einem Steine klopfte. Da er wußte, daß es im Flusse von Krokodilen wimmelte, so ließ er den Blick von Zeit zu Zeit über das trübe Wasser gleiten, bemerkte jedoch nichts. Plötzlich aber fuhr der Kopf eines mächtigen Krokodils mit weit aufgerissenem Rachen aus dem Wasser, und ehe der erschrockene Neger zurückspringen konnte, hatte ihn das Untier auch schon beim linken Arme erfaßt und zerrte ihn in den Fluß. Zum Glück sank er mit den Füßen tief in den Uferschlamm und konnte infolgedessen etwas Widerstand leisten. In der

Digitized by Google

Todesangst schlug er mit dem Waschsteine auf den Kopf des Krokodils, so daß dieses den linken Arm losließ, dafür aber sofort die rechte Hand erfaßte. In diesem Augenblicke stürzten — herbeigerufen durch das Hilfegeschrei des Überfallenen — ein paar Neger mit Stangen herbei und droschen aus Leibeskräften auf das Krokodil los, bis es, wütend mit dem Schwanze schlagend, seine Beute fahren ließ und im Flusse untertauchte.

*

Nicht lange darnach wäre Hauptmann Fonck beinahe selbst den Krokodilen zum Opfer gefallen. Er leitete den Bau einer neuen Straße und hatte mit einer Kompagnie schwarzer Soldaten ein Lager an einem krokodilreichen Flusse aufgeschlagen. Sonntags, als die Arbeit ruhte, nahm er seinen Boy und einen Soldaten mit und begab sich an den Fluß, um ein paar Krokodile zu erlegen. Vorsichtig einem schmalen Negerpfade durch das hohe Schilf folgend, sehen sie — am Ufer angekommen — drei mächtige, dunkelgrüne Krokodile auf einer Sandbank des Flusses in der heißen Mittagssonne schlafen. Der Hauptmann schießt, und zwei Tiere fahren blitzschnell in das hoch aufspritzende Wasser. Das dritte fällt auf den Rücken und dreht den weißen Bauch nach oben. Auf ein paar weitere Schüsse wirft es sich aber herum, peitscht wütend den Sand mit dem Schwanze und gleitet auch ins Wasser. Während der Boy ins Lager laufen und einen Einbaum holen muß, taucht das schwer verwundete Tier noch mehrmals auf, indem es jedesmal den aufgesperrten Rachen mit lautem Klappen zuschlägt. Endlich kommt es nicht mehr an die Oberfläche. Der Hauptmann steigt nun mit dem Soldaten in das unterdes herbeigeholte Boot und läßt sich zu der Sandbank treiben. Mit einer langen Bambusstange sucht er den Grund nach dem verendeten Tiere ab, fühlt etwas Festes, stößt kräftiger zu, verliert das Gleichgewicht und stürzt in das Wasser, wobei das schmale Boot umkippt und der Neger ebenfalls in den Fluß fällt. Der Hauptmann schwimmt mit einer Schnelligkeit, die er sich selber nicht zugetraut hatte, an die Sandbank und ist im Nu auf dem Trockenen; — auf dem Trockenen greift ein Krokodil niemals an. Der Eingeborene aber

Digitized by Google

verwickelt sich mit den Füßen in zähe Wasserpflanzen und kommt nicht von der Stelle. „Krokodil, ich sterbe!“ schreit er verzweifelt. Ohne Besinnen springt der Deutsche wieder ins Wasser und reißt die hindernden Pflanzen weg. Der Neger ergreift eine Mangrovenwurzel über sich und ist mit affenartiger Geschwindigkeit oben; sein Retter aber muß zur Sandbank zurückschwimmen. Kaum hat er sie erreicht und steht auf dem Sande, so tauchen auch schon ringsum zahlreiche Krokodilköpfe aus dem Wasser! Nun erst wird ihm die furchtbare Gefahr klar, der er mit knapper Not entronnen. Das Schicksal des Mohorromannes steht ihm vor Augen, und die Lust zum Krokodilschießen ist ihm vorläufig vergangen. Er schickt seinen Begleiter ins Lager, um Leute zu holen. Unterdessen treibt auch das erlegte Krokodil auf der Sandbank an. Als die Leute kommen, wird das 3½ m lange Tier in das Boot geworfen, an Land gefahren und abends im Lager verspeist.

Die Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas. Ein Blick auf eine Völkerkarte von Deutsch-Ostafrika zeigt eine geradezu verwirrende Menge von einzelnen Stämmen. Ihre Namen fangen gewöhnlich mit der Silbe „Wa“ an, während die Namen der Wohnsitze der betreffenden Völker mit „U“ beginnen; z. B. Uhehe (Land) — Wahehe (Volk); Ugogo — Wagogo; Ufipa — Wafipa; Ungoni — Wangoni; Unjamwesi — Wanjamwesi usw. Zwischen den einzelnen Stämmen bestehen — was die Körpergestalt betrifft — oft sehr große Unterschiede, viel größere als in Deutschland etwa zwischen den Schwaben und den Friesen. Es gibt — um nur eins hervorzuheben — Stämme, deren Angehörige durchweg hochgewachsen, hager und sehnig sind und zu den längsten Menschen der Welt gehören; andere, wo die kurze, gedrungene Gestalt vorwiegt; wieder andere, die als „Zwergvölker“ bezeichnet werden. Desgleichen sind in der Gesichtsbildung und im Haarwuchse große Unterschiede vorhanden, von Haartracht, Kleidung, Schmuck, Waffen, Hausbau, Sitten u. dgl. mehr gar nicht erst zu reden.

Die Suaheli. Derjenige Stamm, mit dem der nach Deutsch-Ostafrika kommende Europäer zuerst in Berührung tritt, sind die

Digitized by Google

Suaheli, auch Waſuaheli genannt. Sie bewohnen die ganze Küſte auf einem etwa 30 km weit ins Innere ſich erſtreckenden Streifen. Sie ſind eine außerordentlich „gemiſchte Geſellſchaft“. Denn alle Fremden, die ſich je an der Küſte niedergelaſſen, haben ſich mit den dort wohnenden Negern vermiſcht: Araber, Inder, Perſer und Europäer. Desgleichen ſind die aus dem Inneren zugewanderten oder als Sklaven hingebrachten Afrikaner auch allmählich in der Küſtenbevölkerung aufgegangen.

Die Suaheli bilden ſich denn auch ein, eine vornehmere Raſſe zu ſein als die „Waſchenſi“ („die Wilden“) des Binnenlandes. Sie haben einen gewiſſen äußeren Schliff angenommen, der auf den erſten Blick beinahe wie Kultur ausſieht. Sie gehen vollſtändig bekleidet. Die Männer tragen als Hauptgewand ein bis auf die Füße reichendes Hemd und eine Mütze oder ein Fes; an den europäiſchen Hoſen finden ſie keinen Gefallen. Ihr langes Hemd iſt eine Nachahmung des arabiſchen Hemdes, das der Araber unter ſeinem Kaftan trägt; denn der Araber, deſſen Religion ſie auch angenommen haben, gilt ihnen als in allen Dingen bewunderungswürdiges Vorbild. Die Frauen umhüllen ſich mit zwei umfangreichen Stücken buntgedruckten Kattuns, die ſie loſe umſchlagen und an denen ſie fortwährend zu ſchaffen haben; denn einen Knopf oder einen Haken gibt es an dem Gewande nicht. Es kommt ihnen dabei zuſtatten, daß ſie alle Laſten, Körbe und Töpfe auf dem Kopfe tragen; ſo haben ſie immer eine oder auch beide Hände frei. Je grellere Farben der Kleiderſtoff hat, um ſo lieber kaufen ihn die Frauen. Am liebſten iſt es ihnen, wenn europäiſche Wunderdinge daraufgedruckt ſind, z. B. Lokomotiven, Automobile, Dampfſchiffe u. dgl. Beſonders die Stadt-Suahelis und ihre Frauen tun ſich durch ausgeſuchte Kleidung und affektierten Gang hervor. Die Dorfleute dagegen, beſonders wenn ſie auf dem Felde arbeiten müſſen, legen weniger Wert auf ſolche Dinge. Tätowierungen auf der Haut oder abgefeilte Zähne oder gar Lippenpflöcke wie bei manchen Stämmen des

Digitized by Google

Inneren gibt es bei den Suahelis schon lange nicht mehr; dafür sind sie zu fein geworden! Auch im Hüttenbau haben sie einen besonderen „Küstenstil". Ihre Hütten haben nämlich Giebel und mit Lehm bestrichene Wände! In der Kochkunst haben sie aber keinen besonderen „Stil" hervorgebracht. Ihr Hauptnahrungsmittel ist der dicke Brei aus Hirsemehl, der bei ihnen ebenso täglich zweimal auf den „Tisch" kommt, wie bei allen anderen ackerbautreibenden Negern Ostafrikas. Bis zum Backen eines ordentlichen Brotes haben auch sie es nicht gebracht. Von großer Wichtigkeit für unser Schutzgebiet ist die Sprache der Suaheli geworden. Sie ist von wirklichem Wohlklange, dabei leicht zu lernen, und hat sich zur Verkehrssprache, zum „Französisch", von ganz Ostafrika ausgebildet. Für die deutschen Beamten ist es nötig, daß sie das Suaheli erlernen.

Machen wir einen

Gang durch ein Suahelidorf

in der Nähe einer Stadt. Zu beiden Seiten eines breiten, sauber gehaltenen Sandweges stehen die ebenfalls sehr sauberen Hütten, alle im Schatten großer Mangobäume oder Kokospalmen. Der Suaheli liebt den Schatten sehr; daher hat auch seine Hütte auf der einen Seite ein weit vorspringendes Dach, unter dem sich die Familie in allen freien Stunden aufhält. — Es ist früher Morgen, und wer irgendeine Arbeit zu verrichten hat, der geht jetzt an sein Tagewerk. Die Frauen ziehen, begleitet von den Kindern und ein paar Schafen und Ziegen, mit der Hacke auf das Feld, das sich rings um das Dorf ausbreitet. Auch einige Männer gesellen sich, die Hacke in der Hand, zu den Frauen. Das sind aber Sklaven, denn der freie Suaheli liebt die Feldarbeit ganz und gar nicht. Einige der freien Suahelimänner gehen mit dem Netze hinab an das Meer, um zu fischen. Sie sind aber sehr wählerisch beim Fischfange und bringen nur wenige Arten aus dem immer reichen Fange nach Hause. Vor einer Hütte stehen mehrere Männer mit Traglasten auf dem Kopfe und warten noch auf einen Gefährten. Dann marschieren sie zum

Digitized by Google

Dorfe hinaus. Sie bilden eine kleine Handelsgesellschaft, die in das Hinterland mit allerhand Waren aus den Läden der Stadt hausieren geht und auf dem Rückwege Tabak, Baumwolle und andere Erzeugnisse der Neger, auch Felle, Ziegen und Schafe mitbringt. Mehrere junge Suahelis laufen an uns vorbei und schlagen den Weg nach der Stadt ein. Sie haben dort entweder eine „Aufwartung" als Boy im Hause eines Europäers, Arabers oder Inders, oder sie sehen sich am Hafen nach einer Arbeit um.

Bald ist das Dorf wie ausgestorben; nur hier und da sitzt ein jede Arbeit verabscheuender Suaheli im Schatten seines Daches und raucht, und Hühner und Enten laufen zwischen den Häusern herum. Hinter einer Hütte hervor klingt der Schlag einer Axt. Wir gehen dem Schalle nach, schrecken aber, indem wir um die Hütte herumgehen, vor einem entsetzlichen Gestanke zurück. Es hängt da an der Wand die Lieblingsspeise der Suaheli, geräucherter Haifisch! Dann treffen wir einen Suahelizimmermann, der gerade beim Ausbessern eines Bootes ist. Mit seiner Erlaubnis treten wir in seine Hütte ein. Fenster hat sie keine, sonst hätten wir von außen einen Blick hineinwerfen können. Es gibt drei „Zimmer" im Innern der Hütte, die Zwischenwände aber reichen bloß so hoch hinauf wie unsere spanischen Wände. In jedem steht und liegt etwas dürftiger Hausrat umher: einige geflochtene Matten; ein paar Körbe, worin die „guten" Kleider stecken; einige ganz niedrige Bettstellen und ein paar Stühle. Außerdem sieht man ein paar Blechtöpfe und eine Petroleumlampe! Nachdem wir diese Hütte wieder verlassen haben, fällt uns eine andere von besonderer Größe auf. Vor ihr steht ein riesiger Mangobaum, in dessen Schatten eine ganze Volksversammlung Platz fände. Wir erfahren, daß das die Hütte des „Jumben", des Dorfvorstehers, ist. Er selbst ist gerade in der Stadt beim Bezirksamtmann.

Wir warten nun nicht ab, bis die Frauen vom Felde kommen, um die Hauptmahlzeit zu bereiten, sondern wenden uns, ehe die Sonne ganz unerträglich wird, wieder der Stadt zu.

*

Im Gebiete der Suaheli bilden — außer den Deutschen — auch die Araber und Inder einen wichtigen Teil der Bevölkerung.

Digitized by Google

Die **Araber** haben in der Geschichte Ostafrikas und insbesondere in unserem Schutzgebiete einst eine große Rolle gespielt. Alle bedeutenden Städte Ostafrikas sind arabische Gründungen. Die Araber waren einst die Herren über alle ostafrikanischen Küstenländer; es gab z. B. ein besonderes arabisches Sultanat Sansibar. Sie waren große Grundbesitzer und ließen ihre Pflanzungen durch Sklaven bearbeiten; denn selbst arbeitet der Araber in Afrika nicht. Um sich billige Arbeiter zu verschaffen, veranstalteten sie mit Hilfe angeworbener Krieger im Innern Afrikas regelrechte Sklavenjagden. Die zum Widerstande unfähigen Neger wurden eingefangen wie das Vieh und an die Küste transportiert. Auf dem Wege dahin wurden sie mit Elfenbein beladen; und so erschien der Araber im Innern des Landes immer als Sklavenjäger und Elfenbeinhändler zugleich. Um sichere Handelsniederlassungen im Hinterlande zu haben, gründeten die Araber Tabora im Wanjamwesilande und Udschidschi am Tanganjikasee. Die Lage änderte sich aber mit einem Schlage, als die deutsche Regierung dem Sklavenhandel mit unerbittlicher Strenge ein Ende machte. Jetzt mangelte es an Arbeitern auf den arabischen Pflanzungen. Viele Araber verarmten; ihre Besitzungen gingen gewöhnlich in die Hände der Inder über. Da versuchten sie, den früheren Zustand durch einen großen Aufstand gegen die Deutschen wiederherzustellen. Auch dieses Mittel schlug fehl; Wissmann warf die Erhebung nieder. So haben sich denn zahlreiche Araber nach anderen Erwerbszweigen umsehen müssen; besonders sind sie Schiffseigentümer geworden und betreiben Küstenhandel. Trotzdem also die Araber ihre frühere Herrscherstellung völlig verloren haben, tragen sie doch noch das alte, würdevolle Wesen zur Schau, das dem Suaheli so imponiert. Den ungläubigen Weißen zu betrügen halten aber die meisten für durchaus erlaubt und verdienstlich.

An Unredlichkeit kommt dem Araber gleich, an Geschäftsklugheit aber übertrifft ihn weit der **Inder**. Die Zahl der Inder ist

Digitized by Google

Erlegtes Flußpferd.

Termitenhügel.

Digitized by Google

C. G. Schillings. Aus „Mit Blitzlicht und Büchse".

Tierleben in einer Salzsteppe Deutsch-Ostafrikas.

Negerdorf in Unjamwesi (Deutsch-Ostafrika).

Digitized by Google

in unserem Schutzgebiet weit größer als die der Araber. Sie sind am liebsten Kaufleute, doch betreiben auch viele ein Handwerk, z. B. als Schneider, Schuhmacher, Klempner, Goldschmied. Den Handel mit den Negern haben fast nur Inder in der Hand. In den Läden, wo die Neger kaufen und um jede Kleinigkeit stundenlang feilschen, sieht man als Verkäufer immer einen Inder. So ist es nicht etwa nur an der Küste, sondern auch in allen größeren Ortschaften im Innern des Landes. Hier kauft der Inder dem Neger alle Produkte ab, die dieser erzeugt, wie Erdnüsse, Reis, Baumwolle, und verkauft sie mit hohem Gewinn an die deutschen oder indischen Großkaufleute. Unter den indischen Großhändlern gibt es schwerreiche Leute. Einer von ihnen erbaute in Daressalam auf eigene Kosten ein mächtiges Hospital; als Knabe hatte er Kuchen in den Straßen von Sansibar verkauft! Gewöhnlich verläßt der Inder, wenn er genug verdient hat, Afrika und kehrt nach Indien zurück. So ist er immer ein Fremdkörper in der Kolonie.

Die Wanjamwesi. Südlich vom Viktoriasee breitet sich Unjamwesi, das Land der Wanjamwesi, aus. Die Bezeichnung „Wanjamwesi" ist ein Sammelname für eine ganze Anzahl von Negerstämmen, die nach ihrem Aussehen und ihrem Leben und Treiben eine nahe Verwandtschaft zeigen. Das Gebiet der Wanjamwesi übertrifft an Größe das Königreich Bayern bei weitem. Fast jedes Dorf hat einen Häuptling. Aber ein Oberhaupt über das ganze Land, etwa einen Sultan, gibt es nicht. Die Wanjamwesi sind ausgezeichnete Ackerbauer, die sich mit ihren Feldern wohl sehen lassen können. Sie nehmen auch gern Neuerungen in der Feldbestellung an, die sie an der Küste kennen lernen. Während der Zeit, wo sie auf ihren Feldern nichts zu tun haben, gehen die Männer als Karawanenträger an die Küste, und sie genießen den Ruhm, die besten Träger in Deutsch-Ostafrika zu sein. Außerdem gehen die Männer als Arbeiter in die Pflanzungen der Europäer oder zum Straßen- und Eisenbahnbau. So haben sie

Digitized by Google

immer Anregung zum Fortschritt und bilden hinten im Seenlande eine Art Pioniere der Kultur. Es gibt Wanjamwesi-Dörfer, wo sogar niedrige Hochöfen rauchen und die Männer jahraus jahrein Feldhacken, Messer, Speerspitzen, eiserne Tabakspfeifen u. dgl. schmieden, während die Frauen Töpfe und Schüsseln fabrizieren. Auch im Hüttenbau leisten die Wanjamwesi Hervorragendes, und mancher Häuptling besitzt eine Rundhütte, in der mehr als hundert Menschen Platz finden. Aber ihre hervorragendste Beschäftigung ist, wie schon gesagt, der Ackerbau.

Die Wanjamwesi bei der Feldarbeit. Hat es nach der großen Trockenzeit wieder tüchtig geregnet, so daß der durchfeuchtete Boden mit der Hacke bearbeitet werden kann, so bemächtigt sich der Wanjamwesi eine förmliche Aufregung. Mit einer wahren Leidenschaft fallen sie über die Äcker her. Bei Sonnenaufgang ist schon das ganze Dorf draußen; nur Greise und Kranke sind daheim geblieben. Früher, als der Sklavenraub noch sozusagen in Blüte stand, zogen die Männer bewaffnet wie zum Kriege auf die Felder. Heute ist das nicht mehr nötig, denn der Sklavenraub ist in Deutsch-Ostafrika gründlich beseitigt. Die Frauen nehmen das Kochgeschirr, Mehl und Wasser mit hinaus und bereiten draußen das Essen. Die größeren Kinder bekommen eine Hacke, um bei der Arbeit zu helfen. Den etwa gerade vorhandenen Säugling trägt die Mutter in einem Felle oder einem Stück Bastzeuge den ganzen Tag während der Arbeit auf dem Rücken, trotz der Sonnenglut und der massenhaften Fliegen.

Den Pflug kennen die Leute nicht. Das Umreißen des Bodens, das Ziehen der Furchen, alles wird mit der Hacke gemacht. Zu Beginn der Regenzeit werden deshalb die Schmiede ihre Hacken reißend los. Da man das Eisen nicht sehr hart zu schmieden versteht, ist eine Hacke in zwei drei Jahren vollständig verbraucht. Wochenlang stehen nun Männer und Frauen auf den Feldern, bis diese soweit vorbereitet sind, daß gesät werden kann. Der

Digitized by Google

Neger sät nicht so, daß er die Körner in weitem Bogenwurf ausstreut; er macht vielmehr mit der Hand kleine Löcher in die aufgeworfenen Furchen, legt den Samen hinein und scharrt das Loch wieder zu. Was der Wanjamwesi sät, ist hauptsächlich Hirse (das sog. Negerkorn), außerdem Mais und Reis. Neben dem Getreidefelde hat er noch ein Feld mit Erdnüssen, Bataten, Kürbissen u. dgl. mehr.

Ist der Samen im Boden, so ziehen die Männer einen tiefen Graben um das Feld zum Schutze gegen das Wild. Sind Büffel in der Gegend, so wird ein hoher Zaun errichtet. Hie und da wird auch eine Fallgrube — mit spitzigen Pfählen auf dem Boden — angelegt. Hierauf werden noch hohe Gerüste gebaut, — sie müssen die 4 m hoch werdenden Hirsehalme noch überragen, — auf denen die Knaben tagsüber Wache halten und durch Schreien oder Werfen mit kleinen Steinen die diebischen Affenherden, die Papageien- und Taubenschwärme verscheuchen. Natürlich kommen sie sich bei diesem Wachdienste ungemein wichtig vor.

Was nun auf dem Felde noch zu tun ist, überläßt der Mann seiner Familie. Er selbst zieht als Träger zur Küste. Den Beginn der Ernte setzen die Häuptlinge fest. Die Frauen und die größeren Kinder ziehen nun wieder auf das Feld, knicken einen der riesigen schilfartigen Halme nach dem andern um und schneiden die Ähre ab. Das Stroh wird später verbrannt. Das gibt dann — bei der Masse von Stroh — Feuer, gegen die die deutschen Kartoffelfeuer nur Kinderspiel sind.

Das Ausdreschen der Ähren wird gleich auf dem Felde vorgenommen. Es wird eine Tenne hergestellt, — gewöhnlich dadurch, daß man einen Termitenhügel abträgt und die Erde unter Aufgießen von Wasser glatt und fest tritt. Nun schichtet man die Ähren auf die Tenne, geht mit langen Stangen im Kreise darum herum und schlägt die Körner aus. In großen Körben wird das Korn — das Hirsekorn hat etwa die Größe eines Haferkorns — dann in das Dorf geschleppt und in besonderen Kornhütten auf-

Digitized by Google

gespeichert. Das sind Hütten wie Wohnhütten, nur kleiner und auf Pfählen stehend, um das Getreide vor Nässe und Termiten zu schützen.

Ist die Ernte glücklich eingebracht, so kommen auch die Männer von der Küste zurück. Reichtümer bringen sie nicht mit. Vor der Rückreise machen sie sich an der Küste gewöhnlich ein paar gute Tage, und dabei geht der Verdienst so ziemlich drauf. Nun kommt in den Dörfern die Zeit des Ausruhens für Männer und Frauen und zugleich die langersehnte Zeit des Bierbereitens und der allabendlichen Trinkgelage.

Ein Tag in einem Wanjamwesi-Dorfe.

Vor uns liegt ein Dorf mit hundert strohgedeckten Negerhütten, die regellos beieinander stehen. Das ganze Dorf ist von einem hohen Pfahlzaune umgeben, durch den nur ein einziges Tor führt. (Vgl. Taf. 4, Bild 2. Dieses uns zur Verfügung stehende Bild hat aber gerade keinen Zaun.) Zwischen den Hütten erheben sich seltsame Gerüste: auf hohen Stangen sind überdachte Schlafstätten eingerichtet! Darunter glimmt die ganze Nacht ein Feuer, dessen Rauch die Moskitos verscheucht.

Soeben kündigen die Hähne den Morgen an. Da wird es im Dorfe lebendig. Von den Gerüsten steigen die Schläfer nieder. Geräuschvoll werden die Hüttentüren zur Seite geschoben, und schwarze Gestalten treten überall ins Freie. Es sind die Frauen, die mit großen Tonkrügen auf dem Kopfe zu dem Tore eilen. Die zuerst dort eintreffende Frau öffnet das Tor, indem sie den Pflock herauszieht, mit dem es verschlossen ist. Die Torschwelle ist sehr hoch und der obere Balken sehr niedrig, so daß der Eingang eigentlich nur ein enges Schlupfloch ist, durch das man sich gebückt hindurchzwängen muß. Bald sind die Krüge an dem Brunnen vor dem Tore gefüllt. Die Frauen kehren in das Dorf zurück und setzen das Wasser an das Feuer, um heißes Waschwasser zu haben. Denn Seife hat der Neger nicht, und so vollzieht er seine tägliche Reinigung mit heißem Wasser. Das Waschen geschieht sehr sorgfältig; das Abtrocknen muß die Luft besorgen. Ist Öl (Erdnußöl) vorhanden, so

Digitized by Google

wird der ganze Körper damit eingerieben. Dann werden die Zähne eine halbe Stunde lang gereinigt und gerieben — in Ermangelung einer Zahnbürste mit einem Stück Holz, dessen Ende pinselartig zerkaut ist. Nun bereiten die Frauen aus Mehl, das noch vom gestrigen Tage übrig ist, eine dünne Morgensuppe, die rasch verzehrt wird. Hierauf gehen sie an die Vorbereitung der Hauptmahlzeit. Die wichtigste Arbeit ist das Mehlmachen. Unter eintönigem Gesang knien sie an den Reibsteinen oder stehen stampfend am Mörser. Ist genug Mehl fertig, so schütten sie so viel davon in einen Topf mit siedendem Wasser, daß ein dicker Teig entsteht. Daraus werden kegelförmige Klöße geformt und auf einen Strohteller gelegt. Geröstete Bananen oder Erdnüsse, zuweilen auch gekochtes Fleisch, bilden die Zuspeise. Vom Braten des Fleisches wissen die Neger nichts. Eier gelten ihnen für sehr unappetitlich und werden nicht gegessen, wohl aber gedörrte Maden! Die Frau setzt das Essen und Wasser zum Mundausspülen auf die Erde und verläßt dann die Hütte. Der Mann und die Knaben kauern sich nun um das Essen her, das ohne Hilfe von Löffel, Messer oder Gabel in unglaublich kurzer Zeit hintergeschlungen wird. Hierauf essen auch die Frau und die Mädchen.

Wenn nun nicht gerade etwas ganz Notwendiges auf dem Felde zu tun ist, so beginnt die Frau ihre Haarfrisur zu erneuern. Sie geht zu einer Nachbarin, setzt sich auf einen niedrigen Schemel, zündet sich eine Tabakspfeife an und überläßt ihren Haarschopf der Freundin, die mit Hilfe eines sechszinkigen Holzkammes und unter Verwendung massenhaften Oles irgendeine Frisur, wie sie gerade Mode ist, aufbaut. Ist die erste Frau fertig, so setzt sich die zweite hin, steckt sich dieselbe Tabakspfeife in den Mund und läßt nun ihren Kopf bearbeiten. Ist das Ungeziefer einmal zu zahlreich geworden, so wird mit einer scharfen Pfeilspitze der ganze Kopf glatt abrasiert.

Während so die Frauen bei der Toilette sitzen und die Sonnenglut im Dorfe immer größer wird, lungern die Männer faul umher und rauchen Tabak oder Hanf. Einige schnitzen an einem Lanzenschafte; andere sitzen um einen baumlangen Mann herum, der gestern von der Küste, wohin er als Träger gegangen war, zurückgekommen ist und nun erzählt.

Digitized by Google

Plötzlich wird die Stille durch Geschrei und Schimpfen unterbrochen. Ein Mann hat nach langem Streite seine Frau aus der Hütte gejagt. Sie macht ihrem Herzen durch einen Strom von Scheltworten Luft und läuft in die Hütte ihres Vaters, wo sie so lange bleibt, bis ihr Mann sie wieder holt. Zahlreiche Nachbarinnen sind herbeigekommen, um dem Ehedrama aus nächster Nähe zuzusehen. Während man noch darüber spricht, hört man vor dem Tore den dumpfen Ton mehrerer Trommeln, und alles läuft hinaus. Es ist ein Trupp Tänzerinnen angekommen. Bald steht das ganze Dorf im Kreise um die Künstlerinnen herum, die — mit Ziegenfellen behangen und an den Fußknöcheln rasselnde Nußschalen tragend — nach dem Takte der Trommeln ihre Tänze so lange wiederholen, bis sie von den Zuschauern genug Gaben erhalten haben. Am liebsten würden die Dorfleute bis in die Nacht hinein zusehen, aber die meisten Frauen müssen noch Mehl zum Abendessen bereiten, und den Männern liegt es noch ob, so viel Brennholz im Walde zu holen, daß die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Hütte oder unter dem Schlafgerüste unterhalten werden kann.

Dann setzt man sich zum Essen nieder. Mit einbrechender Dunkelheit geht noch niemand schlafen, sondern Männer, Frauen und Kinder versammeln sich unter den mächtigen Feigenbäumen, die in der Mitte des Dorfes einen freien Platz umgeben. Um ein Feuer gelagert, beginnen sie ihre uralten Lieder, einzeln und im Chore, zu singen. Dann springen die Männer empor und führen einen Tanz auf, zu dem die Frauen singen und in die Hände klatschen. Hernach werden die Rollen vertauscht. Auch die Kinder versuchen sich im Tanzen, und so geht es ein paar Stunden fort, bis sich endlich die Versammlung zerstreut und jede Familie ihre Hütte aufsucht. Bald herrscht tiefe Stille im ganzen Dorfe; nur von draußen her ertönt von Zeit zu Zeit das Heulen einer Hyäne. (Das Material zu den letzten beiden Schilderungen stammt hauptsächlich aus Reichard, „Deutsch-Ostafrika".)

Die Massai. Das Massailand ist die große Steppe, die sich am Kilimandscharo weit über deutsches und englisches Gebiet erstreckt. Der Boden ist zumeist ausgezeichnetes Weideland, dem

Digitized by Google

es nicht an Wasserstellen und auch nicht an sog. Salzlecken fehlt, ohne die das Vieh nicht gedeiht. Jahrhundertelang sind die nomadischen Massai der Schrecken und die Geißel der ackerbautreibenden Nachbarstämme gewesen. Der Ruf: „Die Massai kommen!“ bewirkte oft, daß ganze Dörfer mit allem Vieh in die Wälder flohen.

Die Massai sind auch wahrhaft kriegerische Gestalten, von ganz anderem Körperbau, als man ihn sich bei den Negern gewöhnlich vorstellt. Sie sind groß, schlank, mager, aber sehnig; der Kopf ist hoch und schmal, die Nase schmal und etwas gebogen wie bei den Semiten — werden doch die Massai tatsächlich für ein Brudervolk der ältesten Ebräer angesehen. Die Lippen sind nicht wulstig. Die Frauen rasieren den Kopf glatt ab, die Männer flechten das Haar in Zöpfen! Jedes Barthaar aber wird mit einer kleinen Zange ausgerissen. Als Kleidung tragen die Männer weiche Mäntel aus zusammengenähten Kalbsfellen, die Frauen solche aus Ziegenhäuten. Schmuck wird von den Frauen sehr geliebt; sie behängen die Ohren mit riesigen Metallstücken; um den Hals tragen sie eine Masse spiralförmig gewickelten Kupferdraht und an den Unterarmen und Waden hohe Manchetten, ebenfalls aus gewickeltem Kupferdraht, alles zusammen oft zwanzig Pfund schwer! Vgl. Tafel 6, Bild 2. Diesen gewichtigen Schmuck legen sie auch bei der Arbeit nicht ab. Die Männer befestigen, wenn es in den Krieg geht, einen Rahmen aus Leder um das Gesicht, der mit schwarzen Straußenfedern besteckt wird und den Kriegern ein schreckliches Aussehen verleihen soll.

Die Massai wohnen in sog. Kraalen. Im hohen Steppengrase wird ein großer, kreisrunder Platz vom Grase gereinigt, und rings herum, eng beieinander, werden 20 bis 50 Hütten errichtet. Vgl. Taf. 6, Bild 1. Auf dem freien Platze innerhalb des Hüttenkreises hält sich nachts das Vieh auf. Außen um den Kraal herum wird ein undurchdringliches Verhau aus Dornenästen angelegt, zum Schutze gegen Raubtiere und feindliche Menschen. Die Hütten werden, da die

Digitized by Google

Massai den Platz von Zeit zu Zeit wechseln müssen, ziemlich flüchtig gebaut und zwar immer von den Frauen. Sie sind nicht kegelförmig, wie z. B. die Hütten am Kilimandscharo, sondern sehen aus wie ein langer, umgestülpter Kasten mit abgerundeten Ecken. Über ein Gerüst aus Stangen und Ruten wird langhalmiges Gras und darüber eine Schicht Lehm und Rindermist gedeckt. Im Inneren der Hütte sieht es sehr dürftig aus. Als Bett dient eine Lage trockenes Gras mit ein paar Rinderhäuten darüber. Als Herd ein paar flache Steine, auf denen — in Ermangelung ordentlichen Brennholzes — das Steppenreisig mehr qualmt als brennt. Einige tönerne Gefäße, hölzerne Löffel, eine Axt und ein paar Messer bilden den Hausrat.

Ein Mann hat gewöhnlich 5 bis 6 Frauen, von denen eine jede mit ihren Kindern eine besondere Hütte bewohnt. Es gibt aber eine Hauptfrau, die über die anderen gesetzt ist und sie zur Arbeit anhält. Frauen sind zu kaufen, der Kaufpreis besteht in Vieh. Die unverheirateten jungen Männer, die Krieger, bewohnen einen besonderen Kraal, desgleichen die jungen Mädchen.

Das höchste Glück des Massai ist, recht viel Vieh — Rinder, Schafe, Ziegen, Esel — zu haben. Ihre Sorge um das Vieh ist geradezu rührend. Jede Kuh hat ihren Eigennamen. Die Herden werden von den größeren Knaben unter Aufsicht alter Männer gehütet. Die Tiere gehorchen dem Pfiff des Hirten wie die Hunde. So gern die Massai Fleisch essen, so wird doch nie eine Kuh geschlachtet; nur Ochsen und verendete Kühe werden gegessen.

Die tägliche Kost ist Fleisch, Milch und außerdem Blut, das den lebenden Tieren entzogen und gern in die Milch geschüttet wird. Pflanzenkost, die von benachbarten Stämmen eingetauscht wird, dürfen nur die Frauen und die älteren Männer, aber nicht die Krieger genießen. Wild wird nicht gejagt und gegessen, so daß Antilopen, Gnus, Zebras, Strauße ohne alle Scheu oft mitten unter den Herden der Massai weiden.

Ein Tag in einem Massaikraale verläuft folgender-

Digitized by Google

maßen: Mit Tagesanbruch kommen die Frauen aus den Hütten und melken das Vieh, worauf die frische Milch als Frühstück genossen wird. Sodann treiben die großen Knaben das Vieh auf die Weide, und die Frauen und Mädchen beginnen den während der Nacht stark verunreinigten Kraal zu reinigen. Hierauf wird in den Hütten Feuer angemacht, und Töpfe mit Wasser werden angesetzt. Um 1 Uhr kommen die Männer zurück, die nach dem Vieh gesehen haben, und es beginnt das Mittagessen. Solange der Mann ißt, muß die Frau die Hütte verlassen. Er nimmt das Fleisch in die Hand, schneidet Stück für Stück mit dem Messer halb ab und reißt es mit den Zähnen vollends los. Lautes Schnalzen und Aufstoßen beim Essen gehört zum guten Tone! Sobald gegen Abend das Vieh heimgekommen ist, machen sich die Frauen wieder an das Melken, worauf wieder frische Milch als Abendessen genossen wird. Vor die Hüteneingänge werden nun leichte Dornzäune gestellt, damit die Tiere während der Nacht nicht eindringen können. Ist die Sonne untergegangen, so tritt im Familienkraale Ruhe ein. Bei gutem Wetter sitzen Männer und Frauen zwar noch eine Weile vor den Hütten, aber gegen 8 Uhr geht alles schlafen. Aus den Kraalen der Krieger und der Mädchen hört man dagegen noch lange fröhliches Leben, Gesang, Tanz und Spiel.

Der Abbruch des Kraales und das Aufsuchen eines neuen Weideplatzes vollzieht sich immer in folgender Weise: Sobald die Weide um den Kraal abgegrast ist, werden Leute ausgesandt, um frisches Weideland zu suchen. Haben sie einen passenden Platz in der Nähe eines Wassers gefunden, so geht es am nächsten Morgen fort. Als erster Trupp ziehen die Rinder ab, dann die Schafe und Ziegen, dann die Kälber. Ganz junge Tiere werden getragen. Bei jeder Herde marschiert ein Trupp Krieger.

Unterdessen laden die Frauen den gesamten Hausrat den Eseln auf den Rücken und ziehen dann, begleitet von den Kindern, mit der Eselherde den übrigen nach. Fast jede Frau und jedes Kind schleppt noch

Digitized by Google

irgend etwas auf den Armen mit. Den leeren Kraal läßt man entweder stehen, oder man zündet ihn an, um die Sandflöhe, die sich massenhaft eingenistet haben, zu vertilgen. Wird das Ziel nicht am selben Tage erreicht, so wird die Nacht in einem schnell hergestellten Dornverhau zugebracht. Ist man endlich auf dem neuen Platze angekommen, so gehen die Frauen sofort daran, den Kraal anzulegen und neue Hütten zu bauen. Sie sind darin sehr geschickt; haben sie doch seit frühester Kindheit der Mutter beim Hüttenbau helfen müssen. Nach einer Woche ist alles wieder fertig.

Der Massai dient etwa 12 Jahre als Krieger, dann heiratet er. Die Krieger tragen einen 2 m langen, furchtbaren Speer, mit dem sie unverzagt auch dem Löwen zu Leibe gehen, ein Schwert, einen schwarz-weiß-rot bemalten Schild aus Büffel- oder Giraffenhaut und eine Keule. Sie stellen sich die Waffen aber nicht selber her, sondern lassen sie bei Nachbarstämmen machen; denn das Schmieden gilt ihnen wie der Ackerbau als eine verächtliche Arbeit. Im Kraal der Krieger wird nur Fleisch, Milch und Honig gegessen. Das Kriegführen ist den Massai zur wahren Leidenschaft geworden. Jeder Krieger will sein Schwert möglichst oft in Blut tauchen. Die Hauptsache bei dem Überfall benachbarter Dörfer ist aber das Viehrauben. Durch Spione wird die Gelegenheit erst ausgekundschaftet. Dann rückt die Kriegsmannschaft ins Feld und zieht vorsichtig bis in die Nähe des Dorfes, dessen Vieh man rauben will. Je zwei und zwei schließen Waffenbrüderschaft und halten im Kampfe fest zusammen. Einen Wundarzt nehmen sie stets mit. Übrigens sind die Massai im Ertragen von Schmerzen bewundernswert. Der Überfall wird stets bei Tage ausgeführt, wo die Herden auf der Weide sind. Der Angriff erfolgt mit größter Verwegenheit; die feindlichen Männer werden getötet, Frauen und Kinder verschont und auch nicht zu Sklaven gemacht. Wer einen Feind tötet, der wird bei der Verteilung der Beute am reichlichsten bedacht. Wer mit dem Blute aus einer eigenen Wunde ein geraubtes Rind zeichnet, der darf es behalten.

Digitized by Google

Die deutsche Schutztruppe hat wegen solcher Überfälle manchen harten Strauß mit den Massai ausgefochten, und es war nicht abzusehen, wie man dieses Räubervolk an ein friedliches Leben gewöhnen sollte. Da vernichtete die letzte große Rinderpest 1890 bis 1892 fast alles Vieh der Massai, und zwei Drittel des Volkes gingen elendiglich am Hunger zugrunde. Die übrigen zogen entweder auf englisches Gebiet oder wurden Jäger oder fristeten durch Ackerbau ihr Leben. Die deutsche Massaisteppe wurde fast menschenleer. Gegenwärtig haben sich viele Massaistämme wieder erholt. Sie besitzen wieder große Herden, und so ist auch ihre Kriegslust wieder erwacht. Viele sind jetzt mit Hinterladern bewaffnet. Es wird noch manchen blutigen Zusammenstoß geben, bis ihnen klar geworden sein wird, daß die schöne Zeit des Viehraubs in Deutsch-Ostafrika für immer vorbei ist!

Das Negerkind. Von den Negerkindern gehen außerordentlich viele zugrunde. Nur etwa die Hälfte der Neugeborenen überlebt das Kindesalter. Woher diese furchtbare Kindersterblichkeit, da doch das Leben des Negers sich fast durchweg in der freien Natur abspielt? Das folgende (wobei wir uns teilweise an „Kolonie und Heimat" 1911, Nr. 32 halten) mag darauf Antwort geben. Bei der Abwartung der kleinen Neger sieht es bei den meisten Stämmen unglaublich übel mit der Reinlichkeit aus. Von Waschen und Baden ist so gut wie gar keine Rede. In einer Art Sack aus Fell oder Baumwollstoff, den sich die Negerfrau um den Oberkörper befestigt, hängt das Negerkind mehrere Monate, oft auch 1 bis 2 Jahre lang auf dem Rücken der Mutter. Vgl. Tafel 6, Bild 2. Tagein, tagaus! Ob die Mutter auf dem Felde arbeitet, oder am Reibsteine Hirse mahlt, oder im Mörser Mais stampft, oder tanzt — das Kind steckt in dem Sacke und zwar völlig nackt. An ein Trockenlegen oder Reinigen wird selten gedacht. So sieht das Negerkind, das übrigens keineswegs schwarz, sondern fast ebenso rosig wie unsere Kinder zur Welt kommt, — die dunkle Farbe stellt sich erst im Verlaufe

Digitized by Google

der ersten Woche ein, — in der Regel bald jämmerlich aus. Die Haut wird mangels jeder Reinigung überall wund; die Augenlider entzünden sich, und entsetzlich hat das arme Wesen unter den Moskitos zu leiden. Nase und Mund werden wund und heilen nie. Dazu kommt ein ewiger Husten und Schnupfen, den sich das Kind, das nicht trocken gelegt wird, nachts zuzieht. Häufig sind die Gesichter der Kinder mit Ausschlägen und Geschwüren bedeckt. Dagegen wendet die Mutter dann die althergebrachten Hausmittel an. Auf offene Wunden streut sie pulverisierte Holzkohle, die ja tatsächlich — infolge ihres Gehaltes an Salpeter — desinfizierend wirkt. In die eiternden Augen tröpfelt sie frischen Zitronensaft, wobei die Kinder natürlich ein klägliches Geschrei erheben. Wenn das auf dem Rücken der Mutter hängende Kind durch Weinen meldet, daß es Hunger hat, so versteht es die Mutter, durch Rumpfbewegungen den kleinen Schreihals so geschickt vom Rücken vor die Brust zu befördern, daß sie deshalb keinen Augenblick in der Arbeit innezuhalten braucht. Man sieht zuweilen Rangen, die schon ganz gut laufen können, sich noch auf dem Rücken der Mutter räkeln. Wird die Mutter doch einmal müde, so muß eine Schwester den Kleinen herumschleppen.

Wenn das Kind soweit ist, daß es sich an die Nahrung der Erwachsenen gewöhnen soll, so wird ihm das ohne weitere Umstände beigebracht. Bei den ackerbautreibenden Negern formt die Mutter aus dem dicken Hirsemehlbrei, den alle essen, kleine Klöße und stopft sie dem Kinde in den Mund. Infolge des täglichen übermäßigen Vollstopfens mit dieser Mehlspeise bildet sich bald der unförmig dicke Bauch, der die Negerkinder gewöhnlich verunziert. Bei den viehzuchttreibenden Stämmen dagegen werden die Kinder nicht mit Hirseklößen, sondern mit Kuh- oder Ziegenmilch aufgezogen. Sobald sie laufen können, müssen sie sich diese Milch selbst verschaffen, und eine Kuh zu melken, ist mit das erste, was da ein kleiner Neger lernen muß. Bei den Ziegen setzt er sich gewöhnlich gleich unter das Tier und saugt so lange am Euter, bis er satt

Digitized by Google

ist. Daneben sucht er Beeren und Feldzwiebeln, auch Raupen und Heuschrecken — die ja auch eine Lieblingsspeise der Erwachsenen sind — und verzehrt sie. Wenn das Kind den Rücken der Mutter verlassen hat, dann ist es über das gefährlichste Alter hinaus. Die Mädchen müssen dann bald ihrer Mutter beim Bereiten des Essens helfen, während die Knaben nun lange Jahre hindurch ihre ganze Zeit mit Spielen verbringen können. Am liebsten schießen sie mit Pfeil und Bogen.

Früher war bei den Negern der Kindermord furchtbar im Schwange und zwar in allen Schutzgebieten. Allerhand Aberglaube war die Triebfeder dazu. Kamen Zwillinge zur Welt, so drohte der Familie angeblich Unglück, das nur durch den Tod der Neugeborenen abgewandt werden konnte! In manchen Gegenden tötete man wenigstens eins der beiden Kinder, indem man es in einem Termitenhause verscharrte. Verletzte sich ein Kind während des ersten Lebensjahres, so war man kurz entschlossen und brachte es gleich ganz um! Schwächliche oder gar verkrüppelte Kinder schaffte man kaltblütig aus der Welt, obwohl sie bei vernünftiger Behandlung hätten kräftige Menschen werden können. Sogar eine Unregelmäßigkeit beim Zahnen — wenn z. B. die Zähne nicht paarweise oben und unten erschienen — reichte oft hin, daß man einem Kinde das Lebenslicht wieder ausblies. Die deutsche Regierung verbot den Kindermord aufs strengste und bedrohte die Kindermörder mit Todesstrafe; aber hinter ihrem Rücken ging es in alter Weise weiter, und eine Anzeige lief nie ein. Endlich gelang es in Deutsch-Ostafrika einmal, mehrere Väter, die ihre Kinder getötet hatten, zu fassen, und das deutsche Gericht ließ sie ohne Gnade hängen. Das hat dann in der Heimat der Kindesmörder tatsächlich auch abschreckend gewirkt. Der Kindermord wird sich gewiß ganz abschaffen lassen, die mörderische Unreinlichkeit der Neger in der Kinderpflege sobald nicht.

Die Trägerkarawane. Bis zu der Zeit, da Deutsch-Ostafrika

Digitized by Google

eine deutsche Kolonie wurde, gab es in dem ganzen gewaltigen Gebiete keine anderen Wege als schmale Fußpfade. Der Wagen war dem Neger unseres Schutzgebietes völlig unbekannt. Die Waren wurden alle durch Träger von Ort zu Ort geschleppt. Denn Deutsch-Ostafrika hat keine Pferde. Diese gehen in kurzer Zeit durch den Stich der Tsetsefliege zugrunde. Dasselbe gilt von den Kamelen. Auch Rinder kommen nur in der Hälfte der Kolonie vor. Zu Zugtieren hat man sie aber auch dort, wo sie vorkommen, nie verwendet. Der Esel ist nicht so empfindlich wie das Pferd und gedeiht überall; aber die Neger geben sich nur in wenig Gebieten mit seiner Aufzucht ab. So war die auf schmalem Pfade im Gänsemarsch dahinziehende Trägerkarawane immer das einzige Mittel der Güterbeförderung. Heute gibt es Eisenbahnen und viele breite Straßen. Wo die Eisenbahn fährt, da ist die Zeit der Trägerkarawane natürlich für immer vorbei. Aber die Landstraßen haben keinen Fahrverkehr hervorzuzaubern vermocht, denn es fehlt ja jedes Zugtier. Auch heute noch zieht auf den Straßen nur die Karawane dahin. Riesige Landstrecken haben aber auch jetzt noch weder Straßen noch Eisenbahnen, sondern nur die uralten Karawanenpfade. So wird also die Trägerkarawane noch auf lange hinaus eine wichtige und interessante Erscheinung unseres Schutzgebietes sein. Vgl. Tafel 5, Bild 1 u. 2.

Daher wollen wir im Geiste eine derselben begleiten. Ihr Ausgangspunkt ist die von arabischen Sklaven- und Elfenbeinhändlern einst gegründete Stadt Tabora in Unjamwesi, die vorläufige Endstation der Zentralbahn. Das Ziel der Karawane ist der kleine Rukwasee zwischen dem Njassa- und Tanganjikasee. Ein deutscher Offizier und ein Arzt unternehmen die Reise, um das noch wenig bekannte Gebiet genauer zu erforschen und am Rukwasee einen geeigneten Punkt für eine Militärstation zu suchen. Die Reise ist auf zwei Monate berechnet. Lebensmittel kann man, so oft ein Dorf berührt wird, einkaufen. Aber für Geld ist dahinten nichts zu haben; es müssen Tauschwaren mitgenommen

Digitized by Google

werden. Diese lagern bereits in großer Menge im Güterschuppen zu Tabora und brauchen nur noch in bequeme Traglasten umgepackt zu werden. Die wichtigste Tauschware ist baumwollener Stoff, weißer, blauer und buntbedruckter. Für Geschenke an Dorfhäuptlinge müssen auch bessere — halbseidene — Stoffe dabei sein. Aus all diesem Zeuge werden lange, eisenhart gewickelte Pakete gemacht, — jedes etwa 60 Pfund schwer. Dann wird jede solche Last mit einem Tuche umhüllt und fest verschnürt. Zwei andere wichtige Tauschwaren sind Glasperlen, von denen besonders die weißen und roten begehrt werden, und bleistiftstarker Draht aus Eisen, Kupfer und Messing; ferner Messer, Zigaretten, kleine Spiegel u. dgl. mehr. Die Träger bekommen von Zeit zu Zeit einen Teil ihres Lohnes in Tauschwaren ausbezahlt und kaufen sich dann selbst, was sie brauchen. Diese Tauschwaren sind es hauptsächlich, um deretwillen jede Expedition eine so große Menge Träger nötig hat. Außerdem müssen das Zelt und sämtliche Sachen der Weißen und ab und zu auch auf ein oder zwei Tage Lebensmittel mitgeschleppt werden. Ein indischer, in Tabora ansässiger Kaufmann, der sich mit der Ausrüstung von Karawanen befaßt, hat für die beiden Deutschen 100 Wanjamwesiträger angeworben. Zwanzig gutbewaffnete Askari — schwarze Soldaten der Schutztruppe — haben sie von Daressalam mitgebracht. Ein paar kräftige Reitesel sind ebenfalls zur Stelle, und so kann die Reise, das „Safari", beginnen.

Wir wollen nun dem Leser einige Bilder vom Marsche dieser Karawane vorführen.

Auf Karawanenpfaden.

Es ist spät nachmittags. Die Sonne neigt sich dem Horizonte zu. Müde zieht die Karawane durch die weite Steppe. Im Gänsemarsch schreitet Mann hinter Mann auf dem schmalen Pfade zwischen dem hohen Grase dahin. Voran mit langem Reisestabe der erfahrene Führer, ein alter Wanjamwesi, der jede Wasserstelle, jedes Dorf und jeden guten Lagerplatz kennt. Dann kommt die Fahne, der

Digitized by Google

Stolz der ganzen Karawane. Hinter ihr marschieren zehn Askari. Ihnen folgt der deutsche Offizier, der sich seinen Maulesel von einem schwarzen Burschen nachführen läßt. Nun kommt die lange Reihe der Träger. Jeder hat für die ganze Reise seinen festen Platz in der Reihe. Alle warten, wie sie so ermattet dahinziehen, sehnlichst auf das Zeichen zum Lagern. Das Geplauder ist verstummt. Nur hin und wieder läuft der Ruf: „Dorn" oder „Stein" oder „Loch" vom ersten bis zum letzten. Damit macht einer den anderen auf ein Hindernis im Wege aufmerksam, damit sich keiner den nackten Fuß verletze. So oft die beiden Trommler in der Mitte des Zuges das Kalbfell zu bearbeiten beginnen, kommt eine raschere Bewegung in den Zug. Hinter den Trägern reitet der Arzt, gefolgt von den übrigen Askaris. Den Schluß macht ein Troß Weiber und Kinder. Denn die Soldaten und auch viele von den Trägern nehmen ihre Familie mit auf das „Safari". Selbst ganz kleine Kinder laufen aufs unverdrossenste mit.

Jetzt ist die Spitze des Zuges bei einem ungeheuren Affenbrotbaum angelangt, der sich vor einem Gehölz erhebt. Abseits vom Wege ragen die runden Hüttendächer eines Dorfes über das Gras. Da ertönt endlich das Kommando: „Halt!" Unter dem Riesenbaume soll das Nachtlager aufgeschlagen werden. Wie mit einem Zauberschlage ist der natürliche Frohsinn in die schwarzen Gesellen zurückgekehrt. Die Askari setzen ihre Gewehre zusammen und beginnen das Zelt für die Weißen aufzurichten. Die Träger legen ihre Lasten ab, schichten sie zu geordneten Haufen auf und spannen große Zeltdecken darüber. Dann zerstreuen sie sich über die Steppe, bringen Holzstecken und langes Gras herbei und errichten mit erstaunlicher Geschicklichkeit in weitem Umkreise um den Lagerbaum eine große Zahl niedlicher Hütten, deren jede Raum für mehrere Personen bietet. Damit hat der Träger sein Tagewerk vollbracht; er streckt sich nun auf der Erde aus und wartet auf den großen Augenblick, wo das Essen fertig sein wird. Jetzt zeigt es sich, daß der Troß von Weibern und Kindern keine Last, sondern eine große Bequemlichkeit für die Karawane ist. Denn das Suchen von Brennholz, das Anmachen der Feuer und das Kochen des üblichen dicken Breies aus Hirsemehl liegt nun den Frauen ob. Fünf oder

Digitized by Google

sechs Träger, von denen immer wenigstens einer seine Frau mit hat, bilden eine Kochgemeinschaft; sie liegen um das gemeinsame Feuer, um den gemeinsamen Kessel.

Sofort nach Ankunft auf dem Lagerplatze hat der deutsche Karawanenleiter einen Unteroffizier und zwei Soldaten zu dem „Jumben" des Dorfes geschickt. Sie übergeben ihm als Geschenk ein paar Meter halbseidenes Zeug und eine Schachtel Zigaretten und bitten ihn im Namen des weißen Mannes, daß die Karawane die Brunnen des Dorfes benützen dürfe und daß die Dorfweiber mit Lebensmitteln in das Lager kommen möchten. Der Dorfgewaltige sagt beides zu. Die Frauen der Karawane ziehen nun mit ihren Kürbisflaschen und Tonkrügen zu den Wasserlöchern des Dorfes und holen Wasser. Bald erscheinen auch zahlreiche Dorffrauen mit Hirsemehl, Honig, Pombe, Reis, Hühnern und was es sonst in dem Dorfe gerade gibt. Eine alte Kuh ist auch sofort geschlachtet worden, und das Fleisch wird ebenfalls ins Lager gebracht. Nun beginnt ein lärmendes Feilschen und Handeln, bis endlich die Kauflust gestillt ist. Unterdessen ist auch der Jumbe selbst, ein alter, hagerer Mann, in das Lager gekommen. Die Weißen lassen ihn im Zelte Platz nehmen. Wortkarg sitzt er da. Endlich zieht er ein abgegriffenes Papier hervor und reicht es den Weißen hin. Mit Mühe läßt sich daraus entziffern, daß das Bezirksamt ihn einst als Dorfältesten bestätigt hat. Nachdem er noch ein Messer erhalten hat, verläßt er das Zelt wieder.

Draußen ist die Sonne untergegangen. Im roten Scheine der Lagerfeuer sieht man zahlreiche schwarze Gestalten sich bewegen. Das Essen ist jetzt in den meisten Kesseln gar, und die Männer sitzen im Kreise um sie herum, greifen abwechselnd hinein, formen Kugeln aus dem Brei und geben sich dem Geschäft des Essens mit einer bei den Negern seltenen Schweigsamkeit hin.

Auch den Weißen bringt der Koch ihr Essen in das Zelt: ein gekochtes Huhn und Tee. Sie essen und greifen dann nach ihren Notizbüchern. Draußen aber geht es noch ein paar Stunden laut und lustig zu. Die Mühsal des Tages ist vergessen. Es wird geschwatzt, geraucht, im Scheine des Feuers gespielt. Einer klimpert auf einer zweisaitigen Guitarre und singt ein eintöniges Lied. Eine Anzahl

Digitized by Google

Frauen treten sogar zu einem Tanze an, den die Männer mit Gesang und Händeklatschen begleiten. Allmählich wird es still. Außen um das Lager gehen die Wachtposten auf und ab. Ein rauher Wind streicht über die Steppe hin. In der Ferne brüllt von Zeit zu Zeit ein Löwe. Ganz nahe bei den Hütten der Schläfer bellen plötzlich ein paar Hyänen, die sich um einen Knochen zanken. Ein Askari nimmt ein brennendes Holzstück von einem Lagerfeuer und wirft es nach ihnen, worauf sie heulend entweichen. Endlich schläft all das schwarze Volk auf seinen Grasbündeln in den Hütten, und auch die Lampe im Zelte der Weißen erlischt.

*

Wieder zieht die Karawane durch die Steppe. Es ist am frühen Vormittag. Die Leute sind noch frisch, und ein altes Reiselied der Wanjamwesi mit unzähligen Strophen wird unermüdlich gesungen. Da wird Halt zu einer kurzen Rast kommandiert. Jeder Träger legt seine Last vor sich hin und läßt sich daneben auf die Erde nieder. Einer der beiden Deutschen steigt auf einen meterhohen Termitenhügel, der am Wege steht. Richtig, da drüben unter den Schirmakazien weidet eine ganze Herde großer Antilopen. Rasch ergreifen die Weißen die Büchsen und verschwinden, gefolgt von einigen Askaris und ein paar halbwüchsigen Burschen, im hohen Grase, um das Jagdglück zu versuchen. Bald ertönen Schüsse rasch hintereinander, und nach einiger Zeit erscheinen die Jäger schweißtriefend wieder. Ihre Begleiter tragen ihnen zwei mächtige Antilopen nach und weiden sie sogleich aus. Die Neger wissen, daß die Jagdbeute heute abend über ihren Feuern braten wird, und wünschen nun um so lebhafter, daß heute recht zeitig das Lager aufgeschlagen werden möge.

Zunächst aber ist ein sehr beschwerliches Stück Weg zu überwinden. Die Karawane muß jetzt durch das Überschwemmungsgebiet eines Flusses. Bald wird der Pfad so naß und sumpfig, daß der Fuß bei jedem Schritt tief einsinkt und sich nur mühsam wieder herausziehen läßt. Die Maulesel bleiben aller Minuten stecken und wollen nicht von der Stelle. Endlich kommt man an den Fluß selbst. Der alte Führer macht ein bedenkliches Gesicht. Das Wasser ist hoch und strömt rasch dahin. Ein paar baumlange Askari werden zur Probe

Digitized by Google

hineingeschickt. Sie werfen ihre Sachen ab und waten bis zur Mitte. Das Wasser geht ihnen bis unter die Arme. Aber der Übergang ist möglich.

Es wird halt gemacht. Die Lasten werden auf Unterlagen von Gras gestellt, und mit dem größten Gleichmut warten die Schwarzen ab, was nun werden wird. Eine Traglast wird geöffnet und ein langes Seil herausgenommen. Das eine Ende desselben wird am Ufer an einem Zeltpflocke gut befestigt. Dann gehen die beiden Askari hinüber und befestigen das andere Ende am jenseitigen Ufer. Nun nehmen die Träger ihre Lasten wieder auf, erfassen mit der einen Hand das Seil und erreichen alle glücklich das andere Ufer. Dann vollziehen die Weiber unter schrecklichem Gekreisch ebenfalls den Übergang, wobei sie die kleineren Kinder auf ihrem Nacken reiten lassen. Ihnen folgen die Askari, und zuletzt kommen die Weißen, ihre Reittiere hinter sich herziehend. Mehrere Lasten sind zwar durchnäßt, aber was hilft's? Alles eilt jetzt, aus dem Sumpfbereiche zu kommen, denn die Moskitos fallen mit einer mörderischen Gier über die nackten Körper der Träger her.

Endlich hat man wieder trockenen Boden unter den Füßen, und der Führer lenkt auf eine Gruppe breitästiger Bäume zu, unter deren Schatten eine Rast gemacht werden soll. Kaum aber hat sich die halbe Karawane niedergelassen, als plötzlich die ersten wieder aufspringen, mit Händen und Tüchern wütend in die Luft schlagen und endlich unter wildem Geschrei von den Bäumen weg in die freie Steppe rennen. Der eine Baum ist nämlich ein „Bienenbaum". Im Handumdrehen erfüllen die boshaften Insekten zu Tausenden die Luft und fallen über Mensch und Tier her. Im Nu ist die ganze müde Schar auseinandergestoben, verfolgt von den Bienen. Auch den beiden Weißen bleibt nichts übrig, als sich mit mächtigen Sätzen in Sicherheit zu bringen. Manche Neger haben Erfahrung in der Sache; sie werfen sich platt ins Gras und werden verschont.

Als sich die zerstochenen Leute in der Ferne glücklich wieder zusammengefunden haben, beratschlagt man, wie man die liegengebliebenen Lasten aus dem Bereich der „Feinde" bringen könne. Endlich bekommen die Askari Gesicht und Hände mit Tüchern umwickelt und marschieren tapfer drauf los. Zwar summen ihnen die Bienen unheimlich um die Köpfe, aber sie bringen die Lasten alle

Digitized by Google

zu den Trägern zurück. Die Rast wird nun auf der schattenlosen Steppe, aber doch wenigstens in sicherer Entfernung von dem heimtückischen Baume abgehalten.

Der Weitermarsch führt die Karawane bald in den Wald hinein, und das Nachtlager muß auf einer Lichtung, fern von jeder menschlichen Ansiedlung, aufgeschlagen werden. An Holz für die Feuer und die Hütten ist da natürlich kein Mangel, aber an Wasser fehlt es. Es werden deshalb an zahlreichen Stellen tiefe Löcher gegraben, und die darin zusammensickernde trübe Flüssigkeit wird, sie mag schmecken wie sie will, von den Weibern geschöpft und zu den Feuern getragen. Ein paar Lasten Mehl werden geöffnet und verteilt, und bald ist auch hier alle Mühsal vergessen und das fröhliche Lagerleben im Gange.

Die koloniale Tätigkeit der Deutschen. Ein Volk, das es mit seinen Kolonien gut meint, sucht in ihnen soviel als möglich von der Kultur des Mutterlandes einzubürgern. Die Kolonie soll — soweit das bei der Natur des Landes und der Bevölkerung nicht unmöglich ist — dem Mutterlande ähnlich werden. Das erste in einer neu besetzten Kolonie ist, daß die Eingeborenen genötigt werden, sich ins Unvermeidliche zu schicken und Frieden zu halten, Frieden von Stamm zu Stamm und auch gegenüber der neuen Herrschaft. Zu diesem Zwecke ist die sog. Schutztruppe geschaffen worden, die in Deutsch-Ostafrika aus etwa 3000 Farbigen und 300 Deutschen besteht. Die Truppe teilt sich in 15 Kompagnien, mit denen 15 Orte der Kolonie („Militärstationen") besetzt sind.

Wie ein Neger Schutztruppensoldat wird und wie sich sein Soldatenleben dann abspielt, das erzählt ein Offizier in „Kolonie und Heimat", 1910, Nr. 7. Wir geben den wesentlichsten Inhalt der Schilderung wieder als

ein Bild aus dem ostafrikanischen Soldatenleben.

Verspürt in Ostafrika ein Negerjüngling Lust und Liebe zum Soldatenhandwerk, so meldet er sich bei einem Stationschef oder beim

Digitized by Google

Kommando der Schutztruppe in Daressalam. Wird er bei der Untersuchung für tauglich befunden und ist gerade Bedarf da, so wird er eingestellt. Ein Zwang zum Militärdienst besteht nicht; es ist aber nie Mangel an Rekruten. Im Alter sind die Soldaten, die „Askari", freilich sehr verschieden. Nachdem sich der angehende Krieger noch der gefürchteten Operation des Impfens unterzogen hat, erhält er die Uniform, und damit ist er in seinen Augen ein „bana", ein Herr, geworden. Als Uniformstücke erhält er einen gelben Khakirock mit fünf großen metallenen Knöpfen, gelbe Hosen und gelbe Schnürschuhe. Die Schuhe machen ihm, der sein Lebenlang barfuß gegangen ist, die meiste Beschwerde. Vom Knie bis zu den Schuhen wird eine blaue Binde um das Bein gewickelt. Als Kopfbedeckung trägt er eine gelbe, runde Kappe ohne Schirm, aber mit einem Nackentuch. Weiter bekommt der Soldat ein kurzes Seitengewehr, einen Tornister mit gerollter Wolldecke, ein Paar Patronentaschen und ein aus den alten Vorräten in Deutschland stammendes, aber sehr gutes Gewehr, das bei uns in den siebziger Jahren eingeführt war. All diese Dinge erfüllen ihn mit einem gewaltigen Stolz. Es steht ihm nun frei, sich einen neuen Namen zu wählen, mit dem er als Soldat gerufen sein will. Er muß, wenn genug Platz da ist, in die Kaserne ziehen. Diese ist gewöhnlich so geräumig, daß jeder Soldat sein eigenes Zimmer bewohnen kann. Das ist deshalb notwendig, weil fast jeder verheiratet ist. Die Frauen kochen ihren Männern während des Dienstes unter einer Halle im Kasernenhofe das Essen, und kommt der Eheherr vom Exerzieren zurück, so empfangen ihn Frau und Kinder mit Hirsebrei oder Reis oder sonstigen Herrlichkeiten. Kann der Soldat nicht in der Kaserne wohnen, so erhält er eine Hütte für sich. Die Mannschaftskaserne bzw. die Soldatenhütten, die Häuser der weißen Offiziere und Unteroffiziere, das Wachhaus und die Magazine bilden zusammen die „Boma", die Festung, die mit einer Mauer umgeben und zur Verteidigung trefflich eingerichtet ist. Vgl. Tafel 7, Bild 1. Die Ausbildung der Rekruten dauert nur sechs Wochen. Der weiße Offizier oder Unteroffizier, der zum ersten Male vor einer Reihe schwarzer Soldaten steht, denkt: „Da sieht ja einer genau so aus wie der andere! Wie soll ich sie nur unterscheiden!" Bald fallen ihm aber große Unterschiede auf, besonders in der Gesichtsfarbe, die vom

Digitized by Google

tiefsten Schwarz bis zu dunkelgelb wechselt. Der Neger lernt alles, was er als Rekrut zu lernen hat — und es wird ihm wenig geschenkt — außerordentlich rasch. Vom Turnen wird angesichts der affenartigen Behendigkeit der Neger überhaupt abgesehen. Parademarsch nach deutschem Muster wird auch nicht geübt, aber nicht, weil der Neger ihn ohnedies bringt, sondern weil er die Knie nicht durchdrücken kann. Schwer fallen dem Neger auch das Stillstehen und das richtige Halten des Gewehrs beim Schießen. Aber auch das lernt er, wenn nur der Unteroffizier Geduld hat. Er lernt auch das Maschinengewehr und den Heliographen bedienen. Die militärische Sprache ist überall das Suaheli; nur die Kommandos werden deutsch gegeben. Kasernenhofblüten, besonders Vergleiche aus dem Tierreiche, machen auf den Neger gar keinen oder einen ganz anderen Eindruck, als beabsichtigt war. Sich einen Ochsen nennen zu hören, wird der Neger nie als Kränkung empfinden; gibt es doch viehzuchttreibende Stämme, wo die Rinder so in Ehren gehalten werden, daß der höflichste Gruß lautet: „Sei gegrüßt, du Rindvieh!"

Der schwarze Soldat kann es bringen zum Gefreiten, zum Unteroffizier, Sergeant, Feldwebel und sogar zu einer Art Offizier, „Effendi" genannt, der aber auch noch unter dem weißen Unteroffizier steht. Höher hinauf geht es nicht. An Sold erhält der gemeine Askari jährlich 324 Mark (in Rupien a 1,33 M. ausbezahlt), der Gefreite etwa das Doppelte, der Unteroffizier dreimal soviel. Davon hält sich jeder — auch wenn er eine Frau hat — einen „Boy" zur persönlichen Bedienung! Die Kampfesarten, die der Askari lernt, müssen sich nach der Landesnatur richten. Liegendes Schießen z. B. hat für ihn keinen großen Wert; denn dazu ist das afrikanische Gras viel zu hoch. Im Heranschleichen an den Feind sind die Askari Meister. Sie verfallen da unter Umständen in ihren Naturzustand zurück. So kamen einst die Leute einer Patrouille, die den Feind zu beschleichen gehabt hatte, nach gelungenem Manöver ganz vergnügt in ihrem „Zivilanzuge", nämlich im völligen Adamskostüm, zu dem Offizier zurück. Gewehr und Patronen hatten sie sorgfältig mit einem Tuche umwickelt, und die Uniform trugen sie überm Arme. Das Soldatenleben gefällt den Negern. Das geht aus dem starken

Digitized by Google

Angebot, sowie auch daraus hervor, daß mancher Askari zehn Jahre und noch länger im Dienste bleibt, — auf fünf Jahre ist er bloß verpflichtet — und wenn er es auch nicht einmal zum Gefreiten bringt.

Das Leben in einer „Boma"

verläuft nach Hauptmann Fonck und anderen etwa folgendermaßen: Früh um 5 Uhr schmettert der schwarze Hornist sein Weckſignal durch die Station. Fröstelnd eilen die Frauen und die Boys der Soldaten zum Wasserholen. Bald sammeln sich die Soldaten. Der schwarze Feldwebel erscheint und mustert Anzug und Waffen. Mit Sonnenaufgang, um 6 Uhr, präsentiert die Wache; die Flagge wird an einem Maste hochgezogen, und das Exerzieren beginnt. Nach ein bis zwei Stunden ist es schon beendet. Nun wird der Arbeitsanzug angelegt, und die Unteroffiziere führen die Soldaten an allerhand friedliche Arbeiten. Einige, die zu Maurern und Zimmerleuten ausgebildet worden sind, bauen unter Beihilfe von Handlangern eine neue Kaserne. Andere sind mit dem Graben eines Brunnens beschäftigt. Ein dritter Trupp rückt zum Bau eines neuen Weges ab. Wieder andere gehen mit Hacke und Spaten in die weiten Gärten der Station. Eine Abteilung zieht nach dem Marktplatze, wo sich unter einem auf Säulen ruhenden breiten Grasdache, der „Markthalle", schon eine lärmende, feilschende Menge drängt. Hier halten die Askari — da die Schutztruppe hier zugleich die Polizei bildet — auf Ordnung und sammeln die Marktsteuer von den Verkäufern ein.

Unterdessen flackern im Soldatenkochhaus lustig die Feuer, und um 1 Uhr sind alle wieder da, um die Mahlzeit einzunehmen. Dann ist während der größten Hitze — gewöhnlich 33° C! — eine zweistündige Ruhepause, worauf der Arbeitsdienst wieder aufgenommen wird. Um 6 Uhr, zum Sonnenuntergang, ist die ganze Mannschaft wieder in der Boma. Die Flagge wird eingeholt, die Wache wird abgelöst, die Nachtposten werden bezogen, und die Soldaten vertreiben sich beim Scheine der Fackeln oder Laternen die Zeit in der Boma oder sie gehen ins Dorf, wo zum Abend das regste Leben beginnt. Die Europäer versammeln sich im „Kasino" zur Abendmahlzeit, besprechen die kleinen Ereignisse des Tages, rauchen, lesen, musizieren und denken an die Heimat.

Digitized by Google

Die Verwaltung. Ganz Deutsch-Ostafrika ist in 22 Bezirke eingeteilt. Sechzehn von ihnen stehen unter einem Bezirksamtmanne, der zugleich der Bezirksrichter für die Schwarzen ist; — die weiße Bevölkerung hat ihre besonderen Richter. Der Bezirksamtmann hat eine kleine schwarze Polizeimannschaft zur Verfügung. In 3 Bezirken verwaltet der Offizier der Militärstation den Bezirk, und in 3 anderen — hinten im dichtbevölkerten Zwischenseegebiet — hat man die Regierung den einheimischen Sultanen überlassen. Doch ist jedem derselben ein deutscher „Resident" beigegeben, und was dieser nicht gut heißt, darf der Sultan nicht ausführen. An der Spitze der ganzen Kolonie steht der Kaiserliche Gouverneur, der in Daressalam wohnt[1]). — Am Sitze jedes Bezirksamtes findet wöchentlich mindestens zweimal ein sog. „Schauri" statt, eine öffentliche Gerichtsverhandlung unter dem Vorsitze des Amtmannes, in der jedermann Klagen vorbringen kann. Meist handelt es sich dabei um Diebstahl und Schulden. Die Eingeborenen laufen mit einer wahren Leidenschaft zu den Schauris. Hauptmann Leue, der selbst jahrelang Bezirksamtmann war, schildert das Äußere eines Schauris („Deutsche Kolonialztg.", Jahrg. 1889) folgendermaßen:

Der Schauritag ist für den Farbigen ein Festtag. Was gibt's für ihn Feierlicheres, Großartigeres und Interessanteres als ein Schauri, dem der „Bana kubwa" (Bezirksamtmann) persönlich vorsitzt? Die Großen der Stadt und Umgebung, die Araber, die indischen Händler, die Jumben, die benachbarten Stammeshäuptlinge, alle erscheinen in bunten, oft goldgestickten Gewändern, mit silbernen Dolchen und prächtigen Turbanen, um sich auf ihren Bänken pomphaft niederzulassen. Es gehört zum guten Ton, diesen Sitzungen beizuwohnen. Der Wali (worunter in Deutsch-Ostafrika der arabische Gouverneur einer Stadt zu verstehen ist) führt an diesem Tage sein langes, kostbares Schwert, welches einen Wert von 1000 Mark haben soll und das, wenn der eingravierten

[1]) Die Verwaltung der übrigen afrikanischen Kolonien ist ähnlich eingerichtet, und wir werden nicht bei jeder Kolonie darauf zu sprechen kommen.

Digitized by Google

Jahreszahl zu glauben ist, schon zur Zeit der Kreuzzüge geschwungen wurde. Links und rechts vom Gerichtstische sitzen auf ihren Ehrenplätzen die Beisitzer, die Sachverständigen und die Gemeindevorsteher. Kurz vor Beginn der Sitzung tritt, allseitig begrüßt, der Bezirksamtmann ein. Neben ihm nehmen der Sekretär, sowie der deutsche und der arabische Schreiber Platz. Vor dem Gerichtstische fungiert, unterstützt von seinen Soldaten, der Polizei-Effendi als Gerichtsvollstrecker. Der Sitzungssaal ist umlagert von vielen Hunderten von Zuschauern, Männern und Weibern. Verhandelt werden im Schauri Strafprozesse, Zivilstreitigkeiten, Bezirks- und Steuersachen, städtische Angelegenheiten, kurz alles, was das Wohl und Wehe der Einwohnerschaft berührt. Ein Bezirksamtmann oder Stationschef, der es versteht, das Schauri verständig und würdig zu leiten, wird stets das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung genießen. Durch ein rechtzeitiges, vernünftiges Schauri kann in Ostafrika, vor allem im Innern, manchem Unheile vorgebeugt werden.

Moderne Verkehrsmittel. Deutsch-Ostafrika hat ein Netz guter, fahrbarer Straßen erhalten, an denen es Brunnen und Rasthäuser gibt; doch es fehlen, wie schon erwähnt, fast überall die Zugtiere, so daß immer noch die Trägerkarawane nötig ist, wenn Waren an die Küste oder an die Eisenbahn transportiert werden sollen. Die Küstenstädte und einige Orte im Hinterlande sind auch bereits durch den Telegraphen verbunden. Postämter gibt es eine große Anzahl. Die Briefträger sind Schwarze, die ihre Aufgabe sehr gewissenhaft erfüllen. In die entlegensten Orte—soweit sie überhaupt Post bekommen — kommt der Briefträger nur alle 14 Tage. Postkarten, Briefe, Drucksachen, Postanweisungen werden nach und in der Kolonie zu demselben Tarif befördert wie in Deutschland selbst. Nur Depeschen nach den Kolonien kosten ein schweres Geld. Das wichtigste für die Kultivierung des Landes aber sind die Eisenbahnen. Deutsch-Ostafrika hat deren bis jetzt zwei. Die sog. Zentralbahn, die in Daressalam beginnt, endet jetzt in Tabora, wird aber bald den Tanganjikasee erreichen, jedoch

Digitized by Google

nicht in der alten Araberkolonie Udschidschi, sondern bei dem unweit gelegenen Kigoma, das einen besseren Hafen hat. Die Länge der ganze Strecke beträgt dann 1370 km; das ist eine Entfernung etwa wie von Hamburg nach Rom! Die sog. Nordbahn beginnt in Tanga und endet in dem malerisch am Abhange des Kilimandscharo gelegenen Moschi, Länge 450 km. Die Fahrt dauert einen Tag; die Trägerkarawane marschierte 14 Tage! Als zukünftige Südbahn ist vorgeschlagen worden eine Linie von dem Hafen Kilwa-Kissiwani nach dem Njassasee. Der Dampferverkehr ist natürlich am lebhaftesten vorn an der Küste; aber auch auf den drei großen Seen im Hinterlande gibt es Dampfschiffe. Auf dem Viktoriasee sind es — wie wir vorher sahen — nur englische Dampfer, die die Rundfahrten unternehmen.

Die Missionen. Die evangelische Mission ist an 265, die katholische an 61 Orten tätig. Die Missionstätigkeit beschränkt sich nicht darauf, die Eingebornen für die betreffende kirchliche Lehre zu gewinnen und darin zu erhalten — wobei der Wettbewerb der beiden Konfessionen natürlich keinen günstigen Eindruck auf die schwarze Bevölkerung macht —, sondern die Missionare und ihre Helfer erteilen auch Schulunterricht, unterhalten Waisenanstalten und Krankenhäuser, bilden Eingeborne in verschiedenen Handwerken aus, leiten zum Anbau neuer Kulturpflanzen an u. a. m.

Europäische Pflanzungen. Der afrikanische Boden kann weit mehr hervorbringen, als er unter den Händen der Eingeborenen erzeugt. Gewaltige ertragfähige Flächen sind von dem Neger bisher überhaupt nicht in Angriff genommen worden. Und wo er das Land bebaut, da begnügt er sich fast durchweg damit, dem Boden gerade nur so viel abzugewinnen, um von der Hand in den Mund leben zu können. Einen Anbau auf Vorrat für das nächste Jahr, das vielleicht eine Hungersnot bringt, gibt es bei ihm nicht. Solange der Neger die Hauptarbeit im Felde der Frau aufbürdet, ist auf einen großen Fortschritt in der Ackerkultur nicht zu hoffen. Wo die Tsetsefliege vorkommt, da gibt es weder Pferde,

Digitized by Google

noch Rinder und somit auch keinen Pflug. Der Acker muß nur mit der Hacke bearbeitet werden, und dazu reichen die Kräfte der Frau aus, während der Pflug den Arm des Mannes erfordern würde. Was nun die Eingeborenen pflanzen und wovon sie auch unter Umständen etwas in den Handel bringen, — um z. B. die Hüttensteuer zu entrichten, müssen sie notgedrungen irgend etwas verkaufen, — das ist hauptsächlich folgendes: Hirse, Mais, Reis, Erdnüsse, Bataten oder Süßkartoffeln, Bananen, Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Tabak. Außerdem geben sie sich mit der Kultur der Kokos- und der Ölpalme ab und sammeln im Urwalde Kautschuk.

Der Europäer versteht es, dem Boden weit mehr abzuringen als der Neger. Die Feldwirtschaft des Weißen tritt in zwei Formen auf: er kann ein kleines Gut selbst bewirtschaften, wie es der deutsche Bauer im Vaterlande tut; oder aber er legt eine sog. Plantage an, eine große Pflanzung, zu vergleichen etwa einem deutschen Rittergute mit polnischen Arbeitern. Nun ist es aber in weiten Strichen des Schutzgebietes, z. B. in dem ganzen Küstenlande, wegen der tropischen Hitze und der dort einheimischen Krankheiten völlig ausgeschlossen, daß der Weiße selbst mit auf dem Felde arbeiten kann. Für den Bauer im deutschen Sinne bleiben somit nur die Hochländer übrig, wo die Tageswärme geringer ist, die Nächte kühl sind und die Malariamücke nicht mehr vorkommt. Hier kann er im Freien arbeiten. Dergleichen Gebiete gibt es in Deutsch-Ostafrika eine große Zahl. Man nimmt jetzt an, daß etwa ein Sechstel von Deutsch-Ostafrika, also ungefähr 150 000 qkm, so beschaffen sind, daß sich Weiße dort an das Klima gewöhnen können. Nur wenige der guten Hochländer sind bereits so stark von Negern besetzt, daß für den Weißen nicht mehr viel Platz da ist. Von größter Wichtigkeit für den Ansiedler ist aber, daß er nicht zu weit zu einer Eisenbahn hat. Denn was nützen ihm die schönsten Feldfrüchte, wenn er sie nicht billig an die Küste bringen kann? Der Transport durch Träger ist viel

Digitized by Google

zu teuer. — Bei den Plantagen kommt es — im Gegensatze zu den Kleinsiedlungen — wenig darauf an, ob sie hoch oder tief liegen, denn sie sind ja doch auf eingeborene Arbeiter angewiesen, die das Klima vertragen. In den Plantagen werden zurzeit hauptsächlich vier Dinge gebaut: Baumwolle, Kautschuk, Sisalagave (aus deren meterlangen Blättern sich ausgezeichnete Hanffasern gewinnen lassen) und Kaffee. Eine geringe Rolle spielen noch der Reis und die Kokospalme. Mit Tabak hat man schlechte Geschäfte gemacht, ebenso ist mit Tee und Kakao in Deutsch-Ostafrika nichts zu machen.

Die Anlage einer Pflanzung ist ein saures Stück Arbeit. Meist ist es im Urwalde, nicht in der freien Steppe, wo Land urbar gemacht wird. Wie es dabei zuzugehen pflegt, wieviel Geduld der Europäer dabei haben muß, das lassen wir uns am besten von jemand erzählen, der selbst eine Plantage in Ostafrika angelegt hat. Der Farmer Franz Otto Koch schildert die Anlage einer Kaffeepflanzung — sie befindet sich unweit der Stadt Tanga — in der „Gartenlaube", Jahrg. 1910, Heft 21, folgendermaßen:

Ein Plantagenbau in Afrika.

Der eine oder andere Leser wird wohl denken, daß es kein Kunststück sei, in Afrika eine Plantage anzulegen, da das bißchen Bäumeroden und Pflanzen doch eine Kleinigkeit sei, besonders wenn einem so viele Leute zur Verfügung ständen. Leider ist die Sache doch nicht so einfach, denn das Anlegen und Instandhalten erfordert eine Unmenge Geduld und Ausdauer, besonders wenn man es mit einem solchen edeln Menschenmaterial zu tun hat, wie ich es vor Jahren in Afrika zu verzeichnen hatte! Ich hatte mir seinerzeit bei meiner Ausreise nach Afrika alles, wenn auch nicht gerade leichter, so doch ganz anders gedacht, trotzdem ich mit guten Kenntnissen der afrikanischen Verhältnisse ausgerüstet war ...

Nach mancherlei Bemühungen hatte ich endlich ein Stück brauchbares Land von etwa 250 Morgen erworben. Dies war um so

Digitized by Google

günstiger gelegen, als kaum hundert Meter von der Plantage entfernt mittlere und kleinere Überseefrachtdampfer anlegten, um die Erzeugnisse der in der Umgegend liegenden Plantagen zum Transport nach Europa zu übernehmen. Das waren also für die Folge recht günstige Aussichten für mich, wenngleich ja in den nächsten fünf Jahren an die Verschiffung irgendeines Produktes nicht zu denken war. Die Landfrage war demnach in der denkbar günstigsten Weise gelöst worden, zumal ich den ganzen Komplex für ein lächerlich geringes Geld erstanden hatte, da die Regierung, der das Land gehörte, der Meinung war, auf dem Boden würde nie und nimmer Kaffee wachsen. Später hat sich jedoch meine Annahme glänzend gerechtfertigt, da wohl kaum ein schönerer Kaffee in ganz Afrika gezogen wird als gerade auf dieser Plantage. Nun kam aber der Haken: Hatte ich schon als heimischer Landwirt die Leutenot kennen gelernt, so sollte ich hier anfangs ganz gründliche Erfahrungen darin sammeln. Gegen Geld, gute Worte und last not least ein gehöriges Quantum Schnaps war ich denn auch nach vierzehn Tagen so weit, daß ich mit fünf Negern das Urbarmachen vornehmen konnte. Verständigen konnten wir uns nur notdürftig, denn die Schwarzen verstanden kein Englisch und ich anfänglich nur wenig von ihrem Kauderwelsch. Dies war um so fataler, als die schwarzen Herren noch nie in ihrem Leben ein Stück Handwerkszeug in der Hand gehabt hatten. Aus dem innersten Afrika, wohin wohl nur selten ein weißer Mann seine Schritte lenkt, hatte ich sie importiert, und zwar auf originelle Weise. Die fünf Jünglinge, herkulisch gebaute Gestalten, die einem sehr kriegerischen Stamm angehörten, hatten gehört, daß die Regierung Soldaten anwerben wolle. Nun hatten wohl diese Jünglinge weniger Neigung, Soldat zu spielen, als in dem schönen Khakirock mit umgeschnalltem Seitengewehre zu paradieren. Für diese kleine Freude wollten sie gern ihr sorgenloses und bequemes Leben im Busche mit dem strengeren und für sie anstrengenderen Leben eines Soldaten der Schutztruppe vertauschen. Doch der Kommandant traute diesen im wahrsten Sinne des Wortes von der Kultur unbeleckten Leuten absolut nicht und vertröstete sie damit, daß vielleicht in einem halben Jahre neue Rekruten gebraucht würden. Da er jedoch von meinem Arbeitermangel gehört

Digitized by Google

hatte, schickte er mir die fünf Grazien zur Arbeit. Wäre mir nicht in jener Zeit so bitter ernst zumute gewesen, so hätte ich über diese Kerle und ihren Aufzug lachen müssen. Daß sie nur aufs mangelhafteste bekleidet waren, ist ja eigentlich selbstverständlich; waren es doch richtige Urwaldmenschen oder, wie die besser situierten Schwarzen sie titulierten: „Bushmonkeys" (Buschaffen). Der eine trug einen alten englischen Feuerwehrhelm mit Raupen und einen dick mit Watte gepolsterten Frack. Da er weitere Kleidungsstücke in keiner Weise aufzuweisen hatte, so war es ein Anblick, wie er grotesker nicht gedacht werden kann. Die Leutchen waren natürlich mit der Wendung ihres Geschicks nicht ohne weiteres zufrieden. Nachdem ich sie durch allerhand Überredungskünste willfährig gemacht hatte, ging es an die Verteilung des Arbeitszeuges und dann zu dem in der Nähe gelegenen Plantagenplan. Hier sollte nun die Arbeit beginnen, doch das war leichter gedacht als ausgeführt, denn die Leute hatten keine Ahnung von dem richtigen Gebrauch der Axt und des großen Buschmessers, das beim Ausroden eines Waldes eine große Rolle spielt. Immer und immer wieder zeigte ich den Leuten, wie sie die Axt und das Messer anzufassen hätten. Als der Abend nahte, hatten sich alle fünf durch ihre Ungeschicklichkeit solche Wunden beigebracht, daß ich sie ihnen verbinden mußte. Allerdings in anderer Weise, als wir es bei uns gewohnt sind. Der Neger hält nichts von den sachgemäßen Verbänden. Er ist in solchen Fällen, wie überhaupt in seinem täglichen Leben, nur für Rum und Salz. Nachdem ich also auf ihren Wunsch Rum auf die Wunden gegossen und Salz darauf gestreut hatte, waren die armen Teufel zufrieden. Indes erklärten sie, mit dem einen Tag Arbeit sei es nun genug, sie würden nicht mehr weiter machen. Und nur mit großer Mühe gelang es mir, sie zum Bleiben zu bewegen und ihnen die Streikgedanken auszureden.

Am andern Tage ging nun das Leiden vom vorherigen Tage wieder vom neuen an, nur mit dem Unterschiede, daß mir die Geduld beinahe riß und ich mich ab und zu entfernen mußte, um meinem gequälten Herzen über die fast unerhörte Geduldsprobe Luft zu machen. Bald wurde es jedoch besser, denn die Schwarzen fingen an zu begreifen. Die Arbeit schien ihnen offensichtlich viel Freude

Digitized by Google

zu bereiten, weil ich ihnen gestattete, bei der Arbeit nach Herzenslust Skandal zu machen. Ich wußte ja, daß der Neger nur intensiv arbeiten kann, wenn er „Krach" machen darf. In der schaurigsten Weise wurde dies auch besorgt. Der Text war so mannigfach und oft auch so interessant, daß ich oft lebhaft bedauerte, nicht mehr von dem Kauderwelsch zu verstehen. Ließ ich mich in der Plantage sehen, so wurde meine werte Persönlichkeit mit Bezug auf das Schnapsspenden, das einen tiefen Eindruck auf die fünf gemacht zu haben schien, besungen. Im übrigen hatte sich meine Freigebigkeit bei den Schwarzen so herumgesprochen, daß ich bereits nach acht Tagen dreißig und nach weiteren vier Wochen bereits über hundertfünfzig Arbeiter beim Urwaldroden aufzuweisen hatte. Die Arbeit ging frisch vonstatten. Von vornherein hatte ich es eben verstanden, die Neger richtig zu behandeln, und es gelang mir sogar, den Eifer der schwarzen Kolonne aufs höchste anzufachen, ohne sie in irgend einer Weise zu strafen. Nur im äußersten Notfall habe ich einmal geschlagen und die Eingeborenen sonst ganz wie Kinder behandelt. An ihr Ehrgefühl konnte ich freilich nicht appellieren; trotzdem kam es schließlich dahin, daß die sonst so faulen Kerle sich gegenseitig zur Arbeit anfeuerten. Nachdem die Bäume und alles Strauchwerk und die Schlingpflanzen teilweise gerodet und an der Sonne getrocknet waren, ging es ans Verbrennen. Das war eine Lust für die schwarzen Kerle; hier konnten sie gleich das für mich Nützliche mit dem für sie Angenehmen verbinden, zumal sich dieses Angenehme meistens im Laufe des Sonnabends zu einem richtigen Freudenfeste ausgestaltete. Denn wenn ich es irgendwie ermöglichen konnte, ließ ich durch einige Eingeborene ein Krokodil oder ein sonstiges großes Tier fangen oder schießen, wenn ich selbst keine Zeit hatte, auf die Jagd zu gehen. Mit einer Geschwindigkeit, die jedem deutschen Schlächter Ehre bereitet hätte, wurde das Vieh auseinandergerissen und auf den ersten besten Holzstoß zum Schmoren geworfen. Da die Eingeborenen nur wenig Geduld besitzen, so begannen die Schwarzen meistens schon nach einer halben Stunde mit dem Abschäbeln des Fleisches. Ein wahres Freudengeheul verkündete mir dann prompt und sicher den Hochgenuß.

Nach ungefähr dreimonatiger angestrengter Arbeit hatten wir

Digitized by Google

alles so weit erledigt, daß wir mit Hacke und Axt an die weitere Kultur des Landes gehen konnten. Schon eine geraume Zeit vorher waren die Saatbeete angelegt worden, um nach Fertigstellung der Plantage genügend Pflanzenmaterial zur Hand zu haben. Als die für die ganze Anlage so wichtigen Schattenbäume gesetzt und die Pflanzlöcher abgesteckt waren, wurde mit dem Auswerfen der Pflanzlöcher begonnen. Diese mußten mehrere Wochen offen stehen, um dem aufschließenden Einfluß der Atmosphärilien auf den Boden Zeit zu lassen, ehe mit der wichtigsten Arbeit, dem Auspflanzen, begonnen werden konnte. Da es nach der Beendigung dieser Arbeit zunächst nichts Wichtiges zu tun gab, ging ich mit einer Reihe von Negern daran, für mich ein Wohnhaus in der Nähe der Plantage zu errichten. Ich wollte ohne Verzug mit dem Aufbau beginnen, hatte jedoch die Rechnung ohne meine lieben Schwarzen gemacht, die mir bedeuteten, daß wir erst ein günstiges Zeichen für den Aufbau abwarten müßten. Um diesen günstigen Augenblick herbeizuziehen, wurden von den Eingeborenen allerlei Früchte zerschnitten, deren Inhalt und sonstiges Aussehen Anlaß zu lebhaften Debatten gab. Da ich es vorzog, die Neger nicht in ihrem närrischen Treiben zu stören, mußte ich vierundzwanzig Stunden auf das Eintreten des günstigen Zeichens warten. Erst dann wurden die Pfähle, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren, so in die Erde getrieben, daß sie einen rechteckigen Unterbau bildeten. Über die so eingerammten Pfähle wurden kreuz und quer andere Stämme gelegt und mit Nägeln und Stricken befestigt. Nachdem diese dann mit Bambus ausgeflochten waren, wurden sie gehörig mit Lehm beschmiert. Inzwischen war das Dach von den Eingeborenen aus Palmblättern mit einer fabelhaften Geschwindigkeit hergestellt worden, so daß ich bereits nach drei Tagen mein neues Heim beziehen konnte. Als glücklicher Hausbesitzer ohne Hypothekenschulden!

Daressalam. Daressalam, die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas, hat einen ausgezeichneten Hafen. Er ist so groß, daß ganze Flotten darin ankern könnten, und sein Wasser ist ganz ruhig. Wie es hier an der Küste des Indischen Ozeans trotz der heftigen Brandung und trotz des dem Lande vorgelagerten Korallenriffes

Digitized by Google

einen so guten Hafen geben kann, das ist aus Figur 4 ohne weiteres ersichtlich. Man sieht, der Hafen ist nicht draußen am Meere gelegen; er wird vielmehr gebildet von der erweiterten Mündung eines sonst unbedeutenden Flusses. Ebbe und Flut wechseln in dieser Mündung so gut wie im Ozeane, nur die Brandung wird völlig fern gehalten. Das Riff zeigt vor der Mündung eine wie zu einer Einfahrt geschaffene korallenfreie Gasse. Die Korallen meiden nämlich das vom Flußwasser verunreinigte Seewasser; daher ist auch der Hafen ohne Riffe. Daß die Stadt, die an einem so trefflich geschützten Hafen entstand, in der bilderreichen Sprache der Araber den Namen Daressalam erhalten konnte, d. i. „Haus des Friedens", das läßt sich verstehen.

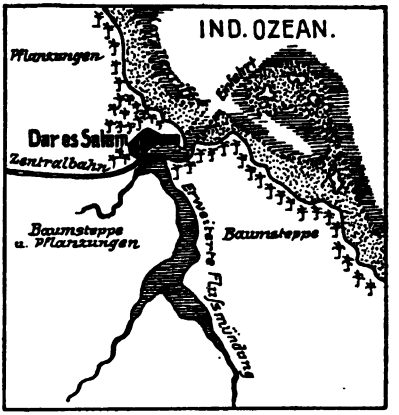


Fig. 4. Stadt und Hafen Dar es Salam. (Nach dem Texte zu dem Kolonialwandbilde: „Dar es Salam". Verlag Leutert und Schneidewind, Dresden.)

Eine Einfahrt in den Hafen von Daressalam und eine Rundfahrt durch die Stadt.

Das Landschafts- und Stadtbild, das sich dem Schiffspassagier bei der Einfahrt in den Hafen von Daressalam darbietet, wird von zahlreichen Reisenden mit wahrer Begeisterung geschildert. Eine solche Einfahrt verläuft (nach Dove, Leue, Arning, Zimmermann, Meyer u. a. m.) folgendermaßen: Ein Dampfer nähert sich der Küste. Alles hat sich vorn auf Deck zusammengedrängt; denn man weiß, daß die Hafeneinfahrt von Daressalam gleich da sein muß. Schon blicken einzelne Häuser und zwei Kirchtürme zwischen den zahllosen Kokospalmen hindurch, die am Meere entlang ihre Wedel im Winde wiegen. Aber eine Einfahrt läßt

Digitized by Google

sich nirgends erkennen: die grüne Küste liegt wie ein geschlossener Wall da. Da macht das Schiff eine scharfe Wendung, und plötzlich öffnet sich ein schmaler Kanal in dem dichten Uferwalde. Langsam gleitet das Schiff hinein. Die Einfahrt ist so enge, daß man rechts und links mit einem Steinwurfe das Land erreichen könnte. Jetzt erscheinen wehende Flaggen über den Bäumen, und auf einmal fährt das Schiff in ein wunderbares, weites, völlig geschlossenes Becken hinein. Im Bogen zieht sich das Ufer um die Wasserfläche herum, und auf dem Ufer, das sich steil zehn bis zwanzig Meter über den Wasserspiegel erhebt, liegt die glänzende Stadt. Mächtige weiße Gebäude mit breiten Fenstern und roten Dächern umsäumen das Ufer; dahinter überall ein grüner Wald von Palmen und riesigen Mangobäumen. Das Wasser ist belebt von Schiffen und Booten aller Art. Langsam steuert der angekommene Dampfer an seine Liegestelle. Ganz ans Land heran kann er nicht, da dort die Tiefe nicht mehr ausreicht, und eine große Landungsbrücke gibt es noch nicht. Kaum ist der Anker in die Tiefe gerasselt, so schießen auch schon von allen Seiten die von Negern geführten Boote heran, um die Fahrgäste an Land zu bringen. Der Fahrgast, den wir im Geiste begleiten wollen, springt in ein Boot und wird vor dem Zollhause abgesetzt. Breit hat sich dies am Ufer hingelagert, als wollte es sagen: „Erst komme ich!" Vor dem Zollhause warten zahlreiche Neger und bieten ihre Dienste an. Daneben steht eine Reihe zweirädriger Rikschadroschken — ganz wie in Japan, China und Indien. Unser Fahrgast blickt erst noch einmal über den Hafen zurück: überall das regste Leben. An den Dampfern wird aus- und eingeladen. Vor den Magazinen am Ufer rasseln die Ketten der Krane. Über die Wasserfläche fegen die Dampfpinassen oder gleiten sacht die Ruderboote. Zahlreiche hölzerne Araberschiffe, Dhaus genannt, liegen vor Anker oder bringen die Waren von den Dampfern an Land. Andere fahren, ihr mächtiges Segel im Winde blähend, soeben aus dem Hafen hinaus. Wieder andere kommen zur Einfahrt herein. Sie bringen Brennholz, Kopra, Baumwolle, Getreide, Kautschuk, Wachs u. dgl. m. aus den benachbarten Küstenorten nach Daressalam.

Nun setzt sich der Fahrgast in eine Rikscha, die von einem halb-

Digitized by Google

nackten Boy gezogen wird. Zuerst läßt er sich zum „Kaiserhofe", dem vornehmsten Hotel der Stadt, fahren und nimmt sich dort ein Zimmer, Preis 10 Mark! Dann steigt er wieder in die Rikscha, und rasch geht es durch breite, schattige, gut gepflasterte Straßen an den zahlreichen Gebäuden der Regierung und an modernen Geschäftspalästen, Kaufläden, Gasthäusern und Villen vorbei durch die ganze Europäerstadt hindurch und in das Inderviertel hinein. Hier reiht sich in den Erdgeschossen Laden an Laden, alle dunkel wie Höhlen. Davor stehen die Inder und preisen unermüdlich jedem Vorüberkommenden ihre Waren an. Hier ist alles zu haben, was der Weiße, der Araber, der Suahelineger braucht. In dem einen Laden lagern Unmassen von Bananen, Ananas, Melonen, Orangen, Kokosnüssen und anderen Früchten; in dem anderen reichen große Stöße bunter Tücher und Kleiderstoffe bis zur Decke hinauf, und Teppiche und Stickereien hängen von Wand zu Wand; in einem dritten sind alle Arten Jagdtrophäen zu haben: Löwenfelle, Elefantenzähne, Rhinozeroshörner, Flußpferdschädel u. dgl. m. Der Handel findet auf offener Straße statt und ist mit endlosem Feilschen verknüpft; denn der Inder fordert zuerst immer unerhörte Preise, schlägt die Ware zuletzt aber fast für jedes Angebot los, natürlich mit der Versicherung, daß er zugrunde gehen müsse.

Nach dem Inderviertel kommt das Negerviertel. Das ist eine große Stadt für sich. Hier herrscht die mit Palmblättern gedeckte Hütte vor, doch stehen dazwischen auch schon viele Steinhäuser. Die Einwohner sind hier fast immer auf den Beinen. Die einen kommen mit Früchten beladen aus den „Schamben" — den Pflanzungen bei der Stadt — und tragen sie in die große Markthalle, in der es den ganzen Tag von Menschen wimmelt. Andere gehen mit getrockneten Fischen, mit Hirsemehl, mit kartoffelartigen Knollen u. dgl. in die Stadt oder kommen leer wieder. Die Frauen ziehen scharenweise zu einem Brunnen im Palmenwalde bei der Stadt, der das beste Wasser in Daressalam liefert. Und so werden die Straßen nie leer.

Vom bloßen Herumgefahrenwerden — bei 30° C im Schatten — erschöpft, kehrt unser Fahrgast endlich in den „Kaiserhof" zurück. Hier ist jeder „letzte Komfort" — wie es in der Schweiz heißt —

Digitized by Google

vorhanden. Elektrizität ist selbstverständlich; die ganze Stadt ist ja längst elektrisch! Schwarze barfüßige Bediente stehen an allen Ecken umher. Im Speisesaale arbeiten sinnreiche Luftfächelapparate. In den Schlafzimmern sind Moskitonetze ausgespannt. Ein Badezimmer ist neben jedem Schlafzimmer; Lesesaal, Billardsaal, gewaltige Veranden, alles ist da, und der Deutsche könnte wähnen, in einer Stadt des Vaterlandes zu sein, wenn ihm nicht die unheimliche Hitze auch während der Nacht jede wirkliche Ruhe raubte.

Daressalam hat 25 000 Einwohner, darunter etwa 1000 Weiße. In den Hafen laufen jährlich etwa 250 große Dampfer und drei- bis viermal soviel Dhaus ein. Von größter Wichtigkeit für die Stadt aber ist es, daß Daressalam Ausgangspunkt der Zentralbahn ist.

Die Schlafkrankheit. Schon lange hatte die furchtbare Schlafkrankheit in unseren Kolonien ihre Opfer gefordert, ohne daß sich die öffentliche Meinung in Deutschland viel darum bekümmerte. Das änderte sich mit einem Schlage, als das sog. Neukamerun in unseren Besitz kam. Denn der Kongourwald ist ein ausgesprochenes Schlafkrankheitsgebiet, wo schon ganze Landstriche durch die unheimliche Seuche entvölkert worden sind. Aber die Krankheit ist — wie gesagt — nicht nur in Kamerun, sondern auch in Deutsch-Ostafrika und in Togo zu Hause. Ja, am verheerendsten ist bisher gerade Deutsch-Ostafrika von ihr heimgesucht worden. Dort sind ihr am Viktoria- und am Tanganjikasee in den letzten Jahren Zehntausende von Menschen zum Opfer gefallen. Die im englischen Teile des Viktoriasees liegenden Sesse-Inseln, die vor einigen Jahren noch von 30 000 Menschen bewohnt waren, sind jetzt völlig menschenleer. So arbeitet die Schlafkrankheit. Die Landschaften um den See sind alle verseucht. Am schlimmsten wütet die heimtückische Krankheit in denjenigen Dörfern, die an busch- und schilfbewachsenen Seeufern, Buchten oder Flüssen liegen. Aber auch nach Togo hat sich die Krankheit verbreitet. Nur Deutsch-Südwest ist davon frei, wenn man sie nicht etwa im Caprivizipfel noch vorfindet.

Digitized by Google

Was hat es nun mit dieser entsetzlichen Krankheit für eine Bewandtnis! Sie ist, da sie die Menschen ganzer Landstriche ergreift, offenbar eine ansteckende Krankheit, aber doch nicht von der Art, wie etwa die Pest oder die Cholera. Sie wird nicht unmittelbar von Mensch auf Mensch übertragen. Es ist ein Vermittler nötig, und das ist eine Stechfliege. Lange war man sich über die Entstehung der Krankheit völlig im Unklaren. Da fand man im Blute eines an der Krankheit Gestorbenen einen Parasiten, der nur eine Länge von zwei Hundertsteln eines Millimeters hatte! Und nicht lange danach kam man dahinter, daß dieses Kleinwesen durch den Stich einer Stechfliege in das Blut des Menschen gelangt. Diese Fliege ist sozusagen eine Schwester der Tsetsefliege. Durch deren Stich gehen bekanntlich die Pferde und Rinder zugrunde — ebenfalls durch Übertragung eines mörderischen Parasiten. Wie die eine ihre Verheerungen im Tierreiche anrichtet und schuld daran ist, daß z. B. ganz Deutsch-Ostafrika und halb Kamerun und Togo ohne Pferde sind, — so sucht sich die andere ihre Opfer unter den Menschen. Der Name „Tsetse" soll den Fliegen wegen ihres leisen, zischenden Summens gegeben worden sein. Die Tsetsefliege der Schlafkrankheit ist so groß wie unsere Stubenfliege und hat einen überaus scharfen Stechrüssel, der nicht nur die Haut des Menschen, sondern auch die des Elefanten und des Krokodils durchbohrt. Bei letzterem setzt die Fliege den Rüssel in die Fugen des Panzers ein.

Die Übertragung der Schlafkrankheit vollzieht sich folgendermaßen: die Stechfliege setzt sich, besonders bei bedecktem Himmel und feuchter Luft, ganz leise auf einen Menschen, saugt längere Zeit, ohne daß der Mensch es merkt, und fliegt dann mit gefülltem Hinterleibe davon. Hierauf setzt sie sich auf einen anderen Menschen und durchbohrt auch dessen Haut. War nun der erste Gestochene ein Schlafkranker, so impft sie die Parasiten desselben dem zweiten Menschen ein. Schwärmen in einer Gegend diese Stechmücken massenhaft in der Luft und sind auch schlafkranke

Digitized by Google

Menschen daselbst vorhanden, so erfolgt die Einimpfung der Parasiten bei dem einmal Gestochenen immer und immer wieder und beschleunigt den Ausbruch der Krankheit. Die Parasiten, die ins Blut gelangen, stürzen sich gleichsam auf die weißen Blutkörperchen und zerstören sie. Sie vermehren sich durch Teilung und dringen aus dem Blute auch in die Drüsen, in das Rückenmark und in das Gehirn.

An dem befallenen Menschen zeigt sich folgendes Krankheitsbild: Zunächst machen sich so geringe Anzeichen von Kranksein bemerkbar, daß der Kranke nicht weiter darauf achtet. Das erste deutliche Zeichen sind Beulen im Nacken. Es schwellen nämlich die Drüsen hoch an. Dann quälen den Kranken Kopfschmerz und Schwindelanfälle. Trotzdem geht er noch seiner Arbeit nach. Nach einiger Zeit wird er entweder höchst reizbar und verfällt geradezu in Tobsucht, sodaß man ihn in die sog. Sklavengabel legt — vgl. Tafel 7, Bild 2 —; oder aber — und das ist die Regel — er wird matt und stumpfsinnig. Endlich erfaßt ihn — sowohl den Tobsüchtigen wie den Stumpfsinnigen — eine unbezwingliche Schlafsucht. Wo er sich befindet, legt er sich hin und schläft. Er kann sich bald nicht mehr allein aufrichten, nicht mehr gehen und stehen. Zuletzt verfällt er in einen andauernden Schlaf, aus dem er durch nichts mehr zu erwecken ist und der endlich in den Tod hinüberführt.

Wollte man nicht ruhig zusehen, wie die von der Schlafkrankheit befallenen Gegenden allmählich völlig aussterben, so mußte man ihr entgegentreten. So ist man denn an die Bekämpfung der Krankheit gegangen. Robert Koch unternahm in den Jahren 1906 und 1907 — trotz seines Alters und trotz der großen Ansteckungsgefahr — seine berühmt gewordene Schlafkrankheitsexpedition nach dem Viktoriasee. Er fand, daß es keine besseren Vorbeugungsmittel gäbe als die folgenden drei: Erstens Beseitigung alles Buschwerkes an den Gewässern. Denn gerade in solchem Buschwerke sind die Brutstätten der Stechfliege. Fischer

Digitized by Google

und Schiffer auf den busch- und schilfreichen Gewässern der untersuchten Gebiete waren fast alle von der Schlafkrankheit befallen, während ihre Angehörigen, wenn dieselben auf tsetsefreien Anhöhen wohnten, die Krankheit nicht hatten. — Zweites Mittel: Ausrottung der Krokodile! Hauptsächlich von dem Blut der Krokodile nähren sich nämlich die Fliegen. Nun kann man aber im Sumpfland und Urwald nicht so ohne weiteres alles Holz niederschlagen oder niederbrennen, und ebensowenig sind die Krokodile so rasch auszurotten. Das wußte Robert Koch natürlich auch, und deshalb schlug er als drittes Mittel vor: Versetzung der Bevölkerung besonders gefährdeter Orte in stechfliegenfreie Gegenden. Ganze Bevölkerungen lassen sich aber auch nicht im Handumdrehen versetzen, und so sucht man denn zunächst nur die von der Krankheit schon Befallenen heraus und bringt diese in sog. Schlafkrankenlager. Ein solches Lager ist immer in einem tsetsefreien Gebiete angelegt. So sind die Kranken vor weiteren Stichen sicher, und die Fliegen finden ihrerseits dort, wo sie ihren Tummelplatz haben, nicht fortwährend Schlafkranke vor, deren Blut sie aufnehmen können. Die Lager sind große, umzäunte Hüttenkolonien, in denen aber die Kranken nicht mit Gewalt festgehalten werden, — sonst würden sie trotz aller Krankheit doch die erste beste Gelegenheit zur Flucht benutzen. Es wird ihnen vielmehr der Aufenthalt so angenehm als möglich gemacht, um sie festzuhalten. In dem Lager werden die Kranken auch mit einer Medizin behandelt. Ein Arsenikpräparat wird ihnen von Zeit zu Zeit unter die Haut gespritzt. Das ins Blut gelangende Mittel vertilgt nun in ganz kurzer Zeit jene Parasiten, und der Kranke wird gesund. Da scheint es nun ein Leichtes zu sein, die Krankheit mit Stumpf und Stiel auszurotten. Leider ist das nicht so einfach; denn rasch und sicher hilft das Mittel nur in frischen Fällen der Krankheit. Da aber die Krankheit immer erst bemerkt wird, wenn sie schon ziemlich weit vorgeschritten ist, so wird auch die Heilung schwieriger. Es müssen zahlreiche Einspritzungen ge-

Digitized by Google

macht werden; die Behandlung dauert ein Jahr und länger. Aber dann ist der Erfolg auch noch aller Ehren wert: von 100 Kranken — die früher alle ausnahmslos starben — werden jetzt 80 bis 90 am Leben erhalten! Schlafkrankenlager gibt es am Viktoriasee, am Tanganjikasee, in dem neuen Kamerun — wo die Franzosen schon welche eingerichtet hatten — und in Togo bei Misahöhe. Außer der Einrichtung von Schlafkrankenlagern holzt man aber auch überall, wo es sich in verseuchten Gegenden nur immer tun läßt, die Brutstätten der Tsetsefliege ab, und auch damit hat man schon ein sichtbares Abnehmen der Krankheit erreicht. Übrigens soll die Krankheit ihre Heimat am Kongo haben und von dort durch Karawanenträger und Soldaten nach den übrigen Orten verschleppt worden sein.

Zahlen und Notizen. Größe Deutsch-Ostafrikas 995000 qkm. Zahl der Eingeborenen etwa 10 Mill., weiße Bevölkerung (1911) 4227. — Erste deutsche Landerwerbung durch Karl Peters 1884, Besitzergreifung durch das Deutsche Reich 1885. — Einige wichtigere Orte, soweit ihrer nicht bereits Erwähnung getan worden ist: **Tanga**, ca. 6000 Einw., darunter ca. 150 Weiße; der beste Hafen der nördl. Küste; in der Umgebung viele Plantagen. — **Bagamojo**, 5000 Einw.; mangelhafte Reede, die Dampfer müssen 3 km von der Stadt ankern; früher wichtigster Verkehrsplatz Deutsch-Ostafrikas. — **Kilwa-Kiwindsche**, 8000 Einw.; schlechter Hafen aber viel Verkehr; schlechtes Trinkwasser. — **Kilwa-Kisiwani**, auf einer Insel gelegen; guter Hafen; mit mächtigem Fort und vielen Ruinen aus der Araber- und Portugiesenzeit; einst sehr groß, heute nur einige hundert Einw. — **Moschi**, 7000 Einw., hauptsächlich Dschagganeger; 1190 m hoch am Abhange des Kilimandscharo gelegen; gesundes Klima; viele Kleinsiedelungen Weißer und große Militär- und Missionsstation. — **Tabora**, 40 000 Einw., größte „Stadt" Deutsch-Ostafrikas; die Häuser sind fast alle Negerhütten; in weiter, reizloser Mulde gelegen; Knotenpunkt vieler Karawanenwege, jetzt Endpunkt der Zentralbahn; gewaltige deutsche Boma.

Digitized by Google

Togo.

Die ungünstigen Grenzen. Togo ist lang und schmal wie ein Handtuch. Die Länge beläuft sich auf nahezu 600 km; das ist eine Entfernung wie von Hamburg nach München. Mit ihren 87 000 qkm ist die Kolonie größer als Bayern, und doch hat sie nur einen lächerlich schmalen Zugang zum Meere. Die Küstenlinie beträgt ganze 50 km und hat keine Spur von einem Hafen! Die Grenze gegen das englische Gebiet wird auf eine Strecke von 200 km von dem schiffbaren Volta gebildet; den Unterlauf desselben aber mit einem breiten Stücke der Umgebung, also das wertvollste Stück des Stromes, belegten die Engländer mit Beschlag. Doch nicht genug damit. Auch da, wo der Strom die Grenze bildet, setzten sie es durch, daß nicht die Mitte des Wasserlaufes als Grenzlinie bestimmt wurde, sondern daß das deutsche Gebiet nur bis ans Ufer reicht. Wir haben also auf dem Strome selbst nichts zu suchen. Ebenso ungünstig ist auf der andern Seite die deutsch-französische Grenze, die in ihrem südlichen Teile von dem schiffbaren Monoflusse gebildet wird. Auch von dessen Mündung sind wir zurückgedrängt worden. Sogar einen langen Streifen Küste direkt vor unserer Kolonie haben wir den Franzosen überlassen müssen. Die Engländer sollen gehofft haben, die auf diese Weise vom Meere fast abgeschnürte deutsche Kolonie bald für einen billigen Preis erwerben zu können.

Das Relief des Landes. Ganz Togo muß man sich als eine von der Küste bis zur Nordgrenze reichende tiefe Ebene vorstellen, durch die sich ein langgestrecktes Gebirge — das aber selbst in seinen höchsten Bergen nur eine Höhe von etwa 1000 m erreicht — schräg von Nordost nach Südwest hindurchzieht. Aus dem Tieflande

Digitized by Google

erheben sich hie und da vereinzelte Berge. Der bedeutendste Fluß in der Kolonie ist der Oti, der große, während der Regenzeit schiffbare Nebenfluß des Volta. Auf einem Laufe von etwa 500 km hat er keine 100 m Gefälle. Es ist ein echter Tieflandsfluß. In unglaublich vielen Windungen wälzt er sein Wasser dahin. Seine Umgebung ist oft meilenweit versumpft; stellenweise hat er aber Stromschnellen. Die Flachheit des Landes hat unter anderem das Gute, daß Togo durch die deutsche Verwaltung bereits ein Netz ausgezeichneter Straßen erhalten konnte, auf denen man mit dem Fahrrade die ganze Kolonie nach allen Richtungen hin durchmessen kann. Von Pferden oder Ochsen gezogene Wagen sind allerdings im größten Teile des Landes nicht auf den schönen Straßen zu sehen, denn die Tsetsefliege kommt mit Ausnahme des Nordens überall vor. Wohl aber trifft man öfters kleine, von den Schwarzen selbst gezogene Frachtwagen.

Wie eine Wanderung durch die ganze Kolonie — von Lome bis in die Nordwestecke — verlaufen würde, ist aus dem Profil Fig. 5 zu ersehen: Vom Meere gelangt man auf eine schmale,

Fig. 5. Profil durch Togo von Lome nach der Nordwestecke der Kolonie.

sandige Nehrung, den sog. Lagunenwall; dann in ein 2 bis 3 km breites Lagunenbett, das hinter Lome trocken ist, östlich und westlich davon aber Wasser führt. Nun geht es 150 km weit im Tieflande fort; dann eine gleiche Strecke über das Fetischgebirge; dann bis an die Nordgrenze wieder ununterbrochen durch Tiefland, das nur am Ende etwas ansteigt.

Zur Illustration einer Flußfahrt in Togo möge hier die Schilderung einer Fahrt auf dem Oti folgen. Ein in Togo tätiger Oberleutnant — Preil — wählte, als er von einer Expedition im nörd-

Digitized by Google

lichen Teile der Kolonie nach der Station Sansanne Mangu heimkehrte, den Wasserweg, d. h. er versuchte, den oberen Oti zu befahren. Die Fahrt verlief ziemlich ungemütlich und hätte ihm und seinen Askaris und Trägern bald das Leben gekostet. Er verband, um ein Fahrzeug zu haben, zwei Einbäume durch Querriegel zu einer Fähre, machte aus Brettern eine Plattform darauf und errichtete darüber ein Sonnendach. Außerdem ließ er ein kleines Floß herstellen, das mit kurzem Schlepptau der Fähre angehängt wurde. Preil und die Schwarzen bestiegen die Fähre; die Trägerlasten (zwei Sack Mehl, das Kochgeschirr und Geschenke) kamen auf das Floß. Nun ging die Fahrt, die im ganzen 8 Tage dauerte, los. Wir bringen diese in der „Deutschen Kolonialzeitung", Jahrg. 1900, erschienene Erzählung mit einigen Kürzungen, sodaß sie ohne weiteres zum Vorlesen dienen kann.

Eine Fahrt auf dem Oti.

(Erster Tag.) Unter den Zurufen meiner Leute — erzählt Preil —, die auf dem Landwege nach Mangu zurückkehren, setzt sich unser „Otidampfer" in Bewegung, um gleich darauf mit boshafter Sicherheit gegen eine Insel zu fahren und festzusitzen. Bald jedoch war die Fähre wieder in Gang, und langsam fuhren wir abwärts, in das Ungewisse hinein. Sehr schwer war es, das Fahrwasser innezuhalten; denn der Strom ist nicht reißend genug, um den Lauf des Wassers genau verfolgen zu können. Die Ufer gehen auf beiden Seiten schroff in die Höhe, unersteigbar. Da jedoch das Wasser immer mehr abspült und das Ufer rutscht, so bietet letzteres ein eigentümliches Bild. Oben wächst Gras in Übermannshöhe, einzelne Palmen stehen schon hart am Rande, andere neigen bereits über, wieder etliche sind schon in den Oti gestürzt. Daß der Mensch hier unbekannt ist, beweisen die von Vögeln förmlich übersäten Inseln und Sandbänke. Weiter geht die Fahrt. Nach einer Biegung sehen wir kein Wasser mehr vor uns, nur mit hohem Grase bedeckte Inseln. Mit dem Fernglase mustere ich die Gegend und sehe links eine auffallende Strömung. Wir steuern darauf zu und finden einen

Digitized by Google

vier Meter breiten Kanal mit starker Stromgeschwindigkeit. Pfeilschnell sausen wir durch das Inselgewirr. Bald teilt sich der Strom, bald kommt er wieder in einen Kanal zusammen. Manchmal bleiben wir an einer Untiefe hängen, knirschend fährt der flache Kiel auf, und die Fähre steht. Durch eine Drehung um sich selbst kommt sie los; öfters jedoch muß alles bis auf mich heraus, um die Fähre wieder flott zu machen, während ich mit dem Gewehre meine Leute gegen Alligatoren schütze. Und nun wird die Fähre eine kleine Weile geschoben, nach einer Fahrrinne gesucht, und oft vergeht lange Zeit, bis wir wieder schwimmen. Da kommt links eine kleine, hohe Sandbank zum Vorschein. Hier wollen wir unser Nachtlager aufschlagen. Wir springen ans Land, und während die anderen alles zum Halt vorbereiten, erklettere ich mit den beiden Soldaten das Ufer, um uns nach den Flußpferden umzusehen, die ihre Nähe durch mächtiges Schnaufen verraten. Vier Stück schwimmen im Oti. Bald kracht Schuß auf Schuß, und donnerähnlich wälzt sich der Schall weithin fort. Mein erster Schuß saß, die mächtigen Köpfe waren verschwunden. Ab und zu taucht blitzschnell ein Kopf aus dem Wasser; ehe man das Gewehr an der Backe hat, ist er schon verschwunden. Nach einer Stunde kletterten wir zum Lager zurück, wo bereits zwei mächtige Feuer brannten. Schnell war mein Essen von Konserven bereitet; nach einem Bade legte ich mich ins Feldbett. Bei der Fülle der Insekten war ein Verweilen im Freien ohne Moskitonetz nicht angenehm. 7 Uhr lag alles in tiefster Ruhe.

(Dritter Tag.) 6 Uhr 15 Minuten vormittags setzt sich die Fähre in Bewegung. Der Oti ist heute 200 Meter breit und ohne Inseln, so daß wir auf schöner, glatter Wasserfläche fahren. Kurz nach 8 Uhr kommen die Ufer enger zusammen, schroff steigen sie aus dem Wasser empor, und der Oti wird auf 80 Meter zusammengedrängt. Eine kleine Biegung, und wir fahren von unseren Sitzen auf; vor uns tummeln sich zwanzig mächtige Flußpferde im Wasser, außerdem viele Alligatoren. Ein Halten war nicht mehr möglich. Also durch! Schnell noch einige Befehle. Wir fahren dicht am rechten Ufer entlang. Im linken Kanu sitzen die beiden Soldaten mit ihren Karabinern; die Träger bedienen die Ruder. Die Hauptsache ist, daß kein Flußpferd unter die Fähre kommt und diese emporschleudert;

Digitized by Google

dann sind wir verloren. Immer näher kommen wir. Ein mächtiges Tier ist gerade in der Fahrrinne. Langsam hebe ich mein Gewehr an die Backe, von dem Schuß hängt alles ab. Der Schuß knallt, kerzengerade steigt das mächtige Tier, noch 14 Meter entfernt, in die Höhe. Darauf versinkt es. Jetzt gilt es, so schnell wie möglich weiter. Die Ruder krachen förmlich. Es war die höchste Zeit; drei Meter hinter uns taucht der blutüberströmte Kopf wieder auf; die Soldaten tun ihre Pflicht, und die erste Gefahr ist überwunden. Aber in demselben Moment muß ich meine Revolverkugeln, vier Stück hintereinander, einem anderen Tier ins Gesicht schießen in einer Entfernung von fünf Metern. Es tauchte unter, um genau an der Stelle wieder emporzukommen, wo vor einer halben Minute unser Kahn gewesen war. Wieder ertönen Schüsse, und auch das zweite Flußpferd wälzt sich, tödlich getroffen, im Wasser. Hinter uns ertönt ein mächtiges Schnalzen und Knacken. Die Krokodile machen sich über die willkommene Beute. Die anderen Flußpferde waren entflohen oder hielten sich ruhig unter Wasser. Wir fuhren weiter. Auf einmal erklingt in der Ferne ein Rauschen, das immer näher zu kommen scheint. Lauter und lauter wird es, meine Ahnung geht in Erfüllung, es kommen Katarakte. Was nun? Ich springe auf eine Insel, gehe durch das Wasser auf eine mächtige Sandbank und erklimme das hohe, schroffe Ufer. Vor mir macht der Oti einen mächtigen Bogen; in der Ferne kommen die Ufer auf 60 Meter zusammen. Ich zähle drei Katarakte, zwar nicht hoch, der mittlere eher Stromschnelle, aber trotzdem bedeutende Hindernisse. Ein Ausweichen über Land war nicht denkbar. Ich ließ die Lasten bis zu einer Insel vor dem dritten Katarakt tragen. Die Fähre kam dort nach angestrengter Arbeit unbeschädigt an. An der Insel vor dem Katarakt wird noch einmal gehalten, die Lasten werden aufgebunden, dann ging es fort, pfeilschnell den tosenden Fluten entgegen. Ich selbst führe das Steuer mit einem Soldaten. Nun waren wir mitten in dem Gischt. Einen bangen Augenblick hing der vordere Teil der Fähre in der Luft, dieselbe knarrte und stöhnte, die Stricke rissen zum Teil. Mit äußerster Kraft stemmten wir gegen das Steuer, ein Ruck, ein Gekrache, und wir tanzen unterhalb des Wasserfalles mit zerbrochenem Ruder und Sonnendach, ein Loch im Kanu-

Digitized by Google

boden, und beinahe alle Querriegel zerbrochen. Noch fünf Minuten, und wir landeten 5 Uhr abends an eine Sandbank. Dort schlugen wir, sehr erschöpft, unser Nachtlager auf. ½7 Uhr schlief alles unter dem Brausen der Kataraktе.

Nachts gegen 11 Uhr wache ich auf mit dem unbestimmten Gefühl, daß etwas nicht in Ordnung ist. Auf dem anderen Ufer kam ein gewaltiger Grasbrand auf den Oti zu. Ein herrlicher Anblick, der glutrote Himmel mit den eilenden Rauchwolken. Dazu das flintenschußähnliche Geknatter der aufflammenden Gräser. In kurzer Zeit stand das jenseitige Ufer in Flammen, die Wasserfälle gleichsam bengalisch beleuchtend. Gierig suchten die Flammen am Ufer neue Nahrung, doch dieses war kahl, und bald war alles wieder in Dun el gehüllt.

(Fünfter Tag.) Nach einer Viertelstunde sind wir wieder in einem tüchtigen Inselgewirr, so daß wir die Kreuz und Quere, manchmal die Fähre schiebend, fahren müssen. Wieder einmal versperrten Flußpferde den Weg. Anscheinend hatten sie Familientag: denn ich sah Vater und Mutter mit sieben Kindern, letztere wie Orgelpfeifen in allen Größen; dann waren noch sechs andere von der Verwandtschaft da. Ein Soldat und ich feuerten gleichzeitig auf das größte und trafen tödlich. Das Tier lag gleich einer Insel zur Hälfte außer Wasser. Die anderen Flußpferde waren verschwunden. Allein konnten wir natürlich das Tier nicht ans Land ziehen. Wir fuhren quer über den Strom zu einer kleinen Sandbank, wo ich schon vorher zwei Neger hatte stehen sehen. Diese erzählten, eine Stunde entfernt (Zeit zeigt der Neger nach dem Stande der Sonne) läge ihr Dorf. Sie wollten sofort Leute holen. Natürlich; denn ein Flußpferd ist ein Festbraten für die Neger. Nach zwei Stunden waren auch jung und alt, Männer und Frauen, mit Messern und Töpfen da. Wir hatten inzwischen eine Leine um den Kopf des Tieres gebunden, und mit Unterstützung der Dorfleute wurde der Körper nach der Sandbank getreidelt und dann noch ein Stück im seichten Wasser gewälzt. Es war ein altes Weibchen. Der Kopf allein hatte eine Länge von einem Meter bis zum Halse. Nun begann das Schlachten, was die Neger mit fabelhafter Geschicklichkeit machten. Vgl. Taf. 3, Bild 1. Drei von ihnen saßen auf dem

Digitized by Google

Bauche des Flußpferdes, um dieſen zu öffnen; keine geringe Arbeit, da die Haut dort zwei Zentimeter dick iſt. Auf dem Rücken war ſie vier Zentimeter dick und mußte mit Beilen aufgeſchlagen werden. ¼4 Uhr fuhr ich weiter unter dem Dankgeheule der Dorfleute. Ich ſchätze das Fleiſch an Menge gleich drei Ochſen.

(Siebenter Tag.) Wir kommen nicht vorwärts. Heute wieder nach Norden gefahren, dann Biegungen von Dreiviertelkreiſen gemacht, ſo daß ich unſern Fortſchritt nach Süden kaum drei Kilometer ſchätze, trotzdem wir von 6 Uhr 30 Minuten vormittags bis 4 Uhr 30 Minuten nachmittags gefahren ſind. Doch möchte ich bald in Mangu ſein; denn ich habe keinen Proviant mehr. Kein Kaffee, kein Kakao, kein Zucker, vor allem auch kein Salz iſt vorhanden. Nur noch vier Hühner. Glücklicherweiſe ſind noch Erdnüſſe da. Das Schlimmſte jedoch für mich iſt die Ebbe in meiner Zigarrenkiſte. Man muß hier ſchon rauchen wegen der vielen Inſekten. So ergebe ich mich denn in mein Schickſal und rauche ſoeben die letzte Zigarre, bis die Weichſelſpitze Feuer fängt.

(Achter Tag.) Der Oti iſt heute ſehr freundlich, geht leidlich nach Süden, weiſt aber dafür ziemlich viel Baumſtämme unter Waſſer auf, ſo daß wir öfters mit dieſen zuſammenſtoßen. Mittags Stromſchnellen, dann plötzlich in einem romantiſchen Felsblocktal ein Kataraкt. Mit ganzen Gliedern kommen wir durchnäßt darüber, um einer Jagd nach den Laſten nachzugehen, die es vorgezogen hatten, ohne menſchliche Hilfe das Hindernis zu paſſieren. Bis auf mein einziges Glas, das ich mit hatte, wird auch alles glücklich gefiſcht. Aber das Mehl meiner Leute! Der Mehlſack iſt hart wie Kieſelſtein. Ein Huhn iſt ertrunken. Der Oti war nicht tief, höchſtens 60 Zentimeter; aber der Strom hat eine derartige Gewalt, daß man kaum darin ſtehen konnte. Die Fähre war merkwürdigerweiſe leidlich ganz geblieben. 5 Uhr abends Halt zum Nachtlager auf einer ſchmalen Sandbank. Um 9 Uhr abends ſprangen wir alle wie elektriſiert in die Höhe, ganz aus der Ferne ertönt die Melodie des Zapfenſtreichs. Alſo iſt die Station Mangu nicht mehr ſehr weit. Meine braven Leute tanzen wie toll vor Freude um das Feuer herum. Es war herrlich, den ſchönen Zapfenſtreich durch die Stille der Nacht zu hören, für uns die reine Fideliomelodie. Endlich!

Digitized by Google

Früh 5 Uhr wollen meine Leute schon fort; doch können wir wegen des starken Nebels nicht abfahren; ein Soldat hat schweres Fieber. 6 Uhr taucht die Station auf. Schnellfeuer ins Wasser als Signal. Wir werden erkannt und landen unter dem Jubel der herbeigeeilten Neger ½9 Uhr morgens an der Kaiserlichen Station.

Das Meer vor Togo. Denken wir uns, wir nähern uns zu Schiff der Togoküste und wollen in der Hauptstadt Lome landen. Vor uns zieht sich ein flacher, gelber Sandstrand endlos dahin, bewachsen mit Gebüsch und schlanken Kokospalmen. Aus dem Grün der Palmen leuchten zahlreiche weiße Häuser hervor, überragt von ein paar Kirchtürmen. Gewaltige Brandungswellen rauschen ohne Unterlaß eine hinter der anderen dem Strande zu, selbst wenn auf dem Meere völlige Windstille herrscht. Diese rätselhafte Brandung („Kalema") wird hervorgerufen durch Stürme, die Hunderte von Meilen entfernt im südlichen Atlantischen Ozean wüten. Dort entstehen die Wogen, die — nachdem sie über den ganzen Ozean gelaufen sind — an der Togoküste schäumend branden.

Von der Stadt aus streckt sich uns eine gewaltige, 350 m lange, eiserne Landungsbrücke entgegen, die über die Brandung hinwegreicht. Der Meeresboden senkt sich nämlich nur ganz allmählich in die Tiefe, so daß kein Dampfer nahe ans Land heran kann. Auch unser Schiff legt sich nicht unmittelbbar an den Kopf der Brücke, — dazu ist der Seegang zu heftig, — sondern ankert ein Stück davon entfernt. Das Landen verläuft nun so, daß wir zuerst in ein Boot hinab müssen. Schwarze Ruderer bringen uns an die Brücke, und ein Kran hebt uns und unsere Koffer hinauf auf die Planken der Brücke. Früher mußte alles, Mensch und Ware, auf schwankem Boote durch die furchtbaren Brandungswellen hindurch nach dem Strande gerudert werden. So gut auch die schwarzen Bootsleute ihre Sache verstanden, so gelangte doch kaum ein Reisender ans Land, ohne von einem Brecher bis auf die Haut durchnäßt zu sein, und mancher Ballen Ware aus einem ge-

Digitized by Google

C. G. Schillings. **Trägerkarawane in der Steppe.** Aus „Mit Blitzlicht und Büchse".

Trägerkarawane, einen Fluß durchschreitend.

Digitized by Google

Massaikraal in der Steppe (Deutsch-Ostafrika).

Massaiweib in alltäglichem Schmucke mit Kind.

Digitized by Google

kenterten Boote liegt heute noch vor Lome auf dem Meeresgrunde, wo ihn der Sand rasch überdeckt hat.

Die Lagune. Wer vom Meere her den Strand in Togo betritt, merkt bald, daß er auf eine Art Nehrung gekommen ist. Denn hinter der Küste zieht sich, parallel zum Meere, ein Gewässer mit ruhigem Spiegel dahin, meist nur von Stromesbreite, stellenweise aber sich zu einem großen See erweiternd. Das ist die Lagune. Hinter Lome erblickt man — wie schon bemerkt — statt eines Wasserspiegels nur Schilfgras. So läuft die Lagune nicht nur in Togo, sondern auch in den benachbarten englischen und französischen Gebieten immer hinter der Küste entlang, und alle Flüsse ergießen sich zunächst in sie. Wenn das Wasser der Lagune dadurch zu hoch steigt, so entsteht irgendwo ein Durchbruch, und das schlammige Lagunenwasser schießt ins Meer hinaus. Einzelne Durchlässe bleiben beständig offen und bilden Einfahrten. Die Entstehung der Lagune ist folgendermaßen erfolgt: Die Brandung wirft fortwährend Sand aus. Aus ihm hat der Wind den nur wenige Meter hohen, aber ein paar Kilometer breiten Wall aufgebaut, der sich jetzt zwischen Meer und Lagune hinzieht. Die aus dem Innern des Landes kommenden Flüsse hatten nicht die Kraft, diesen Damm zu durchbrechen. Ihr Wasser staute sich an, und so entstand die Lagune.

Sie ist ein vorzüglicher Verkehrsweg innen an der Küste entlang — ein Fahren mit Booten außen hin ist infolge der heftigen Brandung ganz ausgeschlossen — und reicht durch ihre seeartigen Erweiterungen auch tief ins Land hinein. An ihren Ufern liegen zahlreiche Negerdörfer und europäische Faktoreien, und an Markttagen wimmelt es auf ihrem seichten Wasser von den Einbäumen der Schwarzen, die die Erzeugnisse ihrer Felder in Töpfen und Körben zu Markte bringen.

Das Klima. Togo ist gegenwärtig unsere ungesundeste Kolonie. Im Tieflande herrscht eine mittlere Temperatur von 27° C, im Gebirge — das ja nur geringe Höhe hat —

Digitized by Google

nicht viel weniger. Es gibt in der ganzen Kolonie keinen Ort mit so kühler Temperatur, daß sich die Weißen daselbst erholen könnten. Auch die Wasserverhältnisse sind schlecht. Während der halbjährigen Trockenheit versiegt, wie Rohrbach erzählt, fast jedes fließende Wasser, mit Ausnahme der großen Grenzflüsse, und die Negerdörfer müssen ihren Bedarf aus oft stundenweit entfernten, in trockenen Flußbetten gegrabenen Löchern decken. Das dort gefundene Wasser ist schlecht und begünstigt den Ausbruch derjenigen Tropenkrankheit, die gegenwärtig als die gefährlichste Geißel unserer afrikanischen Kolonien erscheint: der Dysenterie oder tropischen Ruhr. — In der regenlosen Zeit fegen häufig trockene, staubige Ostwinde über das Land. Unter ihnen dorrt das Land völlig aus. Schokolade zerfällt zu Mehl. Dem Menschen wird die Haut rissig, und seine Lippen springen auf.

Was die von den Moskitos auf den Menschen übertragenen Krankheiten, die Malaria und die Schlafkrankheit, betrifft, so wird Togo von beiden heimgesucht; von der Malaria überall, von der Schlafkrankheit im Hinterlande. Es ist deshalb größte Vorsicht und Mäßigkeit nötig, wenn es der Weiße einige Jahre hintereinander ohne schwere Erkrankung aushalten soll.

Das Pflanzenkleid. Fast ganz Togo ist Steppenland, teils reine Grasflur, teils Grasland mit Büschen und einzelnen Bäumen. Selbst über einen großen Teil des Gebirges hinweg zieht sich die Steppe. Nur hinter der Küste dehnt sich ein Streifen Waldland aus, und die Flüsse werden von schmalen Waldbändern („Galeriewäldern") begleitet. Der ganze Wald bedeckt nur etwa den hundertsten Teil des Landes. Das Bild der Togosteppe ist ungefähr dasselbe wie das der ostafrikanischen. Als charakteristischer Steppenbaum tritt auch hier überall der ungeheure Affenbrotbaum auf. Dazu gesellt sich der merkwürdige, einem knorrigen Apfelbaum ähnelnde Butterbaum, aus dessen Samen ein weißes, wohlschmeckendes Fett (die Schibutter) gewonnen wird; kleine Mengen derselben kommen sogar zur Ausfuhr.

Digitized by Google

Die Ölpalme. Der wichtigste Baum in Togo ist die Ölpalme. Im Küstenlande kann man stundenlang durch Ölpalmenwälder gehen. Alles Öl und Fett, welches im südlichen Togo der Mensch braucht, muß ihm die Ölpalme liefern. In Mitteltogo tritt sie schon spärlicher auf; der Hauptlieferant von Fett und Öl ist dort der Butterbaum, in Nordtogo die Erdnuß. Die Kultur der Ölpalme — es ist nur eine sog. Halbkultur — erfordert wenig Arbeit. Der Neger hat nicht nötig, Ölpalmen anzupflanzen; denn sie wachsen in Masse wild auf. Er beseitigt nur die zwischen ihnen wuchernden Sträucher. Das ist die ganze Pflege, die der „Vater der Palmen" und „des Negers Freund" — wie der Neger so schön die Ölpalme nennt! — nötig hat.

Begleiten wir eine Negerfamilie, wenn sie Ölpalmenfrüchte ernten geht und das Öl daraus gewinnt!

Wir sehen ein Negerdorf an der Lagune vor uns. Aus einer Hütte tritt soeben ein Neger mit Frau und Kindern. Das kleinste guckt aus dem Tuche, das sich die Mutter auf dem Rücken befestigt hat. Auf schmalem Pfade schreiten sie im Gänsemarsch durch das hohe Gras nach dem nahen Palmenwalde, wo „ihre" Palmen stehen. Wer die Palme so pflegt, wie wir oben angaben, dem gehört sie. Von mehreren Bäumen leuchten die rotgelben, wie riesige Erdbeeren aussehenden Fruchtbündel herab. Vgl. Taf. 2, Bild 1. Der Neger schlingt einen zusammengeknoteten Baststrick um den Stamm einer Palme und um seinen eigenen Leib und klimmt nun mit affenartiger Behendigkeit an dem hohen Stamme hinauf, schlägt mit einem breiten Messer die reifen Fruchtbündel ab und wirft sie hinab ins Gras. Dann kommt er herunter und steigt auf eine zweite und dritte Palme. Nun legen er und seine Leute die bis zu 30 Pfund schweren, kugelrunden Trauben auf breite, hölzerne Tragteller, nehmen sie auf den Kopf, und jedes wandert mit seiner Last heim. Vor der Hütte angekommen, pflücken sie die pflaumengroßen Früchte von den Bündeln ab — es sind ihrer immer gegen 600 an einem Bündel — und werfen sie in mächtige

Digitized by Google

Tontöpfe. Hierauf wird ein Feuer angezündet; über die Ölpflaumen wird Wasser gegossen, und es beginnt das Kochen der Ölfrüchte. Nach ein paar Stunden ist das Fruchtfleisch weich. Nun werden die Früchte in einen Einbaum, der als Trog dienen muß, geschüttet, und alt und jung stampft mit Holzkeulen oder tritt mit bloßen Füßen so lange darauf herum, bis sich das Fleisch von den steinharten Kernen gelöst hat. Das Fleisch wird herausgefischt, wieder in die Töpfe getan und nochmals gekocht. Jetzt sammelt sich das Öl an der Oberfläche und wird abgeschöpft. Ist endlich alles Öl gewonnen, so wird es durch ein Sieb aus Pflanzenfasern in Töpfe oder in riesige ausgehöhlte Kürbisse zusammengegossen. Die Kerne werden von der Frau und den Kindern mit Steinen aufgeklopft, denn die innere Nuß soll auch mit verkauft werden. Damit ist für heute das Tagewerk getan. Am nächsten Morgen setzen der Vater und der älteste Sohn die Ölgefäße, fest zugebunden, nebst dem Korbe mit den Kernen in den Einbaum und fahren damit in die Faktorei, die am jenseitigen Ufer der Lagune steht. Hier bekommt der Neger das Öl literweise und die Kerne kiloweise bezahlt[1]). Er geht nun in den Laden der Faktorei und legt einen Teil des Erlöses gleich in Waren an: für die Frau kauft er ein grellbuntes Stück Baumwollzeug zu einem neuen Tuche, für den Jungen ein Hackmesser und für sich Tabak und Streichhölzer. Hierauf tritt er die Heimfahrt an und überläßt sich nun einige Tage der — wie er meint — wohlverdienten Ruhe.

*

Sind die Tage des Nichtstuns vorüber, so geht unser Neger an die

Gewinnung des Palmweins,

des berühmtesten Getränkes in ganz Togo. Sehen wir ihm auch

[1]) Manche Faktoreien lassen sich gleich die frischen Früchte bringen und gewinnen das Öl aus ihnen und den Kernen in besonderen Ölpressen. Während der Neger mit dem Palmöl seine Speisen, besonders Fleisch und Fische, zubereitet, dient es in Europa zur Herstellung von Seife und Kerzen. Palmin wird aus Kokosnußöl hergestellt.

Digitized by Google

hierbei zu! Es ist dies keine Arbeit, die er in ein oder zwei Tagen vollendet hat; sie erfordert eine wochenlange Tätigkeit, bringt ihm dann aber ebenso Geld ein wie das Ölkochen. Er geht mit seinen Sprößlingen in „seinen" Wald, schlägt eine alte Ölpalme um, schneidet ihr alle Blätter ab und läßt sie dann ruhig liegen. Nach sieben Tagen geht er wieder hinaus, hackt die Spitze des Stammes ab und bohrt in das obere Ende ein Loch. Darein steckt er ein Röhrchen, dessen unteres Ende er in den Hals einer Kürbisflasche münden läßt. Der herausickernde Saft läuft nun durch das Röhrchen in die Flasche. Um das Hereinfallen von Schmutz zu verhindern, deckt er Palmblätter über das Bohrloch und den Flaschenhals. Nun muß er täglich zweimal, früh und abends, in den Wald gehen und die Flasche entleeren, auch ab und zu das Loch tiefer bohren. So läuft der Saft, der „Palmwein", sechs Wochen lang, ehe er versiegt. Am Ende hat der Neger die ungeheure Menge von etwa 150 Litern Saft aus dem einen Baume gewonnen! Der Wein hat einen herben, prickelnden Geschmack, und je älter er wird, um so eher macht er betrunken. Jeden Nachmittag geht jetzt die Frau mit einem gefüllten Kruge auf dem Kopfe bis an den Karawanenpfad, der eine Stunde vom Dorfe vorbeiführt, setzt sich dort hin und verkauft das erfrischende Getränk an die vorüberkommenden Träger. — Man sieht, es ist nicht zuviel gesagt, wenn die Eingeborenen die Ölpalme den „Freund des Negers" nennen!

Die Baumwolle. Auf den Anbau von Baumwolle in unseren Kolonien werden die größten Hoffnungen gesetzt, und Togo und Deutsch-Ostafrika sind da die Länder der Zukunft. In Togo ist der Baumwollbau uralt. Schon immer haben hier die Bauern außer den Pflanzen, von denen sie ihre tägliche Nahrung gewinnen — Hirse, Mais, Reis, Erdnüsse, Jams — auch einige Stücke Land mit Baumwolle bepflanzt. Das Spinnen und Weben der Baumwolle versteht man überall gut. Das Spinnen ist Frauensache, das Weben dagegen Männerarbeit. Die Weber sitzen im

Digitized by Google

Freien hinter ihren merkwürdigen Webstühlen. Was gewebt wird, sind meist ganz schmale Streifen, die dann zusammengenäht werden. Solche Baumwollstreifen sind im Handel so gut wie Geld. Ein Land, wo die Baumwolle bereits eine so große Rolle spielt, war wie geschaffen dazu, um daselbst die Baumwollkultur noch mehr auszubreiten und praktischer einzurichten. Die Deutschen haben sich der Sache denn auch mit aller Energie angenommen. Mit Plantagen ist aber in Togo nicht viel zu machen; denn das Land ist verhältnismäßig dicht bewohnt, und die Eingeborenen brauchen ihr Land zumeist selbst. Es werden deshalb die Neger angespornt, recht viel Baumwolle auf ihren Feldern zu pflanzen. In dem Dorfe Nuatjä in Südtogo ist eine sog. „Baumwollschule" gegründet worden, eine Lehrfarm zur Ausbildung schwarzer Baumwollbauern. Hier werden immer gegen 100 Neger in allem unterrichtet, was der Baumwollbau erfordert. Die Lehre währt drei Jahre. Wer ausgelernt hat, dem werden von der Schule ein Spaten, eine Axt, eine Hacke, ein Hackmesser, eine Mistgabel u. dgl. m. mitgegeben, und in seiner Heimat werden ihm dann ein größeres Stück Land, eine Menge Baumwollsamen, ein Pflug und ein Paar Rinder zur Verfügung gestellt. Nun kann er zeigen, was er gelernt hat. Diese Einrichtung hat sich gut bewährt. Es gibt schon eine Reihe Bezirke, wo der Baumwollbau tüchtige Fortschritte macht. In diesen Bezirken sind sog. Entkörnungsanstalten errichtet worden. Was es mit diesen Anstalten für eine Bewandtnis hat, werden wir weiter unten sehen. In diesen Entkörnungsanstalten wird den Bauern auch die Baumwolle abgekauft. Außerdem gibt es Aufkaufsmärkte für unentkörnte — „rohe" — Baumwolle, wo für 1 Pfund gegenwärtig 8 Pfennige bezahlt werden. So kann der Neger sicher sein, daß er jedes Quantum Baumwolle zu einem anständigen Preise los wird, so gut wie das Palmöl oder den Mais oder den Palmwein. Im ganzen wurden im Jahre 1909 8000 Ztr. Baumwolle in Lome verladen. Ungefähr ebensoviel erzeugt zurzeit auch Deutsch-Ostafrika,

Digitized by Google

wo es aber weit mehr Baumwollland gibt als in Togo. Hier ist neben der sog. „Volkskultur“ auch der Plantagenbetrieb am Platze; es gibt hier bereits über 50 Baumwollplantagen. Auf einer derselben sind an die 1000 eingeborene Arbeiter beschäftigt.

Freilich ist das, was unsere Kolonien an Baumwolle nach Deutschland liefern, zurzeit nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Von 1000 in der Baumwollindustrie tätigen deutschen Arbeitern finden erst etwa zwei durch die in unseren Schutzgebieten erzeugte Baumwolle Beschäftigung. Braucht doch Deutschland jährlich die ungeheure Menge von rund 2 Millionen Ballen — der Ballen zu 500 Pfund — im Werte von etwa 550 Millionen Mark. Unsere Baumwollindustrie ist ganz von den Vereinigten Staaten abhängig, wo zwei Dritteile aller Baumwolle erbaut werden.

Betrachten wir nun noch (nach dem Erläuterungstexte zu dem vom Verfasser herausgegebenen Bilde: „Baumwollernte in Togo“, Nr. 6 der Serie: Neue Kolonialwandbilder)

die Arbeiten auf einem Baumwollfelde in Togo.

Wenn die Regenzeit einsetzt, so nimmt der Neger das für die Baumwolle bestimmte Feld in Angriff. Er macht reihenweise Pflanzlöcher, wirft in jedes Loch acht bis zehn Samenkörner und deckt sie zu. Nach etwa zehn Tagen brechen die Keimlinge hervor. Eine Zeitlang läßt er sie wachsen, dann reißt er die schwächsten Pflänzchen heraus und läßt nur das stärkste stehen. Nun wachsen die Stauden der Ernte entgegen. Die Pfahlwurzel dringt tief in den feuchten Boden ein, oft ebenso tief, als sich die Staude über den Boden erhebt. Frauen und Kinder müssen das Feld vom Unkraut rein halten, was bei der Üppigkeit, mit der dort alles emporschießt, keine Kleinigkeit ist. Endlich steht das Feld über und über gelb in Blüte. Doch die Blütezeit ist bald vorüber, und die Fruchtknoten — oft hundert an einem Strauche — wachsen zur Größe eines mäßigen Apfels heran. Eines Tages springen die Kapseln auf, und hervor quillt ein Büschel weißer, langer Haare. Nun beginnt die Ernte. Jung und alt geht, einen Sack umgehangen, von Staude zu Staude, pflückt die Wolle heraus und stopft sie in

Digitized by Google

den Sack. Mit der Wolle kommen aber aus den Kapseln zugleich die schwarzen Samenkörner heraus, an denen die Wollhaare festgewachsen sind. Der Pflücker kann beides nicht voneinander lösen. Die Kapseln haben aber die unangenehme Gewohnheit, nicht zu gleicher Zeit aufzuspringen. Der Bauer kann auch nicht warten, bis alle aufgesprungen sind; denn sobald ein Regen fällt, wäscht er die Wolle aus den offenen Kapseln heraus, so daß sie auf die Erde fällt und verdirbt. So muß das Feld fast jeden Tag abgesucht werden, bis die ganze Ernte herein ist. Die gesammelte Wolle wird nun zum Trocknen ausgebreitet und dann in die Entkörnungsanstalt geschafft. Hier kommt sie in eine Maschine, die die Wolle von den Samenkörnern befreit. Sowohl für die Wolle wie für den Samen erhält der Neger nun sein Geld. Aus dem Samen wird nämlich ein Öl gwonnen, das im Geschmack dem Olivenöl wenig nachsteht. Die entkörnte Wolle wird in einer Presse zu Ballen zusammengepreßt. Jeder Ballen wird in Sackleinwand genäht und mit einem Reifen umgeben, dann geht es damit zur Bahn.

Auf dem Baumwollfelde geht der Neger jetzt mit dem Messer umher und beschneidet die Stauden kräftig. Sie tragen nächstes Jahr noch einmal, wenn auch weniger. Nach der Ernte des nächsten Jahres hackt er die Stauden ab, schleppt sie zu Haufen zusammen und verbrennt sie. Das ist das beste Mittel gegen die zahlreichen Schädlinge, die auf den Stauden schmarotzen und manches Jahr den Bauer fast ganz um den Lohn seiner Arbeit bringen. Nach einigen Jahren ist ein Feld von der Baumwolle völlig ausgesogen. Der Neger läßt es dann nach alter Gewohnheit einfach ein paar Jahre unbebaut liegen und bepflanzt ein anderes Stück Land mit Baumwolle. So kommt es, daß er weit mehr Land zu seinem Anbau nötig hat, als ein deutscher Bauer brauchen würde.

Die Bevölkerung. Togo ist eine wahre Musterkarte von Negerstämmen. Auf engem Raume wohnt eine überaus große Zahl von Völkern und Völkchen beisammen. Es herrscht eine babylonische Sprachverwirrung im Lande, so daß an einem einzigen Marschtage dem Reisenden oft vier bis fünf Sprachen ans

Digitized by Google

Ohr schlagen. Wir wollen nur den wichtigsten der Negerstämme etwas eingehender schildern.

Die Ewe-Neger. Die Ewe haben das Küstengebiet inne, in dem sie bis zu 150 km landeinwärts wohnen. Sie sind von jeher viel mit Weißen zusammengekommen und haben infolgedessen mehr von europäischer Kultur angenommen als die Stämme im Innern. Sie ähneln hierin dem Küstenvolke Deutsch-Ostafrikas, den Suahelis. Allerdings spielt die Ewesprache nicht dieselbe Rolle wie das Suaheli.

Die Ewe sind fleißige Leute. Die Frau ist bei ihnen nicht in dem Maße Lasttier wie bei so vielen Negerstämmen; die Männer helfen selber ordentlich bei der Arbeit mit. Die meisten leben vom Ackerbau und von der Ausnützung der großen Ölpalmenwälder. An der Lagune und am Meere gibt es viele Fischer. Der Ewe ißt sehr gern getrocknete Fische; mit ihnen treibt er auch weit ins Hinterland hinein Handel. Die sog. Stinkfische sind auf jedem Markte schon von weitem zu spüren. Überhaupt gibt es im Lande der Ewe eine Unmenge Märkte. Was immer die Eweleute von ihren Erzeugnissen übrig haben, das wird sofort auf den Markt geschafft. Dort sitzen sie leidenschaftlich gern und handeln und feilschen. — Fast in jedem Dorfe gibt es einen Schmied, der hauptsächlich Ackerhacken macht, aber auch Messer, Schwerter u. dgl. herzustellen weiß. An Eisenerz ist ja in Togo kein Mangel. Im Hinterlande liegt eine Landschaft (Banjeli), wo zahlreiche, 3 bis 4 m hohe, merkwürdige Schmelzöfen stehen, aus denen man große Klumpen Eisen gewinnt und an die Schmiede verkauft. Heute verarbeiten die Schmiede des Küstenlandes aber schon zumeist deutsches Eisen. Das Bessere ist auch hier des Guten Feind. — Ein Handwerk beruht ganz auf den Frauen; das ist die Töpferei. Töpfe und Schüsseln bilden in jedem Negerhofe den Hauptbestandteil des Hausrates. Darunter sind in trockenen Gegenden immer einige Riesegefäße, in denen das oft stundenweit geholte Wasser steht. Die Frauen — nicht alle, aber sehr viele geben sich

Digitized by Google

damit ab — formen die Töpfe ohne Drehscheibe mit staunenswerter Geschicklichkeit, glätten sie und bemalen sie auch oft. Das Brennen geschieht folgendermaßen: Abends, wenn eine Menge Töpfe soweit fertig und an der Sonne schon getrocknet sind, tragen die Frauen außerhalb der Hütten einen großen Haufen Reisig zusammen und decken ihn mit feuchtem Gras zu, damit die Flammen das Holz nicht zu rasch verzehren. Auf den Haufen stellen sie nun die Töpfe und bedecken sie gleichfalls mit Gras. Nun zünden sie den Haufen an, und ein dicker Qualm steigt zum Himmel empor. In kurzer Zeit sind die Töpfe genug gebrannt, und die Frauen holen sie mit langen Stöcken aus dem glühenden Haufen heraus. Anderen Tages können sie schon damit auf den Markt gehen. — Für den Hausbau gibt es keine besonderen Handwerker. Das lernt der Ewe von Jugend auf wie die Feldarbeit. Sobald der junge Ewe erwachsen ist, baut er sich neben seines Vaters Haus selbst eins: viereckig; aus lauter Pfählen und Stangen; die Wände mit Lehm zugeklebt; der Fußboden festgestampfter Lehm; das Dach, das über die Wände überhängen und einen schattigen Vorplatz geben muß, mit langem Grase gedeckt. Fenster und Esse gibt es nicht. Vor den Eingang wird nachts ein Vorsetzer gestellt. Gegen die entsetzlichen Moskitos bietet ein solches Haus natürlich keinen Schutz; sie fliegen zu allen Seiten herein und hinaus. Moskitonetze hat der Neger nicht. Er hilft sich damit, daß er sich beim Schlafenlegen vom Kopfe bis zu den Füßen in ein großes Tuch einwickelt, so daß auch nicht die Nasenspitze herausguckt. Bei 26° C.! Neben den Hütten einer Familie stehen die Ställe für Ziegen, Schafe und Schweine. Sie sind wie unsere Gänseställe; Dach haben sie keins. Um Hütten und Ställe herum wird ein Stangenzaun oder eine Lehmmauer gezogen; dadurch ist das „Gehöft" nach außen abgeschlossen.

Heiratet der junge Ewe, — die Braut muß er dem Vater abkaufen oder erst jahrelang dafür arbeiten, — so baut er für seine Frau eine neue Hütte dazu. Nimmt er sich eine zweite Gattin, so muß

Digitized by Google

auch eine neue Hütte gebaut werden, und so fort. Je größer die Familie wird, um so mehr wächst auch die Zahl der Hütten im Gehöfte. In einer Ecke des Hofraumes ist immer ein besonderer, durch Mattenwände abgeschlossener Waschplatz eingerichtet. Der Ewe sticht nämlich durch Reinlichkeit von den meisten Negern ab. Baden und Waschen spielt bei ihm eine große Rolle. Kommt er abends vom Felde heim, so geht er erst hinter die Mattenwand, wäscht sich, legt frische Tücher an, und dann geht es erst ans Essen.

Die Abendmahlzeit in einem Ewegehöfte schildert Klose („Togo unter deutscher Flagge") folgendermaßen:

So ausgestorben der Ort am Tage erscheint, um so mehr Leben herrscht des Abends in den einzelnen Haushaltungen. Die Mädchen und Frauen tragen in großen Töpfen das Wasser herbei; die alten Weiber haben tagsüber Feuerholz gesammelt und bringen es für die Bereitung der Hauptmahlzeit, die bei unsern Schwarzen nach Sonnenuntergang eingenommen wird, herbei. Es beginnen nun die kleinen Herdfeuer zu rauchen, welche sich in der Trockenzeit meistens vor der Hütte, in der Regenzeit aber im Innern befinden. Der Transport des einfachen Herdes ist leicht zu bewirken, da er häufig nur aus drei großen Steinen besteht. Einen traulichen Eindruck macht der Feuerschein vor sämtlichen Hütten. An dem Herdfeuer sitzen die Familien und plaudern über die Ereignisse des Tages, während die Frau emsig das Feuer schürt und in einem großen Tontopf das Wasser siedet. Die Mädchen schälen den Jams und schneiden ihn in Stücke; dann wird er in großen Töpfen gekocht, und von da aus wandert er in die großen Holzmörser, in denen er von den Frauen zu Brei zerstampft wird. Über einem anderen kleinen Feuer wird eine Sauce von Kräutern und Palmöl bereitet, und bald ist das frugale Mahl für die Familie hergerichtet. In einer großen, flachen Schüssel aus Ton wird nun der allbeliebte „Fufu" (Brei) aufgetragen; daneben steht eine kleinere mit Kräutersauce; mitunter wird das Mahl noch durch ein Huhn oder einige Stinkfische von der Küste vervollständigt. Alle hocken im Kreise auf der Erde, die Knie hoch angezogen bis an das Kinn, um die Tafel, und jeder greift dezent mit den Fingerspitzen der rechten Hand

Digitized by Google

nach dem Fufu, formt ihn geschickt zu einer Kugel und fährt damit in die meistens sehr stark gepfefferte Kräutersauce. Der Bissen wird nun mit Andacht und Verständnis verzehrt, und zu bewundern ist, wie jeder bei dem Mahl zu seinem Rechte gelangt. Keiner sucht dem andern zuvorzukommen oder ihn in irgendeiner Weise zu schmälern. Die Finger werden nach jedem Mahle sauber gewaschen. Häufig läßt man die Feuer noch weiter brennen, um sich nach dem Mahle am Herde zu erwärmen.

Merkwürdige Gebräuche herrschen (nach Klose) bei Todesfällen und Begräbnissen. Sobald der Tod eingetreten ist, laufen alle Verwandten und Frauen des Verstorbenen zusammen und stimmen die Totenklage an. Dann eilen die Frauen durch den Ort und verkünden den Tod ihres Mannes. Der Tote wird von den Verwandten gewaschen, in schöne neue Tücher eingehüllt und in seiner Hütte, den Kopf mit der Hand gestützt, aufgebahrt. Bisweilen wird ihm noch die Pfeife als Zeichen des Friedens in den Mund gesteckt. Die Verwandten kommen von nah und fern herbei, nehmen Abschied von ihm und lassen ihre Angehörigen im Jenseits grüßen. Falls der Verstorbene durch einen Zauberer umgebracht worden ist, versprechen sie ihm, seinen Tod an dem Mörder zu rächen. An einen natürlichen Tod glaubt man überhaupt nicht, und so muß ein Fetischpriester vor der Bestattung erst die Ursache des Todes feststellen. Der Priester oder die Priesterin beschwören den Geist des Verstorbenen und nennen dann das Dorf, wo der mutmaßliche Mörder wohnt, ohne aber einen bestimmten Namen zu nennen. Oft verkünden sie auch, daß der Tote vor Altersschwäche gestorben sei. Oft auch wird der Leichnam unter Vorantritt des Totenbeschwörers auf einem Brette durch die Straßen und Plätze des Dorfes getragen. Der Geist des Toten gibt dann durch den Priester die Hütte oder das Gehöft seines Mörders an! Der Priester bleibt mit dem Leichnam vor der Hütte oder dem Gehöft des angeblichen Mörders stehen und bezeichnet ihn auf diese Weise dem Volke und der Familie. In den nächsten Tagen wird der Tote mit seinen Kleidern in Matten

Digitized by Google

gehüllt und im Fußboden seiner Hütte beerdigt, die dann ruhig weiter bewohnt wird. Jeder der Leidtragenden wirft wie bei uns ein paar Hände voll Erde in das Grab. Dem Toten werden Haumesser und Dolche beigelegt, damit er auf seiner Reise nach dem Reiche der Toten die bösen Geister, die sich ihm in den Weg stellen, töten kann. Ferner werden ihm noch Baumwollenzeug und Schmucksachen mitgegeben, damit er sich beim Eintritt in das Totenreich festlich schmücken kann; mitunter auch eine Flasche Gin (Branntwein) oder Palmenwein zur Stärkung auf die Reise. Außerdem legen die Verwandten eine Anzahl Kaurimuscheln in das Grab, damit der Tote den alten Fährmann, welcher die Verstorbenen in seinem Kahne über den breiten Fluß zum Reiche der Toten übersetzt, bezahlen kann. In dem Reiche der Toten leben die Geister der Verstorbenen ganz wie auf Erden, nur daß sie keine Arbeit mehr zu verrichten brauchen und ihnen weder ein Fetisch noch ein böser Geist irgendein Leid zufügen kann. Nach der Bestattung findet das eigentliche Totenfest statt. Es wird von den Anwesenden der Totentanz aufgeführt, der in den üblichen Gliederverrenkungen besteht, während die bewaffneten Männer Böllerschüsse abgeben. Das Fest dauert bis in die Nacht hinein, und unter Tanz, Gesang und fortwährendem Schießen werden ungeheure Quantitäten Gin und Palmwein vertilgt. Nach dem Glauben der Leute gehen die Geister der Verstorbenen nur in das Reich der Toten ein, wenn sie unter diesen Zeremonien feierlich bestattet worden sind. Die Geister nicht Beerdigter dagegen können nicht zur Ruhe kommen und müssen in der Nacht als weiße Gestalten auf der Erde umherirren. Stirbt der Mann, so muß die Frau sechs Wochen in der Hütte am Grabe desselben trauern. Sie darf während der sechs Wochen die Hütte nicht verlassen. Von dem Fetischpriester wird der trauernden Frau das Haupthaar abgeschnitten, auch werden ihr sämtliche Tücher und Schmucksachen genommen. Des Nachts liegt sie in der Hütte mit einem Knüppel bewaffnet, damit sie den Geist des verstorbenen Mannes

Digitized by Google

verscheuchen kann! Ferner unterhält sie in der Hütte immer ein Feuer, in dem sie stark riechende Kräuter verbrennt, deren Geruch ebenfalls den Geist von der Hütte fern halten. Während der sechswöchentlichen Trauer darf die Frau nur gewisse Speisen genießen; auch streut sie darauf stets etwas Asche, damit der Verstorbene nicht an dem Mahl teilnimmt, weil eine gemeinsame Mahlzeit mit dem Toten ihren Tod herbeiführen würde. Nach Ablauf der sechs Wochen darf die Frau wieder die Hütte verlassen, muß jedoch noch stets den Knüppel bei sich führen. Die Verwandten und Bekannten beschenken die Frau nach der Trauer mit Tüchern und Schmucksachen. Die Trauer eines Mannes um seine Frau geht ebenso vor sich, jedoch kann derselbe schon nach sieben Tagen die Hütte verlassen. Für beide Geschlechter dauert die Trauer etwa 6 Monate, weil der Geist des Verstorbenen solange braucht, um in das Reich der Toten und damit zur ewigen Ruhe zu gelangen.

Götterglaube und Fetischwesen. Die Togoneger, soweit sie nicht Mohammedaner sind, denken sich einen höchsten Gott — Mawu —, der die Welt und die Menschen erschaffen hat. Von der Erschaffung der ersten Menschen gibt es folgende seltsame Sage (nach Klose): Mawu erschuf ein schwarzes und ein weißes Paar. Darauf stellte er zwei Körbe, einen großen und einen kleinen, vor die beiden Paare. Sofort stürzte sich das schwarze Paar auf den großen Korb und öffnete ihn. Es waren darin eine Ackerhacke, ein Buschmesser und eine Axt. Als das weiße Paar den anderen Korb öffnete, lag darin nichts als ein Buch. Die beiden schwarzen Menschen gingen nun an die Arbeit. Sie schlugen den Wald um, legten einen Acker an und säten. Das weiße Paar aber begann in dem Buche zu lesen und wurde dem schwarzen Paare bald an Klugheit überlegen. Da wurden die schwarzen Menschen den weißen feind und trachteten ihnen nach dem Leben. Gott Mawu sah das mit Unwillen. Er ließ ein langes Seil vom Himmel herab und setzte damit das weiße Paar

Digitized by Google

über das große Wasser. Als die schwarzen Menschen die Erde dann in unzähliger Menge bewohnten, gab Mawu sie in die Hände zahlreicher Erdgötter, und er zog sich in den Himmel zurück. Soweit die Sage. — Mit diesen Erdgöttern haben es die Menschen nun zu tun. Sie können den Menschen Gutes und Böses erweisen. Sie schicken Sturm und Regen und Gewitter, senden die Krankheiten, machen die Diebe und Mörder ausfindig, helfen im Kriege u. dgl. mehr. Aber jeder macht nur einerlei, und so walten immer eine Menge Götter über dem Menschen, und mit jedem muß er sich gut stellen. Diese Erdgötter sind es eigentlich, die den Namen „Fetische" führen. Sie sind aber Geister und können wohnen, wo sie wollen, in den Wolken, aber auch in allen möglichen irdischen Dingen. Niemand weiß darum Bescheid als die klugen Fetischpriester. Diese geben an, an welchen Stellen der Fetisch zu sprechen ist. Dort müssen ihm Opfer gebracht werden, wenn er etwas Schlimmes abwenden oder etwas Gutes erweisen soll. Denn umsonst tut er nichts! Fast jedes Dorf steht unter einem besonderen Fetische. Manche sind aber von so großer Macht, daß sie von ganzen Landschaften gefürchtet werden. Überall, wo es die Priester angeben, werden plumpe Figuren aus Lehm oder Holz aufgestellt, unter einem Strohdach sitzend. Das sind dann die Stätten, wo man die Opfer darbringen muß, wo der Priester mit dem Fetisch sprechen kann. Oft ist es auf Berggipfeln oder im tiefen Walde oder an einsamen Stellen in der Steppe; oft ist es aber gleich am Wege, am Eingange zum Dorfe und an ähnlichen Plätzen. Vgl. Tafel 8, Bild 1. Die Priester, die in der Nähe des Lehm- oder Holzfetisches in einer phantastisch ausgestatteten Hütte wohnen, wissen ihr Amt sehr geschickt mit Geheimnissen zu umgeben, und die Neger lassen sich heute noch von ihnen aufs schmählichste betrügen. Der Fetisch verlangt bei allen möglichen Gelegenheiten durch den Mund des Priesters Opfer und zwar nur wertvolle Dinge: Feldfrüchte, Ziegen, Schafe, Hühner, Branntwein, Bier, Palmwein u. a. m. Das muß an der Fetischfigur nieder-

Digitized by Google

gelegt werden. Am anderen Morgen ist es dann weg. Der Fetisch hat es verzehrt! Wie in der schönen Geschichte: „Vom Bel zu Babel".

Wer Fetischpriester werden will, muß bei einem alten Priester als Knabe eine dreijährige Lehrzeit durchmachen. Dann bekommt er die priesterliche Tracht: ein Leopardenfell und einen spitzigen Hut. Mit den Dorfhäuptlingen stehen die Fetischpriester immer auf gutem Fuße; das Volk aber wird von ihnen in einer wahren Tyrannei gehalten.

Ein ausgesuchtes Mittel der Fetischpriester, um verhaßte Leute aus dem Wege zu räumen und andere in Furcht und Schrecken zu versetzen, sind die sog. Gottesurteile, die zwar unter den Augen der Weißen nicht mehr veranstaltet werden dürfen, in entfernteren Gebieten aber immer noch im Schwange sind; in Kamerun, wo das Fetischwesen auch besteht, noch mehr als in Togo. Da stirbt z. B. irgendein Mann. Der Fetischpriester erklärt, der Tod sei das Werk eines Feindes. Der Priester, getrieben vom Fetisch, findet den „Mörder" alsbald heraus! Der aber leugnet. Der Priester bespricht sich mit dem Fetisch, und dieser befiehlt die Probe mit dem Giftbecher. Vor versammelter Volksmenge muß der Beschuldigte den Becher trinken. Bricht er das Gift wieder aus, so ist er unschuldig. Stirbt er daran, so ist er schuldig. Den Trank bereitete natürlich der Priester, und es war ihm ein Leichtes, jemanden ins Jenseits zu befördern oder ihn mit dem bloßen Schrecken davonkommen zu lassen. — Dann gibt es noch das Gottesurteil mit dem Eintauchen der Hand in siedendes Palmöl, das mit dem Anfassen einer glühenden Axt u. a. m.

*

Auf dem Aguberge in Togo gab es — nach Missionar Fies im „Globus", Bd. 80 — vor wenig Jahren noch ein Dorf, das von lauter Fetischpriestern bewohnt wurde, ein wahres Priesterdorf. Die Leute der Umgegend gingen fleißig auf den Berg und holten sich Rat, Weissagungen und Heilmittel, — denn die Priester sind

Digitized by Google

Militärstation (Boma) Kilimatinde (Deutsch-Ostafrika).

Schlafkranker in der Sklavengabel in einem Schlafkrankenlager Deutsch-Ostafrikas.
(Aus „Arbeiten a. d. kaiserl. Gesundheitsamt" XXXI. Bd. Verlag J. Springer, Berlin.)

Digitized by Google

Fetischbaum in Togo, mit lehmernem Fetisch darunter.

Negerdorf im Nordkameruner Urwalde.

Digitized by Google

zugleich Medizinmänner —, was aber alles nur gegen reichliche Opfergaben erteilt wurde. Die Priester kamen auch auf Wunsch in die Dörfer herunter und vertrieben die Plagen der Menschen. Mit dem Vordringen der Mission wurde es den Priestern unbehaglich; ein Teil verließ den Agu und siedelte nach einem mehr von der Außenwelt abgeschlossenen Bergdorfe über, wo sie jetzt noch ihr altes Wesen treiben. Alles, was die Bewohner der Ebene tun, muß erst die Genehmigung und Weihe der Fetischpriester erhalten. Auch Saat und Ernte darf erst beginnen, wenn es die Priester erlauben. Wenn z. B. die Zeit zum Jamspflanzen gekommen ist, so geht es dort in den Dörfern folgendermaßen zu: Die Felder sind hergerichtet, aber niemand wagt zu pflanzen. Da bläst eines Morgens droben auf dem Berge ein Priester ins Horn. Sofort legen die Leute im Tale ihre guten Sachen an, nehmen einen Zweig von der Ölpalme in die Hand und ziehen hinauf auf den Berg. Oben werden sie in das Fetischdorf und auf den Festplatz geführt. Wenn alles Volk und die Priester versammelt sind, bearbeitet jemand aus Leibeskräften die große Fetischtrommel, und die Volksmenge wedelt mit den Palmenzweigen. Dann treten die Priester alle einer nach dem andern an einen Stein, legen die Hände darauf und sprechen einen Segenswunsch für das Jahr. Der Oberpriester geht aber abseits an einen heiligen Ort und betet. Hierauf besteigt ein Priester einen hohen Felsblock, neigt sich nach allen Himmelsrichtungen und grüßt alle Fetische des Landes, jeden einzeln mit Namen. Er muß bei der Unmenge von Namen gut aufpassen, daß er keinen übersieht. Das würde ihm das Leben kosten, denn der gekränkte Fetisch würde ihn umbringen! Den Priestern ist es nicht darauf angekommen, welche von den Ihrigen zu vergiften, um diesen Glauben beim Volke zu stützen. Nun wird wieder getrommelt, das Volk tritt ehrfurchtsvoll zurück, und es beginnt ein Tanz. Zuerst tanzt der Oberpriester allein; dann schließen sich die Priester an, bis Männer des Volkes vortreten und sämtliche Priester in ihre Hütten tragen. Damit ist

Digitized by Google

die Feier zu Ende. Unter die Leute wird nun Palmwein verteilt; dann gehen sie hinab ins Tal und beginnen ihren Jams zu pflanzen.

Die Sklaverei in unseren Kolonien. Togo liegt an der sog. Sklavenküste. Woher dieser Name? Und gibt es auch gegenwärtig noch Sklaven in unseren Kolonien? Darüber ein paar Worte.

Vor mehr als 400 Jahren begann an der Sklavenküste eine regelmäßige Ausfuhr von Sklaven durch europäische Schiffe. Die Portugiesen, Dänen, Holländer, Engländer und Franzosen trieben damals ganz ungescheut Sklavenhandel. Noch im Jahre 1790 sollen an der Sklavenküste 74 000 Sklaven verladen worden sein. Die an jener Küste wohnenden kriegerischen Aschanti- und Dahomeneger unternahmen jedes Jahr große Sklavenjagden in das Hinterland und verkauften die Gefangenen dann an die Weißen. Sie entvölkerten damals auch die Ebenen des heutigen Togo; viele Stämme flüchteten sich in das Fetischgebirge. Man unternahm die Jagden gern zur Erntezeit, wo auch die ins Gebirge geflüchteten Neger in die Ebene hinabkommen mußten, um ihre Felder abzuernten. Auch die Sultane der mohammedanischen Negerstaaten am Niger und am Tschadsee waren schlimme Sklavenjäger, die z. B. im heutigen nördlichen Kamerun die Bewohner gleich zu Tausenden wegfingen. Zur Zeit, als der berühmte Afrikareisende Barth am Tschadsee war, zog ein dortiger Sultan gerade mit 10 000 Kriegern auf die Sklavenjagd. Auch die von jenen Sultanen erbeuteten Sklaven wurden zum großen Teile durch Aschanti und Dahome nach der Sklavenküste gebracht und dort verkauft. Alles wollte damals durch Sklavenverkauf Geld verdienen. Selbst kleine Häuptlinge verkauften — unter Beihilfe des Fetischpriesters — Leute aus ihren Dörfern, die irgend eines Verbrechens beschuldigt wurden. — Nicht geringer war der Sklavenhandel in Ostafrika. Die Sklavenjäger und -händler waren dort die Araber, die auch mit Hunderten von Bewaffneten ins Innere auf die Menschenjagd zogen. In sog. „guten" Jahren sollen über Sansibar

Digitized by Google

an die 100 000 Sklaven — „schwarzes Elfenbein" — ausgeführt worden sein! Das ging so fort, bis die Engländer den Sklavenhandel verboten und alle Sklavenschiffe anhielten.

Aber der schimpfliche Handel hörte nur an der Küste auf. Im Innern änderte sich gar nichts. Deshalb, als die Europäer beim Kolonisieren in das tiefere Innere kamen, da fanden sie die Sklaverei, den Sklavenraub und den Sklavenhandel genau so vor, wie sie immer gewesen waren. Den Sklavenjagden und dem Sklavenhandel ist nun allerdings überall, soweit der Arm der Europäer reicht, mit unerbittlicher Strenge ein Ende gemacht worden. Da haben die Kolonialregierungen auch nicht davor zurückgeschreckt, auf frischer Tat ertappte Sklavenhändler hängen zu lassen. Aber die Sklaverei selbst besteht heute noch, auch in den deutschen Schutzgebieten. Vor wenigen Jahren wurde die Zahl der Sklaven in ganz Afrika noch auf 70 Millionen geschätzt! Die Sklaverei ist bei den Negern eine vieltausendjährige Einrichtung. Ihr ein Ende zu machen, ist den Negern selbst offenbar noch nie in den Sinn gekommen. Sie läßt sich nach dem Urteile Sachverständiger jetzt auch nicht von heute auf morgen abschaffen. Sie wird aber ganz von selbst in unseren Kolonien bald ein Ende nehmen, denn alle seit dem 1. Januar 1906 geborenen Neger, auch die Kinder der jetzigen Sklaven, sind frei.

Bilder aus dem Sklavenleben.

Zur Illustration des Sklavenlebens in unseren Kolonien mögen folgende Schilderungen dienen, bei denen wir uns hauptsächlich auf Reichard („Deutsch-Ostafrika") stützen: In ganz Afrika wird die Sklaverei in einer außerordentlich milden Form ausgeübt. Nichts ist falscher, sagt Reichard, als bei dem Worte Sklaverei sofort an alle nur möglichen Grausamkeiten, an Peitschenhiebe und Kettenklirren zu denken.

Dem Herrn steht zwar das Recht zu, seinen Sklaven beliebig zu verkaufen wie eine Sache, ein Tier. Ferner steht ihm auch das Recht zu, seinen Sklaven in jeder Form zu züchtigen, über Leben und Tod desselben zu verfügen. Nirgends stehen aber Theorie und

Digitized by Google

Praxis in solchem Gegensatze wie in diesem Falle. Der Sklave verlangt die mildeste Behandlung, sonst entzieht er sich dem strengen Herrn einfach durch die Flucht. Die Furcht vor der Flucht des Sklaven schwebt immer über dem Haupte des Sklavenbesitzers; diese Furcht nimmt der Sklaverei ihren Stachel für den Neger. Besonders gegenwärtig, wo die Sklaverei bald ihr natürliches Ende finden wird, ist der Sklave ein sehr wertvoller Besitz, auf dessen Erhaltung jeder Besitzer großen Wert liegt. Der Sklave wird vom Herrn allgemein mit „mein Kind" angeredet. Es ist nirgends Sitte, den Sklaven in der Anrede als Sklaven zu bezeichnen. Das nimmt er, wenn es einmal geschieht, gewaltig übel. Ein Neger rief im Beisein Reichards seinen Sklaven mit einem Namen, der diesem nicht paßte. Beleidigt erwiderte der Gerufene: „Wenn du mich in Gegenwart anderer nochmals daran erinnerst, daß ich dein Eigentum bin, so verkaufe mich, oder ich werde dir entfliehen!" Der Herr glaubte es nun seiner Würde schuldig zu sein, den Sklaven eine Zeitlang in die sog. Sklavengabel zu legen. Als dem Sklaven die Gabel wieder abgenommen wurde, war er bald darauf verschwunden, und der Herr hat ihn nie wieder gesehen. — Der Sklave lebt mit in der Familie des Herrn. Er ißt mit seinem Herrn aus derselben Schüssel, die Sklavin mit den Frauen und Mädchen. Herr und Sklave trinken sich aus demselben Pombetopf einen Rausch an, und die Tabak- oder Hanfpfeife wandert zwischen beiden hin und her. Nur wenn der Herr sehr viele Sklaven hat, muß von solchem Zusammenleben abgesehen werden; da werden nur die ältesten und treuesten Sklaven zur Familie hinzugenommen. Der Sklave wird nicht etwa durch irgendein äußeres Zeichen als solcher gekennzeichnet; ein Fremder sieht ihm die Unfreiheit nicht an. Heiratet der Sklave, was ihm freisteht — die Frau ist gewöhnlich die Tochter eines Sklaven, zuweilen auch eine Freie —, so darf er sich eine eigene Hütte bauen; und wenn seine Familie größer wird, dann braucht er z. B. im Hinterlande von Togo (bei den Bassarinegern) nur noch vier Tage in der Woche für den Herrn zu arbeiten. Zwei Tage bleiben ihm für sich. Die Woche hat dort sechs Tage ohne einen Ruhetag. Von einer demütigen Unterwerfung unter das Gebot des Herrn ist nirgends viel zu merken. Oft setzt der Sklave seinen Willen durch. Ein Sklave, so erzählt Reichard, hatte

Digitized by Google

es sich in den Kopf gesetzt, nicht das Feld zu bestellen, sondern als Träger zur Küste zu ziehen. Der Herr jedoch verbot es ihm. Als aber die Zeit der Abreise kam, bestand der Sklave auf seinem Willen; es entstand ein scharfer Wortwechsel, endlich eine Prügelei, in welcher der Sklave Sieger blieb. Der Erzähler war Zeuge des Vorfalls und glaubte, daß jetzt die letzte Stunde des „Rebellen" geschlagen habe. Aber was geschah? Der Sklave ging hin und kaufte einen mächtigen Topf Pombe; dann setzten sich Herr und Sklave dazu, vertilgten das Bier in größter Seelenruhe und waren wieder versöhnt. Das Schönste aber war, daß der Sklave seinen Willen doch durchsetzte und zur Küste ging! Und der Herr war froh, als er ihn wieder hatte.

Der Sklave kann von Rechts wegen kein Eigentum erwerben, außer etwa einem Huhne und dessen Nachkommenschaft. In Wirklichkeit stimmt auch das nicht. Die Sklaven großer Grundherren z. B. wohnen gewöhnlich in besonderen Sklavendörfern zusammen. Sie bestellen die Felder ihrer Herren und dürfen sich einen bestimmten Teil der Ernte behalten. Viele sind wohlhabend geworden und halten sich schon wieder selbst Sklaven! Trotzdem sind sie noch immer „Sklaven". Der Bezirksamtmann Dr. Mansfeld erzählt („Urwalddokumente") von den Sklaven an den Kameruner „Ölflüssen" (in der Gegend des Croßflusses): Es würde kein hiesiger Sklave mit einem europäischen Bergarbeiter oder Schiffsheizer tauschen. Die Sklaven haben ihr eigenes Dorf, oder der einzelne hat seine eigene Hütte, seine eigene Farm, ein Weib, Hühner, soviel er will, und er darf auch auf die Jagd gehen. Wird ihm z. B. aufgetragen, soundsoviel Öl täglich oder wöchentlich zu liefern, so hat er ganz freie Verfügung darüber, zu welcher Zeit er auf die Palme klettert. Sobald er eine Antilope sieht, kann er die Arbeit unterbrechen, um zu jagen. Sein Weib und seine Kinder darf er natürlich nicht verkaufen; denn die gehören auch dem Herrn. Aber er darf irgendein Geschäft treiben; die Hälfte des Erlöses ist sein, die andere erhält der Herr. Für alte treue Sklaven wird nach dem Tode dieselbe Trauerfeierlichkeit veranstaltet wie für einen Freien. —

Wenn auch das Los des afrikanischen Sklaven im allgemeinen also nicht so drückend und erniedrigend ist, als sich der Europäer

Digitized by Google

die Sache vorzustellen pflegt und als es z. B. in Amerika tatsächlich gewesen ist, so hat es doch auch immer Herren gegeben, die ihre Sklaven mit ausgesuchter Härte und Grausamkeit behandelt haben, und einem Fortbestehen der Sklaverei sollte niemand das Wort reden. In Deutsch-Ostafrika waren die schlimmsten Sklavenpeiniger gewöhnlich Araber. Ihnen — mit ihren Verbindungen über das ganze Land hin — war es auch leicht möglich, entflohener Sklaven wieder habhaft zu werden. Die Sklavengabel, die Kette, der Stock haben da oft eine furchtbare Rolle gespielt. Doch sollen grausame Sklavenherren angeblich immer eine Ausnahme gebildet haben.

Wie geht es nun beim Verkauf eines Sklaven zu? Für Leute, die nur wenig Sklaven haben, ist der Kauf oder Verkauf eines Sklaven ein sehr wichtiges Geschäft, aber auch ein ganz seltenes. Soll ein Sklave verkauft werden, so hält man das vor ihm geheim, damit er nicht etwa — aus Furcht, zu einem bösen Herrn zu kommen — die Flucht ergreift. Der Käufer kommt und sieht ihn sich auf ganz unauffällige Weise an. Der Preis ist ungemein verschieden. Junge schöne Mädchen sind am teuersten! Ist der Verkauf zustande gekommen, der Sklave ist aber nicht einverstanden mit dem Wechsel, so wird Gewalt gebraucht. Er bekommt die Sklavengabel — ein schweres Marterholz — um den Hals und wird so zu dem neuen Herrn gebracht. Hier muß er so lange die Gabel tragen, bis man denkt, er wird sich nun eingewöhnt haben! Es ist bezeichnend für den Charakter des Negers, daß eine derartige Eingewöhnung auch meistens gelingt. Die schlimmste, unmenschlichste Behandlung erfuhren die Sklaven immer, solange sie sich noch in den Händen der Sklavenjäger und großen Sklavenhändler befanden. Sobald der Sklave erst von einem Manne gekauft war, so änderte sich die Behandlung.

Hauptmann Dominik traf, als er 1902 auf den Markt der Stadt Dikoa in Nordkamerun kam, den Sklavenhandel noch in vollster Blüte an. Er erzählt („Vom Atlantik zum Tschadsee") — gekürzt —: Unter den großen Lauben an der Stadtmauer wurden Menschen gehandelt. Ich habe die Verkäufer die menschliche Ware noch anpreisen und die Kauflustigen die Unglücklichen mustern sehen. Es ist mir, abgesehen davon, wo ich Sklavenjäger heimkehren sah, eigentlich nie

Digitized by Google

zum Bewußtsein gekommen, daß die Schrecken der Sklaverei noch bestanden, bis ich in Dikoa lebende Ware auf offenem Markte sah. Unter den schützenden Strohdächern saßen sie nach Alter und Geschlecht getrennt, munter plaudernd. Kinder von 4 bis 10 Jahren wurden am häufigsten gehandelt; auch alte Männer und Frauen als Feldarbeiter waren begehrt. Junge Mädchen waren gar nicht auf dem Markte. Man sagte mir, seit keine Sklavenjagden mehr stattfänden und die Sklaven seltener würden, kaufe der wohlhabende Mann überhaupt nicht mehr auf dem Markte, sondern unter der Hand. Die Käufer schlossen den Handel sehr vorsichtig ab; eingehend wurde der Körper des Sklaven auf etwaige Fehler geprüft; er mußte laufen, springen, sprechen; Augen, Zähne und Ohren wurden untersucht. Vielfach wurde getauscht, und namentlich neu eingetroffene Tripolitaner sah ich versuchen, ihre Kamele gegen Dienstpersonal umzutauschen. — Der Sultan von Dikoa tat sehr entrüstet, als ihm Dominik von dem Sklavenmarkte in seiner Stadt erzählte und sofortige Aufhebung verlangte. Er hätte den Sklavenhandel in seiner Stadt schon oft verboten, behauptete der Sultan, aber die Händler folgten nicht! Im selben Jahre noch wurde dem Sklavenmarkte in Dikoa — dem letzten in ganz Kamerun — von der deutschen Verwaltung für immer ein Ende gemacht. Sklaven und Freie werden vor den deutschen Gerichten gleich behandelt.

Zahlen und Notizen. Größe Togos 87 200 qkm. Zahl der Eingeborenen 1 Mill., der Weißen 363. Bevölkerungsdichte: auf 1 qkm 12 Bewohner; Togo ist demnach unter den afrikanischen Kolonien die am dichtesten bevölkerte. — Besitzergreifung 1884 durch Dr. Nachtigal. — **Wichtige Orte: Lome,** 6500 Einw., darunter 125 Deutsche; breite, aus rotem Lehm gestampfte baumbepflanzte Straßen, die sich meist rechtwinklig schneiden; viele Faktoreien und sonstige Geschäftshäuser; sehr lebhafter Markt; bei der Stadt ein nur von handeltreibenden Haussanegern bewohntes Viertel; Ausgangspunkt der drei Togobahnen (nach Anecho, Atakpame und Agome-Palime); Sitz des Gouverneurs von Togo. — **Anecho,** ohne Hafen wie Lome, 1 km vom Strande entfernt leidlicher Ankergrund; die Stadt liegt auf dem schmalen Landstreifen zwischen Meer und Lagune; über die Lagune führt eine Brücke; zahlreiche Faktoreien; starker Marktverkehr, denn die Umgegend dicht bevölkert; Endpunkt vieler Karawanen. — **Atakpame,** einer der wichtigsten Orte im Hinterlande; bedeutender Verkehrsmittelpunkt; mehrere tausend Hütten, viele Messerschmiede, ein deutsches Bezirksamt; Endpunkt einer Eisenbahn.

Digitized by Google

Kamerun.

Das Relief. Die Flüsse. Das einfachste Bild davon, wie sich Kamerun in Hochland und Tiefland — letzteres bis zu 500 m gerechnet — teilt, macht man sich auf folgende Weise: Man richtet den Blick zunächst auf das Hochland. Das schiebt sich aus Innerafrika mit einer Ecke weit nach Kamerun herein und füllt den größten Teil des Schutzgebietes aus. Es bleiben aber zwei Tiefländer frei: ein kleineres vorn an der Küste und ein viel größeres nach dem Tschadsee hin. Wo immer man auch vom Tieflande hinauf auf das Hochland will, überall hat man Höhen von wenigstens 1000 m zu ersteigen. Nach dem Kongo zu aber senkt sich die weite Hochfläche allmählich hinab, denn der Kongo strömt in einer riesigen, flachen Mulde dahin. Wo Neukamerun den Kongo berührt, hat der Flußspiegel etwa 350 m Seehöhe. Nach dem Benue und Tschadsee dagegen stürzt das Hochland steil ab.

Aus den Tiefländern erheben sich auch in Kamerun — wie in Deutsch-Ostafrika und Togo — einzelne Berge und kleine Gebirge. Der berühmteste Einzelberg im Küstentieflande ist der Kamerunberg (4070 m); im nördlichen Tieflande erheben sich Einzelgebirge bis zu 2000 m. Um Schülern eine ungefähre, aber ganz schematische Vorstellung des Reliefs zu geben, kann man etwa die Zeichnung Fig. 6. an der Wandtafel entstehen lassen — ein Verfahren, das sich bei den anderen Schutzgebieten ebenfalls empfiehlt. Im übrigen verweisen wir auf die beiden Profile durch Kamerun, die für sich selbst sprechen. Vgl. Fig. 7 u. 8. Angesichts der Zeichnung Fig. 6 und der Profile Fig. 7 u. 8 ist es wohl zu verstehen, warum die vom Hochlande ins Küstentiefland und zum Meere herabkommenden Flüsse für die Schiffahrt alle nicht viel taugen. Die Schiffbarkeit reicht von der Mündung immer höchstens bis

Digitized by Google

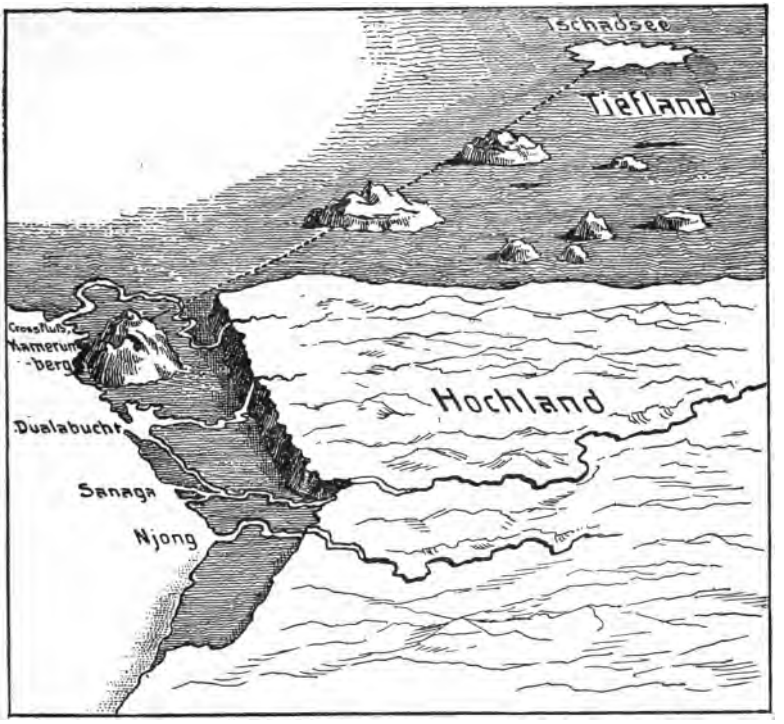


Fig. 6. Schematischer Überblick über das Hoch- und Tiefland in Kamerun.

Fig. 7. Profil durch das nordwestliche Kamerun (vom Kamerunberge bis in die Nähe des Tschadsees).

Fig. 8. Profil durch Südkamerun (von der Dualabucht bis zum Ssanga-Flusse).

Digitized by Google

zum Abfall des Hochlands. Dort hat jeder Fluß seine Fälle oder Kataraкte. Aber oben auf dem Hochlande werden die Flüsse wieder schiffbar, der Sanaga auf eine kurze Strecke, der Njong sogar 300 km weit. Eine Eisenbahn wird bald die obere Schiffahrtsstrecke des Njong mit der unteren des Sanaga verbinden. Der Croßfluß im Westen, der größte der sog. Ölflüsse, ist von der Mündung fast bis zur Quelle schiffbar. Aber in unser Schutzgebiet fällt nur ein kleines Stück seines Oberlaufs; die Grenze ist so gezogen worden, daß das Beste des Flusses mit der wichtigen Mündung den Engländern vorbehalten blieb. Übrigens wird es kaum einen zweiten Fluß geben, dessen Wasserstand in der Regenzeit so ungeheuer steigt, wie es am Croßflusse regelmäßig der Fall ist: 13½ m Unterschied! Da sieht man die Wirkung des Kameruner Regens! — Zu dem gewaltigen und ausnahmsweise nicht durch Fälle oder Kataraкte verdorbenen Schiffahrtswege des Niger haben wir Zutritt durch den Benue, der weit nach Kamerun hinein noch schiffbar ist. Wo er die deutsche Grenze überschreitet, hat er bereits die gewaltige Breite von 1 km. Allerdings verschmälert er sich in der Trockenheit sehr und ist kaum wiederzuerkennen. Der Süden Kameruns war schon immer durch den schiffbaren Sanga — nicht zu verwechseln mit dem Sanaga — mit dem Kongo verbunden; jetzt reicht unser Gebiet durch die bekannte „Hummerschere" — der Name stammt von Dernburg — am Sanga entlang bis an den Kongo selbst. Die allerdings sehr kurze Grenze am Kongo — sie ist nur so lang, daß ein Hafen Platz findet — wird von der Mitte des Stromes gebildet, und die Schiffahrt auf dem Kongo steht allen Völkern frei. Wer nach der Südostecke von Kamerun will, in die gummi- und elfenbeinreichen Urwälder, der tut besser, den Kongo — dessen Fälle vor der Mündung durch eine Eisenbahn umgangen werden — und dann den Sanga hinauf zu fahren. Das ist bequemer, als den 700 km langen Landweg mit Trägern zurückzulegen. Desgleichen bilden den besten Zugang nach Adamaua und zum Tschadsee der Niger

Digitized by Google

und der Benue. Das wird erst einmal anders werden, wenn große Eisenbahnlinien das Land nach allen Richtungen durchziehen werden.

Die Dualabucht, das Haupteingangstor Kameruns. Die Dualabucht (auch Kamerun-Ästuar genannt), die gemeinsame Mündung der sog. Kamerunflüsse, ist ein ausgezeichneter natürlicher Hafen, wie es an der ganzen Westküste Afrikas keinen besseren gibt. Mitten in die Kamerunküste einschneidend, ist die Bucht wie geschaffen zum Haupteingangstor der ganzen Kolonie. Die Skizze Fig. 9. zeigt die handförmige Gestalt des weiten Wasserbeckens, seinen Abschluß gegen das Meer hin und die hinten einmündenden Flüsse. Das Wasser wimmelt von Krabben, nach denen die Portugiesen das die Bucht umgebende Land „Camarao" nannten („Krabbenland"); daraus machten die Engländer „Cameroon", wir endlich „Kamerun".

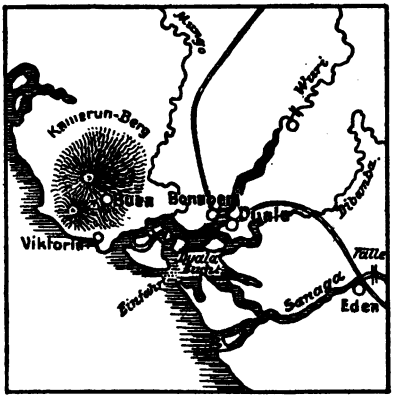


Fig. 9. Die Duala-Bucht, das Haupteingangstor Kameruns.

Die Kamerunflüsse haben eine Masse Sand und Schlamm in das Mündungsbecken hineingeschüttet. Dadurch sind die flachen, ganz mit Mangroven bedeckten Inseln in der Bucht entstanden. Zugleich ist das Wasser der Bucht sehr seicht geworden. Aber eine tiefe Rinne, die auch für die größten Ozeanriesen genügt, zieht sich vom offenen Meere her durch die ganze Bucht hindurch und in den Wurifluß hinein. Dadurch ist der Wuri der wichtigste von den hier mündenden Flüssen und die Stadt Duala an ihm der Hauptort der ganzen Kolonie geworden.

Wenn wir auf einem Seedampfer draußen am Eingange der

Digitized by Google

Bucht ankommen, so finden wir tags durch zahlreiche Bojen, nachts durch Leuchtfeuer den Weg hinter nach Duala gut bezeichnet. Nach zweistündiger Fahrt — der Weg durch die Bucht ist 30 km lang — hält der Dampfer plötzlich an, eine Viertelstunde vor Duala, und läßt die Anker fallen. Warum geht es nicht weiter? Hier zieht sich nämlich quer durch den gewaltig breiten Wuri eine Sandbarre, die zwar nicht ganz bis zum Wasserspiegel heraufkommt, aber doch nur von flachgehenden Schiffen passiert werden kann. Eine Dampfbarkasse eilt herbei, nimmt uns auf und bringt uns an die große Landungsbrücke, die vor Duala weit in den Strom hineinreicht. Nun liegt die „Hauptstadt" Kameruns vor uns. Eine breite, solide Ufermauer zieht sich am Strome hin, auf der die neugierigen Eingeborenen zu Hunderten stehen, wenn ein Dampfer angekommen ist. Zahlreiche Faktoreien haben am Wasser ihre Magazine, ihre kleinen Ladebrücken und Krane. Dahinter steigt das Land 20 m hoch steil empor und dehnt sich dann eben aus. Das ist die „Joßplatte", von der jetzt ein ganzes Europäerviertel mit vielen Regierungs- und Wohnhäusern herabschaut. Weiter steht da oben eine ganze Reihe Negerdörfer, deren kleine Häuptlinge sich einst alle „König" nannten, z. B. der bekannte King Bell mit seinen 160 Frauen! Duala ist sehr geräumig angelegt; sein Weichbild umfaßt 30 qkm! Die Straßen sind sehr breit, jedes Europäerhaus steht einzeln in Gärten. Diese gesunde Bauweise ist aber auch nötig. Denn Duala war einst einer der ungesundesten Plätze, wo das Fieber die Weißen unerbittlich dahinraffte. Damals wohnten die Kaufleute — außer dem Fieber auch noch stets bedroht von den Eingeborenen — in abgetakelten Schiffen („Hulks") auf dem Wuri. Das Gouvernement verlegte seinen Sitz von Duala weg nach dem 1000 m hoch gelegenen, kühlen Dorfe Buea am Kamerunberge. Heute sind die Brutstätten der Moskitos, die buschbewachsenen Sümpfe neben Duala, beseitigt. Eine Wasserleitung ist gebaut worden; außerdem nehmen

Digitized by Google

die Weißen regelmäßig Chinin ein; und so ist der Gesundheitsstand um vieles besser geworden. Der Wuri scheint seiner Mündung nach ein Strom von Elbgröße zu sein, ist aber in Wirklichkeit kaum so lang wie der Pregel. 50 km weit befahren ihn kleine Dampfer, immer an Faktoreien und Negerdörfern entlang; dann hat die Herrlichkeit ein Ende, die Stromschnellen sind da.

Zwei Eisenbahnen gehen vom unteren Wuri nach dem Hinterlande. Die „Nordbahn", die später den Tschadsee erreichen soll, beginnt aber nicht in Duala, sondern in dem gegenüberliegenden Orte Bonaberi. Sie durchquert den Urwaldgürtel — dessen Riesenbäume oft durch Dynamit gesprengt wurden — und erklimmt in vielen Serpentinen das Hochland. Der Fahrplan ist vorläufig noch sehr einfach; es fährt täglich ein Zug in jeder Richtung. Die Bahn hat drei Wagenklassen: die erste nur für Weiße, die dritte nur für Schwarze, die zweite ist gemischt. Die dritte Klasse ist immer besetzt, und auf jeder Station stehen zahlreiche Negerfrauen und halten ihre Landesprodukte feil. Der Lokomotivführer ist ein Weißer; alles sonstige Personal, auch die Stationsvorsteher, sind Schwarze, die aber die deutsche Sprache ein wenig beherrschen. Die „Mittellandbahn" läuft von Duala aus über den Sanaga bis zum Njong. Man wird nun nicht lange mehr warten können, die Fahrrinne im Wuri bis Duala und Bonaberi auszubaggern, damit die Seeschiffe unmittelbar an die Eisenbahn herankönnen. Übrigens können auch die Schiffe aus der Dualabucht durch einen „Kriek" direkt in den Sanaga fahren.

Die Dualaneger. Wer in Duala an Land geht, hat es mit den Dualanegern zu tun, deren Wohnsitze an der Bucht sind. Sie sind in eine Reihe mit den Suaheli und Ewenegern zu stellen: derselbe starke Verkehr mit den Weißen und dasselbe Eindringen europäischer Lebensweise unter die Küstenleute! Aber ihre Zahl ist gering; sie beträgt nur etwa 20 000. Sie sind ein ausgesprochenes Händlervolk. Früher handelten sie mit „schwarzem Elfenbein". Später und bis heute bilden weißes Elfenbein,

Digitized by Google

Gummi und Palmöl ihre Hauptwaren. Sie leben fast ausschließlich vom Handel; der Ackerbau spielt eine ganz geringe Rolle bei ihnen. Lange Zeit waren sie die allein herrschenden Zwischenhändler, ohne die ein europäischer Kaufmann überhaupt keinerlei Ware an der Küste bekommen konnte. Sie ließen einfach keinen Weißen hinter ins Land und keinen Neger des Innern mit Produkten vor an die Küste. Diese Zeit ist zwar nun vorbei; die deutschen Firmen fragen keinen Neger mehr, wenn sie eine Faktorei im Innern anlegen wollen. Aber den Dualas ist es trotzdem gelungen, einen guten Teil des dortigen Handels in ihren Händen zu behalten. Sie kaufen die Produkte massenhaft im Inlande auf, lassen sie durch Trägerkarawanen zur Küste bringen und schlagen sie mit hohem Profit an die Weißen los. Die Dualas haben sich durch den Umgang mit Europäern zu den vollendetsten „Hosenniggern" ausgebildet. Fast alle, Männer und Frauen, tragen europäische Kleidungsstücke; aber was sie tragen und wie sie es tragen, darin folgen sie meist noch ganz dem Negerherzen in ihrem Busen, nicht Europens gutem Tone. Da steht z. B. der wohlhabende Hafenbummler, während seine Frau und Sklaven auf dem Felde sind, an der Landungsbrücke in einer alten deutschen Uniform mit Zylinder, Regenschirm — Regen fällt ja fast immer — elfenbeinernen Manschetten und zwei Krawatten. Da aber das einzige Paar Hosen gerade in der Wäsche ist, so geht er mit nackten Beinen, ein buntes Tuch um die Hüften gewickelt! Ein Dualafräulein promeniert in einem Hute von etwas verjährter Mode, einem Schleppkleide und Stöckelschuhen am Hafen entlang, zieht aber sofort Schuhe und Strümpfe aus und trägt sie in der Hand, sobald es zu regnen beginnt. Eins muß man dem Duala aber lassen: er war sehr reinlich und badete täglich mehrmals; doch hört das auf, sobald er europäische Kleider an hat!

Auch im Hausbau richtet er sich nach europäischem Muster. Schon sieht man viele Bretterhäuser in den Dualadörfern, sogar einzelne Steinhäuser. Aber an seinem „Langhause", das durch

Digitized by Google

Querwände in viele Zimmer geteilt ist, hält er fest. Im mittelsten Raume wohnt er selbst, in den anderen Räumen Frauen und Kinder. In seiner Stube ist fast nur europäischer Hausrat. Häufig sieht man mit Erstaunen einen Tisch und ein paar Stühle, eine Kommode, eine eiserne Bettstelle, eine Petroleumhängelampe, Bilder, Spiegel, Nippsachen u. dgl. mehr. — Und vor 30 Jahren waren die Duala noch Menschenfresser! — Diese „Kultur" hat den Dualaneger aber auch stolz gemacht. Er dünkt sich weit mehr als seine wilden Nachbarn. Mit größter Verachtung sieht er auch auf den Sklaven herab und nennt ihn — obwohl er ihn gut behandelt — wegwerfend „Nigger"! Die Frau führt trotzalledem nach wie vor ein gedrücktes Leben. Da ist von Menschenwürde noch nichts zu spüren. Sie muß, besonders in vorgerücktem Alter, arbeiten wie ein Sklave. Wer Schulden hat, kann sie auf die Weise bezahlen, daß er dem Gläubiger eine oder mehrere Frauen abläßt! Reiche Männer wählen sich schon unter ganz kleinen Mädchen welche aus, die sie später zu Frauen nehmen wollen. Mit 8 Jahren müssen diese Auserwählten schon in das Haus des zukünftigen Eheherrn, um bei der Arbeit zu helfen, und mit 13 Jahren wird die Ehe geschlossen! Natürlich gibt der Vater seine Töchter nicht umsonst her. Frauen sind „Wertobjekte" und haben ihren Preistarif. Für 200 Mark ist schon manchem Weißen die Tochter eines Duala zur Frau angeboten worden. Aber die Weißen lehnen dankend ab.

Für öffentliche Versammlungen, Verhandlungen, Gerichtssitzungen, für „Palaver" hat der Duala eine wahre Leidenschaft. Kein Dorf ohne Palaverhaus oder wenigstens Palaverbaum! — In einem Handwerke sind die Dualaleute Meister: im Bootsbau. Boote von 25 m Länge sind nichts Seltenes bei ihnen. Verziert werden diese riesig langen, ganz schmalen Kähne durch die wunderlichsten Schnitzereien und Malereien. Wettrudern auf den Kamerunflüssen gehört zu den häufigsten Vergnügungen.

Der Kamerunberg. Der Kamerunberg gehört zur Landschaft

Digitized by Google

der Dualabucht, darum soll er gleich hier besprochen werden. Ein Schiff, das von Europa kommt und die Kamerunküste entlangfährt, muß zwischen zwei gewaltigen Bergen hindurch. Der eine ist die bis zu 3000 m aufsteigende Insel Fernando Po, der andere der über 4000 m hohe Kamerunberg. Diese Durchfahrt soll unvergleichlich schön sein. Wenden wir uns dem Kamerunberge zu. 4000 m sind an sich eine gewaltige Höhe; sie wirken aber hier noch ganz anders, wie etwa in den Alpen, da sich der Kamerunberg auf der einen Seite unmittelbar aus dem Meere, auf den anderen Seiten aus dem Tieflande erhebt. Von weitem erscheint er wie eine geschlossene Masse mit zwei Gipfeln, einem domartigen, kahlen Hauptgipfel, mehr landeinwärts, und einem halb so hohen, scharf zugespitzten Nebengipfel am Meere. In Wirklichkeit trägt der Kamerunberg — mit seiner Längserstreckung von 50 km schon mehr ein Gebirge — eine ganze Menge einzelner Kuppen und dazwischen Hochtäler und Schluchten. Das alles ist aber bei der fast immer nebeligen Luft von ferne nicht zu unterscheiden. Der ganze Berg ist ein Riesenvulkan; die aufgesetzten Einzelkuppen sind alles Krater. Im Jahre 1909 erfolgte ein heftiger Ausbruch aus mehreren Kratern. Das an seinem Abhange angelegte Europäerdorf Buëa — wo zurzeit auch der Gouverneur wohnt — wurde dabei durch Erdbebenstöße so erschüttert, daß die Gebäude Risse bekamen und die Bewohner hinab nach Duala flüchteten. Bis zur halben Höhe ist der Berg mit dem dichtesten Urwalde bekleidet; dann tritt man auf offenes Grasland hinaus und endlich gelangt man auf erkaltete, nackte Lavaströme und öde Aschenfelder. Zerreißt der Wind einmal das Gewölk, so sieht man tief unten Land und Meer wie auf einer Landkarte sich ausbreiten.

Die ganze Kamerunküste ist regnerisch, aber am Kamerunberge hört der Regen eigentlich das ganze Jahr nicht auf, und ungefähr jeden zweiten Tag stürzen furchtbare Gewittergüsse hernieder. So kommt es, daß die jährliche Regenmenge die ungeheure Höhe von

Digitized by Google

10 bis 11 m erreicht! Noch mehr Regen haben auf der ganzen Erde nur ein paar Orte am Südfuße des Himalaya. Der Leiter einer Kakaopflanzung am Kamerunberge hat (nach Dove) erzählt: „Trockene Kleider haben wir Weißen fast nie, wenn wir von der Farm nach Hause kommen. Wir ziehen uns jedesmal vom Kopf bis zu den Füßen um; die nassen Kleider und Stiefel werden auf dem Kakaodörrapparat sofort wieder getrocknet.“ Aber aller Regen versickert auf der kahlen Höhe sofort in dem durchlässigen Boden; daher fehlen oben die Quellen. Aber am unteren Abhange treten sie zahlreich zutage. Der Hafenort Viktoria hat in seiner Wasserleitung ausgezeichnetes Bergwasser. Der Lavaboden des unteren Berges — innerhalb des Urwaldes — ist vorzüglicher Plantagenboden. Hier sind denn auch eine ganze Reihe Pflanzungen im Betriebe, die alle Kakao bauen. Das Meer ist nahe; das Verschiffen macht keine Schwierigkeit, denn am Fuße des Kamerunberges gibt es mehrere gute Häfen. Einer heißt gleich „Kakaohafen“. Viktoria aber ist der Mittelpunkt dieser Pflanzungen.

Der Ort mit seinen zahlreichen Verwaltungsgebäuden, Magazinen, Faktoreien, einer Markthalle, einer „Karawanserei“ (Trägerhaus) und einem großen Negerviertel hat eine so lange Landungsbrücke, daß die Seeschiffe unmittelbar daran ankern können. Der meiste Kakao wird hier verladen. Nach einer Pflanzung führt eine schmale Eisenbahn in scharfen Kurven hinauf. Da geht es durch üppigen Urwald, in dem Affen und Papageien lärmen; über klare Gebirgsbäche hinweg und endlich auf eine weite Lichtung im Walde. Das ist die Pflanzung mit ihren Tausenden von Kakaobäumen. Zahlreiche Arbeiter sind darin beschäftigt. Die Häuser der Weißen und der Neger, die Schuppen und Ställe, die Aufbereitungsanstalten für den Kakao bilden einen großen Gutshof an der Seite der Pflanzung. Droht ein Gewitterguß, so läutet eine Glocke, und alles läuft mit den zum Trocknen ausgebreiteten Kakaobohnen unter Dach und Fach. Auf den Kakaobau selbst kommen wir ausführlich bei Samoa zu sprechen.

Digitized by Google

Das Pflanzenkleid. Urwald und Grasland. Wie man Kamerun kurz einteilt in Hochland und Tiefland, ebenso kann man sagen: es scheidet sich in Waldland und Grasland. Aber die beiden Einteilungen fallen durchaus nicht zusammen. Unter Waldland ist das Gebiet des echten, tropischen Urwaldes gemeint. Von

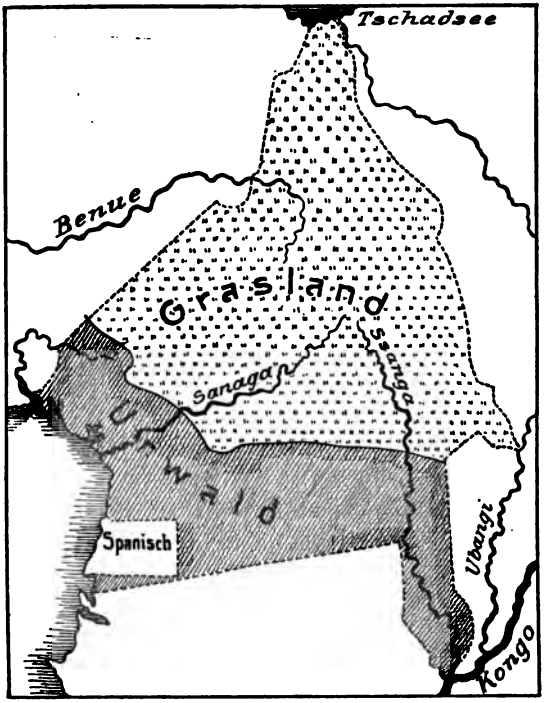


Fig. 10. Urwald und Grasland in Kamerun.

solchem Urwald wird bedeckt das ganze Küstentiefland und ein breiter Streifen Südkamerun, bis zum Kongo hinab. Alles andere ist Grasland. Ein wogendes Grasmeer, über mannshoch und unabsehbar, erstreckt sich von der Urwaldgrenze bis zum Tschadsee. Vgl. Skizze Fig. 10. Auch hier wie überall im afrikanischen

Digitized by Google

Graslande stehen einzelne Büsche und Bäume. Der wegloſe Urwald an der Küſte entlang mit einer Breite von 200 km — im Süden ſo breit wie die ganze Kolonie — iſt von jeher, da ja die Flüſſe keinen Weg ins Innere bilden, ein außerordentliches Hindernis für das Eindringen ins Hinterland geweſen; ein Hindernis, ähnlich der Sandwüſte Namib, die den Zugang zu Deutſch-Südweſtafrika ſo furchtbar erſchwert.

Der Urwald birgt eine Menge wertvoller Bäume. Viele liefern eiſenhartes Holz (Rotholz, Ebenholz, Mahagoni); am wichtigſten aber ſind die Ölpalmen und die Kautſchukbäume, die in Maſſen vorkommen. Auf Feldern, die im Urwalde angelegt werden, gedeihen die afrikaniſchen Nahrungspflanzen in wunderbarer Üppigkeit. Aber es wohnen ſehr wenig Menſchen im Urwalde. Am dünnſten bevölkert iſt das Waldland Südkameruns — das von Frankreich abgetretene Gebiet inbegriffen. Denken wir uns im Luftballon über dieſes Waldgebiet hinſchwebend, ſo erblicken wir nur hie und da, oft viele Tagereiſen voneinander entfernt, eine kleine Lichtung in die Waldmaſſe geſchlagen. Das iſt allemal der Platz für ein Negerdorf. Um das Dorf ſind ein paar Äcker angelegt, und das Ganze wird von einem feſten Zaune umgeben. Von Haustieren iſt in den Dörfern wenig zu erblicken; nur Ziegen und Hühner laufen umher. Denn es gibt kein Gras hier, und vom Laube der Bäume kann ſich ein Rind nicht nähren. Von einem Dorfe zum andern ſchlängelt ſich ein ſchmaler Pfad, der auf Hängebrücken aus Lianen die größeren Flüſſe überſchreitet. Der von der Küſte am weiteſten entfernte Urwald Südkameruns und des angrenzenden neuerworbenen Gebietes hat zurzeit noch zwei koſtbare Dinge im Überfluſſe: Kautſchuk und Elfenbein. Dieſe beiden Produkte haben weiße Kaufleute auch in dieſe weltabgeſchiedenen, fieberheißen Wälder mit ihren feindſeligen Bewohnern gelockt. Es ſind Handelsfaktoreien entſtanden, wo man den Waldmenſchen die koſtbaren Produkte abkauft. Wie es auf einer ſolchen Faktorei ausſieht — vgl. Tafel 9, Bild 1 — und zugeht, mag

Digitized by Google

die folgende Schilderung zeigen, die wir — gekürzt — den „Bildern aus den deutsch-französischen Grenzgebieten“ („Kolonie und Heimat“, Jahrg. 5) entnehmen.

Auf einer Faktorei in Südostkamerun.

Die Faktoreien, welche zwei, drei, ja selbst zehn bis zwölf Tagemärsche voneinander entfernt sind, liegen immer in der Nähe eines größeren Dorfes auf einer in den Urwald geschlagenen Lichtung, damit während eines Tornados nicht etwa ein Urwaldriese eines der Häuser zerschmettert; denn selbst die stärksten Bäume sind nicht sicher vor der Gewalt der tropischen Unwetter. Eine solche Niederlassung besteht aus dem eigentlichen Faktoreigebäude, dem Gummischuppen, dem Fremdenhaus für durchmarschierende Weiße, der Küche, Ziegen- und Hühnerstall, sowie einigen Hütten für Koch, Boys und Arbeiter. Das Faktoreigebäude enthält das Warenmagazin, ein Schlafzimmer für den Leiter, Schreibzimmer und Speisekammer. Alle Gebäude gruppieren sich um einen geräumigen Hof, und um die ganze Faktorei läuft gewöhnlich ein Zaun; das nötige Baumaterial liefern die sehr ergiebigen Bambussümpfe. Das Personal setzt sich zusammen aus einem weißen Faktoreileiter, dem ev. noch ein weißer Assistent zur Seite steht, einem schwarzen Koch, einem Boy für jeden Weißen und einer Anzahl von Arbeitern. Einige Hühner und auch Ziegen sind meistens vorhanden, um in den Speisezettel, der in der Hauptsache nur Konservenkost kennt, durch frisches Fleisch einige Abwechslung zu bringen. Sollte sich Gelegenheit bieten, Elefantenfleisch oder andere exotische Braten zu kaufen oder selbst zu schießen, so werden auch diese natürlich willkommen geheißen; und wer das Glück hatte, einen guten Koch zu erwischen, der kann selbst bei den bescheidensten Speisekammerverhältnissen nicht über Eintönigkeit seiner Kost klagen. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Raffiniertheit es diese Nigger manchmal verstehen, aus den einfachsten Zutaten die schmackhaftesten Sachen zu bereiten. Allerdings kommt es alle Jubeljahr auch einmal vor, daß so ein schwarzes Rauhbein aus Versehen etwas Gift in den Topf fallen läßt, wenn er glaubt, seinen Rachedurst aus irgendeinem Grunde stillen zu müssen.

Das Leben auf einer Buschfaktorei ist wegen der Schönheit der Natur, der Reichhaltigkeit der Jagd und der vielen freien Zeit, die man ja nach Belieben ausfüllen kann, durchaus nicht eintönig oder langweilig. Regelrecht gearbeitet wird eigentlich nur gegen Ende des Monats, wenn es sich darum handelt, die Buchführung für diesen Zeitabschnitt fertigzustellen. In der Zwischenzeit ist nur hin und wieder etwas Gummi und Elfenbein zu kaufen, das die Eingeborenen auf die Faktorei bringen. Es bleibt jedoch dem Faktoristen unbenommen, sich von Zeit zu Zeit auf den umliegenden Dörfern zu zeigen, um Produkte und Lebensmittel einzukaufen, oder um die Leute zum Gummimachen aus ihrer beschaulichen Ruhe aufzurütteln. Bei der

Digitized by Google

wahrhaft großartigen und erhabenen Natur ist so ein gemütlicher Bummel auf die „Bierdörfer" direkt ein Genuß. Nebenbei blüht dem Wandersmann noch die verlockende Aussicht, unterwegs ein Stück Fleisch zu schießen. Man sieht also, daß Naturfreunde, Jäger und Philosophen hier sicherlich auf ihre Kosten kommen. Wer allerdings weder das eine noch das andere ist, dürfte nur zu leicht geneigt sein, sich dem Alkohol zu verschreiben. Daß dies leider bei vielen der in den Tropen weilenden Europäer der Fall, ist sehr zu bedauern.

Sobald auf der Faktorei eine genügende Menge Gummi und Elfenbein vorhanden ist und Träger zu haben sind, so wird der Gummi in Säcke zu Lasten von 25 bis 30 kg gepackt (mehr darf nämlich einem Träger laut amtlicher Verordnung nicht aufgebürdet werden). Die Leute marschieren dann gewöhnlich unter der Leitung eines sogenannten headman, mit den nötigen Briefschaften und Versandscheinen versehen, zur Hauptfaktorei. Von dort bringen sie dann auf ihrem Rückmarsch neue Tauschartikel, Lebensmittel und die Europapost mit. Letztere kann übrigens, wenn das Pech besonders groß ist, beiläufig drei bis vier Monate bis an ihren Bestimmungsort laufen. Natürlich werden Nachrichten aus der Heimat mit Spannung erwartet. Aber selbst diese Regel hat ihre Ausnahmen: Es war einmal ein Mann, der sich fürchterlich freute, wenn auch für ihn ein Brief dabei war. Aber sich nun der Anstrengung zu unterziehen und ihn auch noch zu lesen, hielt er nicht der Mühe wert. Mit einem Gebrumm über „blödsinnige alte Tanten" schob er die Epistel regelmäßig in irgendeine Tasche seiner Jacke. Und da es sich ja anscheinend nicht gerade um Erbtanten handelte, so war es wohl auch nicht weiter von Bedeutung, daß ihm manchmal erst nach Monaten, wenn er zufällig dieselbe Jacke trug, so ein Brief wieder in die Hände fiel. Natürlich war dieser dann inzwischen mitsamt der Jacke verschiedene Male gewaschen worden, was jedoch der Freude des Wiedersehens durchaus keinen Abbruch tat.

Aus dem hier Gesagten dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß dem Hinterlande von Kamerun wegen seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit, seines Reichtums an Wild, Holz, Gummi und wahrscheinlich auch Mineralschätzen, wozu sich noch die nicht zu unterschätzenden Wasserkräfte gesellen, eine reiche Zukunft blüht. Was unserern Kolonien fehlt, sind ausreichende Verkehrsmittel.

Das „Gummimachen" im Urwalde.

Zum „Gummimachen" geht, wie wir hörten, der Weiße die Buschleute aufrütteln. Was ist damit gemeint? Begleiten wir einmal die Eingeborenen, wenn sie Gummi machen gehen.

Mit Hackmessern und allerhand Gefäßen ausgerüstet, ziehen sie früh in den Wald. Sie müssen schon tief hinein, denn nahe bei

Digitized by Google

dem Dorfe finden sie nicht mehr, was sie suchen. Endlich kommen sie dahin, wo zwischen den himmelhohen Urwaldriesen noch zahlreiche „Gummibäume" stehen. In kleinen Trupps machen sie sich über die einzelnen Bäume her. Der Baum wird über dem Erdboden abgehackt und zu Falle gebracht. Dann werden Steine unter den Stamm gelegt, damit er hohl liegt. Nun werden zahlreiche ringförmige Schnitte in die Rinde des Stammes gemacht, und unter jeden Schnitt wird ein Gefäß gestellt. Bald tröpfelt überall ein milchartiger Saft in die untergestellten Schalen. Sind sie voll, so werden sie in ein großes Gefäß entleert. Ist der Stamm versiegt, so zapfen die Gummisammler die Äste einen nach dem andern bis in die äußersten Spitzen an, und auch hier quillt überall der Milchsaft aus der Rinde. Ist der ganze Baum seines Saftes beraubt, so geht es zum nächsten.

Ein anderer Trupp hat Gummilianen entdeckt, die wie Schiffstaue von den Ästen eines riesigen Rotholzbaumes herabhängen. Die Neger ziehen die dicken, hängenden Zweige herunter, soweit sie können, und schlagen sie ab. Einer klettert am Stamme hinauf, dann auf den Ästen hin und hackt die Zweige von oben ab. Vgl. Taf. 2, Bild 2. Unten schneiden sie die Rinde der Lianen in der schon geschilderten Weise an und fangen den Milchsaft auf. Endlich ziehen alle mit gefüllten Gefäßen heim. Die umgeschlagenen Bäume und die abgehackten Lianen lassen sie liegen, ein Bild der törichtsten Verwüstung. Das nächste Mal müssen sie noch tiefer in den Wald hinein. So wird — um ein bekanntes Wort zu gebrauchen — die Kuh geschlachtet, die Milch gibt. Das ist der „Raubbau" in seiner schlimmsten Gestalt. Zu Hause angelangt, wird der Milchsaft gekocht. Der Kautschuk, der in der Milch enthalten ist, gerinnt dadurch und wird nun zu Bällen und Klumpen geformt. Mit diesen Bällen erscheinen die Eingeborenen dann in der Faktorei. Dort kennen die Händler aber ihre Pappenheimer, und ehe sie den Gummi nach dem Gewicht bezahlen, schneiden sie die Bälle erst einmal durch! Denn daß durch hineingewickelte Steinchen ein solcher Ball schwerer wird, das ist auch den „Wilden" nicht unbekannt. —

§ Die deutsche Regierung gibt sich die größte Mühe, dem schmählichen Raubbau auf Gummi ein Ende zu machen. Wo es sich nur

Digitized by Google

tun läßt, wird den Eingeborenen eine vernünftige Art des Gummimachens gezeigt, wie sie auch an den Kautschukplantagen angewendet wird. Aber einen Baum deshalb stehen lassen, damit er nächstes Jahr wieder Nutzen bringe, dafür haben die Neger wenig Sinn. „Heut ist heut!" ist ihre Parole. — Wer den Milchsaft eines Kautschukbaumes auf vernünftige Weise gewinnen will, der schneidet lange, senkrechte Schnitte am Stamme herunter, einen immer eine handbreit vom andern entfernt, und setzt Schalen darunter. Die Äste bis in die letzten Spitzen hinaus lassen sich auf diese Weise freilich nicht ausnutzen. Wenn die Schnitte nicht bis ins Holz dringen, so kann ein Baum dreißig Jahre lang angezapft werden. Den Saft gießt man dann auf eine Art Teebrett, läßt ihn an der Luft trocknen und rollt den zähen Kautschuk dann zu Würsten zusammen. So kauft ihn jede Faktorei gern.

Die Elefantenjäger des Urwaldes.

Wie verschaffen sich die Eingeborenen das Elfenbein, das sie auf der Faktorei verkaufen? In Südkamerun verhält es sich folgendermaßen damit: Es leben daselbst — kurz gesagt — zweierlei Neger im Urwalde: einerseits hochgewachsene, kriegerische Stämme und andererseits ein völlig unkriegerisches Volk von außergewöhnlich kleinem Körperbau, ein sog. Zwergvolk. Die kriegerischen Stämme wohnen in regelrechten Dörfern. Sie haben auch Felder im Urwalde angelegt. Auf denen erbauen sie Bananen und kartoffelartige Knollen, die beide sehr wenig Mühe machen. Die kriegerischen Neger sind allesamt regelrechte Menschenfresser. Dorf lebt mit Dorf fast immer in blutiger Fehde, und die Kriegszüge endeten früher regelmäßig mit dem Verzehren der Gefangenen durch die Sieger. Die deutsche wie auch die französische Verwaltung haben diesem offenen Kannibalismus ein Ende gemacht. Aber die Militärstationen erfahren nicht alles, was sich zehn, fünfzehn Tagereisen weit im tiefen Urwalde auch heute noch zuträgt.

Das Volk der Zwerge hat keine festen Wohnsitze und keine Felder. Sie sind Urwaldzigeuner. Sie führen ein unstetes Wanderdasein und leben von der Jagd. Es hat sich nun ein merkwürdiges Verhältnis zwischen beiden Völkern herausgebildet. Ein Trupp der „Zwerge" — die Männer

Digitized by Google

werden immerhin ein und einen halben Meter groß — siedelt sich in der Nähe eines Dorfes der Kriegerischen mit Weib und Kind an. Ohne eine Lichtung zu schlagen, errichten sie gleich unter den Bäumen des Urwaldes ihre elenden Hütten aus Baumzweigen. Sie treten nun in den Dienst des Dorfhäuptlings und liefern das meiste Wild, das sie erlegen, in das Dorf ab. Sie machen auf alles Getier Jagd, was der Urwald birgt: auf Wildschweine, Flußpferde, Büffel; ganz besonders aber auf Elefanten, die dort noch in unzähliger Menge leben. Die Stoßzähne der Dickhäuter müssen sie ebenfalls abliefern, und auf diese Weise kommen die Dorfleute zu Elfenbein. Für das abgelieferte Fleisch und Elfenbein erhalten die kleinen Jäger allerhand Feldfrüchte von den Äckern des „Herrenvolkes", sowie Salz, Tabak, Streichhölzer, Messer, Speerspitzen und dergleichen Dinge, die aus der Faktorei stammen. Warum die Elefantenjäger da nicht gleich selbst mit ihrem Elfenbein in die Faktorei gehen? fragt man sich da. Es ist aber den Kriegerischen bisher gelungen, die Zwergleute daran zu verhindern. Als einst ein Missionar in Begleitung von Leuten eines Herrendorfes in ein Zwergdorf kam und die kleinen Jäger neugierig um ihn herumstanden, fragte er sie, warum sie denn nicht selbst zu den Weißen kämen. Einer von ihnen antwortete mit einem scheuen Blick auf die „Herren": „Diese erlauben es nicht." Werden die Zwerge bei dem einen Dorfe gar zu arg übervorteilt, so lassen sie ohne allen Streit einfach ihre Hütten im Stiche und schließen sich einem anderen Dorfe an.

Trotz ihrer Kleinheit und trotzdem ihre Waffe nur ein Stoßspeer ist, verstehen sie die Elefantenjagd ausgezeichnet. Die Jagd, wie sie sie betreiben, sieht gefährlich genug aus. Sie schleichen sich im dichtesten Walde an die fressenden Dickhäuter heran. Ihren Leib bestreichen sie sich vorher — mit Elefantenlosung! Infolgedessen wittert der Elefant den heranschleichenden Feind nicht; Gehör und Gesicht des Elefanten sind ja nicht scharf. Hat der Pygmäe den Elefanten erreicht, so kriecht er unter den Bauch desselben und stößt ihm den Speer mit aller Kraft in den Leib. Es soll selten vorkommen, daß das Ungeheuer den Angreifer zu Boden tritt. Aber nun heißt es, dem verwundeten Elefanten oft tagelang durch dick und dünn nachrennen, bis er endlich vor Blutverlust zusammenbricht. Die

Digitized by Google

kühnsten Jäger machen es kürzer: sie treten einfach an das Tier heran und stoßen ihm den scharfen Speer ins Herz.

Die Bagielli — das ist der Name des Zwergvolkes — töten alle Elefanten, deren sie habhaft werden können, die jungen wie die alten. Für die jungen haben sie wegen des besseren Fleisches sogar eine besondere Vorliebe. Wenn ihnen das Handwerk nicht bald gelegt wird, so wird auch in jenem bisher unerschöpflichen Urwalde das Elfenbein rasch zu Ende gehen.

Der Tod im Urwalde.

Da wir das Leben auf einer Faktorei betrachtet haben, so mag auch noch eine kleine Erzählung folgen (aus „Kolonie und Heimat", Jahrg. 5, gekürzt), die uns den Tod auf einer fernen Urwaldfaktorei vor Augen führt:

Es war ein Sonntagnachmittag auf einer großen Faktorei, tief im Urwald. Einige Stunden vorher war ich frisch aus Europa eingetroffen, und die anwesenden fünf Weißen bemühten sich bereits seit einiger Zeit aus Bosheit oder Langeweile, mir durch Erzählungen über die Schrecknisse und Gefahren des Buschlebens Angst einzujagen. Als sie merkten, daß mich ihre Schilderungen kühl ließen, fragte mich plötzlich einer ganz unvermittelt:

„Haben Sie schon unsern Friedhof gesehen? Nein? Oh, den müssen Sie bewundern! Er ist, wie diese Faktorei, erst 4 bis 5 Jahre im Betrieb, und doch weist er schon eine ganz respektable Sammlung von Kreuzen auf. Kommen Sie bloß mit!"

Netter Empfang, das! Friedlich, ganz versteckt in üppigster Tropenflora, lagen die einsamen Gräber im Abendsonnenschein. Unten rauschte der Fluß an verträumten Ufern vorbei und sang den stillen Schläfern hier oben seine uralten Weisen.

„Hier muß sich's doch gemütlich liegen", meinte der Sprecher von vorhin. „Sehen Sie, der da ist an Schwarzwasserfieber eingegangen, dieser an Malaria, jener an Dysenterie, der in der Ecke da hat im Fieber eine falsche Flasche zu fassen gekriegt, und das ist ihm anscheinend nicht besonders gut bekommen. Sein Nebenmann hier hat sich zur Abwechslung die Pulsadern geöffnet. — Warum? Aus Angst! Er wäre am Schürzenband seiner Mutter besser aufgehoben

Digitized by Google

gewesen. Lassen Sie sich bloß erzählen! Kommt da eines schönen Tages eine größere Trägerkarawane mit Gesang aus dem Busch, und der Unglückswurm hier hält den Singsang für das Kriegsgeheul der Eingeborenen, welche die Faktorei stürmen wollen. Um nun nicht von den Niggern getötet zu werden, wie er fürchtete, hat er das lieber selbst besorgt, denn ganz so zart machen die es allerdings nicht. Und der da, mal wieder Schwarzwasser, der Malaria usw. usw. Ganz hübsche Sammlung, nicht? Aber deswegen man keine Angst; für Sie ist schließlich auch noch ein Plätzchen übrig. Wieviel sind wir denn überhaupt? — Sechs? — Muß doch mal sehen! — Wir haben wahrhaftig alle Mann gerade noch Platz hier!" — — —

Am nächsten Sonntag lag er selbst schon da.

Den Morgen nach jener pietätvollen Kirchhofszene klagte der Mann über Unwohlsein und zeigte eine etwas erhöhte Temperatur. Als er sich am Dienstag vormittag noch nicht besser fühlte, legte er sich nieder; tags darauf verlor er das Bewußtsein und lag, kurz und schnell atmend, mit halbgeschlossenen Lidern, verdrehten Augen und offenem Munde da. — Wir standen vor einem Rätsel. Malaria war es anscheinend nicht, denn die Körpertemperatur betrug nur wenig mehr als die Norm erlaubt; Schwarzwasserfieber konnte es, den Symptomen nach, auch nicht sein und Dysenterie erst recht nicht. Was war es also? Ein Arzt ist so tief im Busch natürlich nicht vorhanden. Wir zogen die Möglichkeit einer Vergiftung in Erwägung, um so mehr, als der Kranke vor kurzem eine Auseinandersetzung mit einem Schwarzen gehabt hatte, der ihm mit dem Tode gedroht haben soll. Aber auch diesen Gedanken mußten wir fallen lassen, denn einer der Herren erinnerte sich eines Falles von Vergiftung mit den für diese Gegend charakteristischen Giften, wobei dem Opfer ein grünlicher Schleim aus dem Munde gequollen sei, und das trat hier nicht ein. Einige warfen sogar die lächerliche Frage auf, ob es sich nicht nur um Verstellung handle, um sich von der aufgehäuften Arbeit zu drücken. Die Zweifler sollten jedoch bald eines Bessern belehrt werden. Am Sonnabend nachmittag verschied der Bedauernswerte unter starken Konvulsionen, ohne vorher die Besinnung auch nur für einen Augenblick wiedererlangt zu haben.

Während ich die Eindrücke der letzten Zeit meinem Tagebuch

Digitized by Google

anvertraute, zimmerte man vor meinem Fenster schleunigst einen Sarg aus Gewehrkistenbrettern zusammen. Da sich meine Herren Kollegen unter Alkohol gesetzt hatten, um leichter über den ersten Schreck hinwegzukommen, so hatten sie ganz vergessen, ein Grab ausheben zu lassen. Jetzt wurde mit Eifer geschaufelt.

Als der sog. Sarg in staunenswert kurzer Zeit fertig war, wurde er in Ermanglung eines schwarzen Stoffes außen mit dunkelblauem Zeug bekleidet und der Tote hineingebettet, nachdem wir ihm alle zum Abschied die Hand gedrückt hatten. Die dumpfen Hammerschläge beim Aufnageln des Deckels fielen doch manchem auf die Nerven. Langsam wurde dann der mit der deutschen Flagge bedeckte Sarg zum Direktionsgebäude getragen, wo er auf der Veranda inmitten einiger Kerzen bis zum andern Morgen aufgebahrt blieb. Die auf Halbstock gesetzte Faktoreiflagge hing traurig am Mast nieder.

In der Messe war man an jenem Abend außergewöhnlich einsilbig, und das Essen schien nicht jedem zu munden. Vom Sarge her sah man den Kerzenschein durch die Tropennacht glänzen, der Schrein selbst hob sich düster von seiner finsteren Umgebung ab. Was mochte jeder einzelne empfinden, als er so, tief in Afrikas Urwäldern, angesichts einer Leiche seinen Gedanken nachhing! Mußte ihm doch in dem Toten da drüben sein ihm selbst vielleicht beschiedenes Schicksal düster vor die Augen treten, denn auch ihn konnte der afrikanische Tod jeden Tag zum Opfer begehren.

Am andern Morgen schritten wir, in blendendes Weiß gehüllt, zur Beerdigung. Sechs gleich große Schwarze trugen den Toten zur letzten Ruhe, und ihm folgten außer uns Weißen noch viele Schwarze. Als der Sarg unten war und jeder der Weißen eine Handvoll Erde darauf geworfen hatte, war es rührend anzusehen, wie sich die Schwarzen herbeidrängten, um desgleichen zu tun. Sobald die letzte Scholle das frische Grab deckte, ging die Flagge wieder hoch und flatterte lustig im Morgenwinde.

Der war einmal gewesen! — Vor acht Tagen hatte er noch frisch und gesund, dem Tode spottend, hier gestanden, und nun lag er da, von uns sechsen — der erste.

*

Digitized by Google

Daß der Tod im Kameruner Urwalde nicht nur unter den Weißen, sondern auch unter den Eingeborenen fortwährend seine Opfer fordert, haben wir in dem Kapitel über die Schlafkrankheit bereits erwähnt. Diese furchtbare Krankheit hat ganze Dörfer in Neukamerun bis auf wenige Überlebende dahingerafft.

Ein Negerdorf im nördlichen Urwalde Kameruns.

Ein Negervölkchen hat sein bisheriges Dorf verlassen, denn die Elefanten zertrampelten ihnen Nacht für Nacht die Felder. Ein neuer, besserer Platz im Urwalde ist gefunden, und es wird eine Lichtung gerodet. Die gewaltigen Wurzelstöcke werden entfernt, der Boden wird sauber geebnet, und man geht an den Bau des Dorfes. In der Mitte des Platzes wird eine zwanzig Meter breite Straße freigelassen. Nun werden zu beiden Seiten große, viereckige Hütten errichtet, mit der langen Seite nach der Straße zu. Vgl. Taf. 8, Bild 2. Hinter den Häusern bleibt ein schmaler Streifen gerodetes Land frei, um darauf Bananen anzupflanzen. Die eigentlichen Felder kommen aber wo anders hin. In der Mitte des Dorfes ist ein gewaltiger Schattenbaum stehen gelassen worden — nach Art der deutschen Dorflinde. Neben ihr wird das Versammlungshaus gebaut, dreimal so groß wie eine Hütte. Die Hütten werden alle aus lauter Pfählen und Stangen errichtet; kein Nagel kommt hinein, alles wird mit dünnen Lianen zusammengebunden. Zum Dachdecken nimmt man Palmblattmatten, legt sie aber dachziegelartig, daß der Regen ablaufen kann. Das Dach muß weit vorstehen, damit ein Schattenplatz an der Wand entsteht. Außer der Tür hat das Haus noch ein kleines Schlupfloch, besonders für die Kinder und die Hühner. Fenster gibt es nicht, und der Rauch muß zur Tür hinaus, daher das Innere der Hütte bald kohlschwarz geräuchert ist. Drei Steine werden mitten auf den aus Lehm gestampften Fußboden gelegt; das ist der Herd! Das Einräumen des Hausrates ist bald geschehen: eine kunstlose Bettstelle wird hingesetzt; ein paar hölzerne Schüsseln werden an die Wand gelehnt und ein paar Schöpflöffel an einen Haken gehängt. Dann kommen noch die üblichen Töpfe für Wasser und Getreide hinein und — als höchster Staat — ein geschnitzter Stuhl mit einem

Digitized by Google

Sitz aus Rotholz. Das färbt zwar tüchtig ab, aber dem Neger macht das nichts aus, denn er reibt ja seinen ganzen Körper auch mit Rotholzpulver ein! Vor den Hütten werden lange Baumstämme auf eine Unterlage gelegt und abends nach der Arbeit als Sitzbänke benutzt. Abseits vom Dorfe im Urwalde legen die Dorfbewohner — um auch das mit zu erwähnen — einen gemeinsamen Abort an, bestehend aus einer tiefen Grube, um welche ebenfalls Baumstämme gelegt sind.

Nun sind die neuen Hütten fertig, und das erste Feuer wird angezündet. Sollte es einmal ausgehen, so sucht der Neger solange als möglich darum herumzukommen, selbst wieder welches anzumachen; lieber geht er von Haus zu Haus das ganze Dorf durch um ein glimmendes Scheit bitten. Streichhölzer sind noch ein Luxus, den sich nur wenige leisten können.

Während die freien Neger ihre Hütten bauen, legen die Sklaven im Walde die Felder an und errichten sich dabei ihre Wohnungen. Der Wald wird an mehreren Stellen niedergebrannt. Die nicht mit verbrannten Stammstrünke läßt man ruhig stehen. Man begnügt sich mit dem dazwischen frei gewordenen Lande. Furchen gibt es auf dem Felde nicht; gesät und gesteckt wird in kleine Löcher, die mit der Ferse zugetreten werden. Das Feld sieht infolgedessen unordentlich genug aus, aber der junge Boden läßt die Erdnüsse, die Hirse und den Mais trotzdem üppig gedeihen. So hat das zugewanderte Völkchen eine neue Heimat. Bricht aber etwa eine Seuche aus, deren Ursache man sich nicht erklären kann, so wird auch dieses Dorf ohne langes Zaudern wieder verlassen, und man probiert sein Glück wieder wo anders.

(Das Material zu dieser Schilderung, desgl. zu der Schilderung „Ein Tag in einem Dorfe des Kameruner Graslandes", S. 129, ist hauptsächlich aus Hauptmann Hutters „Wanderungen und Forschungen im Nordhinterlande von Kamerun" entnommen.)

Eine Wanderung durch das Grasland von Adamaua.

Wir stehen auf dem Nordrande des Hochlandes von Kamerun, das jäh wie eine Mauer in die Tiefe abstürzt, und richten den Blick nach Norden, wo — 20 Tagereisen weit — der Tschadsee unser

Digitized by Google

Schutzgebiet begrenzt. Da liegt ein wunderbares Land vor uns ausgebreitet. Unabsehbar dehnt sich die Ebene. Hier und da ragen einzelne Berge, hoch und steil, wie Inseln aus dem ungeheuren Grasmeere empor. Blinkende Wasserläufe durchziehen die Landschaft.

Wir steigen hinab in die Ebene und beginnen unsere Wanderung. Auf schmalen Pfaden geht es einen Tag lang zwischen sog. „Elefantengrase" dahin. Von doppelter und dreifacher Mannshöhe, — das höchste Gras der Welt, mehr Schilf als Gras, — wogt es im heißen Winde. Zahlreiche Wildfährten ziehen sich hindurch zum Wasser; denn der Elefant, der Büffel, das Nashorn sind hier zu Hause. Endlich wird das Gras niedriger, das Land wird trockener; der Weg führt uns auf eine Höhe, und der Blick wird frei. Zu unsern Füßen liegen Dörfer auf der Ebene, von dichten Zäunen rings umschlossen. Innerhalb des Dorfzaunes stehen die einzelnen Gehöfte, deren kegelspitzige Hütten von einer Lehmmauer umgeben werden. Bei den Dörfern leuchten große gelbe Flecke aus der Ebene. Das sind Hirsefelder.

Wir steigen die Höhe hinab. Auf einem Felsen am Wege sitzt ein alter Pavian und betrachtet uns voll Seelenruhe. Aus einem riesigen Affenbrotbaume erschallt wilder Lärm. Eine Herde flinker Meerkatzen tummelt sich auf ihm. Wir feuern einen Schuß in die Luft. Einen Augenblick ist die Gesellschaft starr vor Schreck. Dann springen sie kreischend und pfeifend auf den Ästen umher und rasen am Stamme auf und nieder. Endlich lassen sie sich hals über Kopf aus der Höhe ins Gras fallen und verschwinden im nächsten Gebüsche.

Im nächsten Dorfe wollen wir übernachten. Doch ehe wir dahin kommen, stehen wir am Ufer eines Flusses. Das Bett ist tief und breit, aber das Wasser ist heute seicht; denn die Trockenzeit herrscht im Lande. Mit uns zugleich kommt ein Trupp wandernder Hirten mit einer großen Rinderherde an den Fluß. Die Frauen und Kinder sitzen gemächlich auf Ochsen. Ein alter Mann

Digitized by Google

geht zuerst ins Wasser und sucht die Furt. Die Tiere sammeln sich unterdes am Ufer. Mitten im Wasser dreht sich der Mann um und pfeift, wie man einem Hunde pfeift. Da steigt der Leitstier das Ufer hinab und geht dem Manne nach ins Wasser hinein, und brüllend folgt ihm die ganze Herde. Drüben wandert der Zug weiter.

Bald sind wir im Dorfe. Von halbnackten Kindern, die neugierig um uns herumstehen, lassen wir uns nach dem Gehöfte des Dorfältesten führen. Er begrüßt uns freundlich und überläßt uns — in Erwartung eines Gastgeschenkes — eine Hütte in seinem eigenen Hofe. Eine von den Frauen des Mannes wohnt mit ihren Kindern darin und muß uns für eine Nacht Platz machen. Es ist ein hübsches Häuschen und ganz behaglich eingerichtet. Auf der runden Lehmmauer ruht ein gut geflochtenes Rohrdach. Die schmale Tür ist zugleich Fenster und Rauchabzug. Eine Querwand läuft durch den Raum. In der einen „Stube" steht ein lehmerner Herd, daneben sehen wir zwei mächtige Tonurnen stehen. In einer derselben ist Wasser, in der anderen „Negerkorn", d. i. Hirse. Ein Kind — mit einem zahmen Affen auf der Schulter — kommt und holt ein vergessenes „Kleid" der Mutter. Es geht in den anderen Raum, wo auf tönernen Füßen ein Bettgestell steht, greift in eine daneben stehende Urne und zieht das Kleid — ein buntes Stück Baumwollzeug — daraus hervor! Die Urne als Kleiderschrank!

Wir machen es uns nun bequem, und bald erscheint — vom Herrn des Gehöftes gesandt — eine Sklavin, mit einem frischen Lendentuche angetan, und setzt eine ungeheure Schüssel Brei aus Hirsemehl auf den Boden, dazu Honig und einen Topf mit Milch, aber keinen Löffel. Wie wir den Brei in den Mund bringen, bleibt uns überlassen. Am anderen Morgen geben wir dem Wirte ein reichliches Geschenk, stecken uns für alle Fälle eine Handvoll trockener Erdmandeln ein und wandern weiter. Rechts und links Hirse- und Erdnußfelder, dazwischen manchmal ein Acker mit Baumwoll-

Digitized by Google

sträuchern. Auf den Feldern überall die Sklaven bei der Arbeit. Denn die Herren des Landes rühren keine Hacke an. Deutlich erkennt man, daß in dem Lande zweierlei Klassen wohnen: Herren und Sklaven. Das Herrenvolk, das kriegerische Reitervolk der Fulbe, ist vom Norden her in das Land gekommen, hat die Ureinwohner unterjocht, und wer nicht in das Gebirge flüchtete, wurde Sklave. Die Fulbe sind echte Wüstensöhne, schlank und sehnig, von hellerer Haut und alle Mohammedaner. Die Unterjochten sind Heiden. Viehzucht ist die einzige Beschäftigung, die die Fulbe nicht unter ihrer Würde halten. Außerdem möchten sie heute noch gern Kriege führen und Sklavenjagden unternehmen; doch die deutsche Verwaltung hat sie mit eiserner Hand zur Ruhe gezwungen. Vor dem deutschen Richter gilt der Sklave soviel wie der Freie.

Je höher die Sonne steigt, um so unerträglicher wird der heiße Nordwind, der den Staub in Massen aufwirbelt. Die Sklaven werfen jedes Kleidungsstück ab und arbeiten nackt. Der mohammedanische Fulbe würde das aber nie tun. Dorf folgt jetzt auf Dorf. Auf den Hüttendächern stehen zahlreiche Störche. Auf abgeernteten Feldern weiden gewaltige Rinderherden. Zu Mittag rasten wir unter dem breiten Dache eines Brotfruchtbaumes. Wie wir uns ins Gras ausstrecken, fällt plötzlich eine grün schillernde Schlange vom Baume herab neben uns hin und verschwindet im Grase! In der Ferne erhebt sich in bläulichem Schimmer ein Gebirge. Durch das Glas sehen wir die runden Lehmhütten eines Heidenvölkchens wie Schwalbennester an den Abhängen kleben. Mit Sonnenuntergang beziehen wir wieder eine Lehmhütte in einem Fulbegehöfte.

Eines Tages nähern wir uns einer großen Stadt. Da wird die Straße lebendig. Der Markt lockt. Ganze Züge von Ochsen, beladen mit Säcken voll Getreide, werden von Sklaven dahingetrieben, gefolgt von Fulbereitern in weißen Burnussen. Herden von Rindern, Eseln und Kleinvieh, zum Verkauf bestimmt, ziehen in Staubwolken des Weges. Heiden mit Lasten roher Baumwolle

Digitized by Google

oder großen Milchtöpfen auf dem Kopfe eilen an uns vorbei. Wer aus der Umgegend irgend etwas zu verkaufen hat, der ist auf den Beinen. Bettler stehen am Wege und leiern ihr: „Gott hat dir gegeben; er sei gelobt.“ Endlich haben wir die Stadt vor uns. Eine mächtige, zinnengekrönte Lehmmauer mit Türmen — wie bei einer europäischen Stadt des Mittelalters — umgibt die Stadt. Wer durch das Tor will, muß erst einen breiten, trockenen Graben durchschreiten. Aber der Markt ist vor dem Tore. Es herrscht schon ein buntes Gewimmel. Unter langen Strohdächern stehen die Kaufleute der Stadt; die Verkäufer vom Lande sind an die stechende Sonnenglut gewöhnt und brauchen kein Dach. An Raum fehlt es nicht. An dem einen Ende ist der Viehmarkt; dann kommt der Getreidehandel; weiterhin haben die Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Weber, Schmiede und sonstigen Handwerker ihre Buden. Arabische Kaufleute haben kleine Warenhäuser aufgemacht, vor denen die vornehmen Stadtfrauen mit ihren Sklavinnen stehen. Jungen mit ledernen Wassersäcken auf dem Rücken laufen überall umher und schreien ihre „Ware“ aus. Der strenggläubige Muselmann trinkt Wasser, aber der Heide geht zu den Buden, wo Bier zu haben ist. So geht der Markttrubel täglich von früh bis abends. Nachts kommen Geier und Hyänen und durchstöbern die Abfälle.

Treten wir in die Stadt selbst ein, so kommen wir zwischen vielen zweistöckigen, aber nach außen fensterlosen Häusern hindurch auf den großen, schattigen Versammlungsplatz, an dem die Moschee und das Haus des „Sultans“ stehen. Beide Gebäude heben sich vor den anderen heraus; sonst ist ein Haus dem anderen zum Verwechseln ähnlich. In einer regelrechten Herberge finden wir Quartier. So haben wir Land und Leute Adamauas an unserm Auge vorüberziehen sehen, und so beendigen wir hier unsere Wanderung.

Ein Tag in einem Dorfe des Kameruner Graslandes.

Mit dem ersten Morgengrauen wird es im Dorfe lebendig. Auf die während der Nacht fast niedergebrannten Feuer werden

Digitized by Google

frische Scheite gelegt; der Morgenbrei wird gewärmt und verzehrt, und das Tagewerk beginnt. In langen Reihen ziehen die Sklaven und die Frauen der Freien, die Hacken in der Hand und Körbe auf dem Rücken, aus dem auf einem Hügel liegenden Dorfe hinab ins Tal, wo die Felder liegen. Sämtliche Kinder werden mitgenommen. Die Kleinsten sitzen rittlings auf der Hüfte der Mutter. Sie klammern sich an, wo und wie sie können. Auch bei der Arbeit wird das Kind, wie schon an anderer Stelle erwähnt, nicht etwa an den Feldrand gesetzt; es bleibt an der Mutter hängen. Ist das Feld weit, so läßt man die Frauen nie allein dort arbeiten; es müssen immer Männer mit dabei sein, weil die Frauen angeblich sonst von den etwa mannsgroßen Schimpansen angefallen werden!?

Andere Züge von Dorfleuten wandern, beladen mit allerhand Produkten, auf den Markt der nahen Stadt und sind bald von dem hohen Grase verschlungen. Wieder andere ziehen mit leeren Gefäßen in den Palmenhain, um Palmwein zu holen. Zwei begegnen sich; sie grüßen sich mit dem alten Negergruß: „Geh langsam!" Ein nach dem Felde gehender Mann trifft mit einem anderen zusammen, der mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife zieht. Ohne ein Wort zu sagen, nimmt ihm der erste die Pfeife aus dem Munde, tut ein paar tüchtige Züge, nimmt sich noch einen Mundvoll Rauch und gibt sie dann dem anderen zurück, der darin nicht das geringste findet.

Später kommt der reiche, freie Besitzer selbst auf sein Feld und sieht nach dem Rechten. Einen Speer oder eine alte Flinte auf der Schulter, schreitet er würdevoll in seinem weiten Gewande zwischen den Feldarbeitern hin. Am Arme hängt ihm die Peitsche; aber sie ist nur ein Symbol. Hinter ihm gehen drei Sklaven. Der erste trägt einen Fliegenwedel. Der zweite eine lange Pfeife, aus der der Herr ab und zu ein paar Züge tut. Das Rauchen ist übrigens, wie wir schon sahen, kein Vorrecht der Herren. Es raucht alles, Männer, Frauen und Kinder! Der dritte schleppt einen Krug Palmwein und ein Trinkhorn nach. Zuweilen holt der Herr aus einer Tasche seines Mantels eine Schnupftabaksdose und nimmt eine Prise. Er löffelt den Schnupftabak mit einem seiner langen Fingernägel aus der Dose. Lange Fingernägel trägt er zum Zeichen, daß er kein

Digitized by Google

Sklave ist und nicht nötig hat zu arbeiten! Lange hält er sich aber nicht im Felde auf.

Tagsüber ist das Graslanddorf wie ausgestorben. Spät nachmittags erst kehren die Leute heim, vom Markte, aus dem Palmenhaine und vom Felde. Nun wird es in den Gehöften lebendig. Was zu tun ist, wird alles im freien Hofraume, nicht in den Hütten getan. Die Frauen bereiten das Essen; die Männer hocken bei einer Handwerkerarbeit oder bei einem Topfe Palmwein. Endlich ist das Essen fertig. Es gibt wie immer Brei aus Hirse- oder Maismehl; dazu Honig und gedörrte Heuschrecken, die seit dem vor einigen Wochen erfolgten Einfall eines Heuschreckenschwarmes korbweise auf dem Dachboden aufbewahrt werden. Nach dem Essen kommen Nachbarn zu Besuch. Die Frauen treten bald zu einem Tanze an, und die Männer machen dazu auf irgendeinem Musikinstrumente, wie es in jedem Hause welche gibt, eine eintönige Musik. Die Nacht ist lang, und man hat es gar nicht eilig mit dem Schlafengehen. Endlich geht alles heim. Die Hofzäune werden geschlossen, die Hüttentüren werden angelehnt, und bald herrscht Ruhe im ganzen Dorfe.

Merkwürdige Haustiere am Tschadsee. Auf den Militärstationen im Innern einer Kolonie gibt es für die deutschen Soldaten zwar immer Dienst genug, aber an Unterhaltung bietet das Leben herzlich wenig. Sonntags so wenig wie Wochentags. Da sucht sich nun jeder einen Zeitvertreib für die freien Stunden. Der eine geht auf die Jagd; der andere macht Versuche mit neuen Pflanzen; ein dritter legt sich eine wissenschaftliche Sammlung an und so fort. Besonders beliebt aber ist, junge wilde Tiere des Landes aufzuziehen und zu zähmen. So hat manche Station im Innern Kameruns eine prachtvolle lebendige Tiersammlung. Da kann man Offiziere ausgehen sehen mit einem jungen Leoparden oder Löwen an der Leine. Oder ein junger Elefant folgt einem Askari getreulich wie ein Hund. Zahme Strauße fressen aus der Hand. Gar nicht zu reden von den Affen, die natürlich nie fehlen. Die Weißen haben nicht nötig, die jungen Tiere selbst einzufangen; sie werden ihnen von den Eingeborenen, die die Alten auf der Jagd erlegt haben, gegen ein geringes Geschenk oder gar

Digitized by Google

als Zeichen der Freundschaft auf die Station gebracht. Eins der „ungebräuchlichsten Haustiere" — würde Heinrich Seidel sagen — ist aber entschieden das Nilpferd. Und doch hatte die Grenzstation Kusseri (am Schari unweit des Tschadsees) neben anderen landesüblichen Haustieren auch ein solches, und es trug sein redlich Teil zur Unterhaltung bei. Ein Offizier der Station erzählt davon („Kolonie und Heimat", Jahrg. 2) folgendes:

Ein Prachtstück unsrer Sammlung war ein junges, zahmes Flußpferd, das aber beinahe zu diplomatischen Verwicklungen die unschuldige Veranlassung gewesen wäre. Es war von Fischern im Schari gefangen und der Station Kusseri überbracht worden. Bald wurde es so zahm, daß es frei auf der Straße herum lief, friedlich mit den Stationshunden aus einer Schüssel seine Milch trank, zum Baden und Schwimmen zum Flusse, dem Schari, dem es entstammte, hinunterlief, sich fröhlich dort tummelte und auf einen Pfiff zurückkehrte. Seine Liebe zu den Europäern des Forts war so grenzenlos, daß es nur ungern in eine Trennung willigte und auf alle Weise versuchte, ihnen nahe zu kommen. Dieser Sehnsucht hielten die Türen unsrer Lehmpaläste leider nicht stand; ein sanfter Druck mit seiner Schulter, die Tür ging in Trümmer, und vergnügt fauchend kam das gute Tier an das Bett und warf meist den Schläfer mit demselben um. Wir ließen darauf die Türen einfach auf. Das wäre alles recht gut gegangen, wenn es seine Liebe nur uns Deutschen zugewendet hätte. Es war aber nicht intelligent genug, um einen Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen zu machen und schwamm auf seinen Ausflügen auch an das andere Ufer, nach dem französischen Fort Lamy, und benahm sich leider dort ebenso ungeniert, wie bei seinen deutschen Freunden. Darauf Vorstellungen, Proteste, Drohungen mit Totschießen, und der Schluß war, daß unser etwas massiver Freund abgeschafft werden mußte.

Die Kolanuß. Eine Trägerkarawane, beladen mit Elfenbein und Kautschuk, zieht im glühenden Sonnenbrande durch die Steppe. Das Dorf, das man vor Abend noch erreichen muß, um Lebensmittel zu finden, ist viel weiter, als der Führer dachte. Müde, hungrig und durstig schleppt jeder seine Traglast weiter, und kein fröhlicher Laut ist zu hören. Da läßt der weiße Kaufmann, der voran reitet, halten. Eine Last wird geöffnet, und jeder Träger bekommt einige Kolanüsse. Sofort beginnen alle zu kauen, bedächtig, um den Genuß zu verlängern. Die Wirkung ist wunderbar. Hunger und Müdigkeit sind wie weggeblasen. Der Marsch wird lebhafter, und das Geplauder fängt wieder an. — Man kommt an einen Brunnen. Schnell werden die Kürbisflaschen gefüllt, aber das Wasser schmeckt abscheulich

Digitized by Google

sumpfig. Da wird die letzte Nuß in kleine Stücke zerbissen, die Stücke werden in die Flasche getan, und bald hat das Wasser einen erträglichen Geschmack gewonnen. — Bei zwei Trägern rebelliert seit gestern der Magen; sie schleppen sich mühsam dem Zuge nach, bis endlich das Dorf erreicht ist. Hier gibt der Weiße jedem noch eine Handvoll Kolanüsse, und am andern Morgen sind sie wieder frisch auf den Beinen.

In einer adamauischen Stadt begegnen sich zwei Fullahfürsten, hoch zu Roß. Sie begrüßen sich, und nach dem Gruße winkt jeder einen Sklaven seines Gefolges herbei, entnimmt einem Säckchen eine weiße Kolanuß und reicht sie dem andern. Unter höflichen Reden beginnt jeder sofort zu kauen. — Der Häuptling eines Dorfes im Kameruner Graslande hat sein „Volk" zusammenrufen lassen. Endlich kommt er selbst und setzt sich auf seinen „Thron". Ehe aber die Verhandlung beginnt, schleppen die Sklaven einen Kessel mit Palmwein oder Bier und einen Sack Kolanüsse herbei, und der Fürst verteilt von den Nüssen an seine Getreuen. — Auf dem Markte wird um ein Pferd gehandelt. Endlich wird der Kauf abgeschlossen, und zum Zeichen des vollzogenen Geschäfts essen Käufer und Verkäufer jeder eine Kolanuß. — Ein Fremder tritt in das Gehöft eines Negers ein. Mißtrauisch wird er erst betrachtet. Endlich wird ihm eine Kolanuß gereicht. Nun kann er auf Gastfreundschaft und Schutz rechnen. — Ein junger Neger hat ein Auge auf eine schwarze Schöne geworfen, geht in ihres Vaters Hütte und bringt seinen Wunsch vor. Um den Vater willfährig zu machen, reicht er ihm zunächst eine große Anzahl ausgesuchter weißer Kolanüsse. Nach einigem Hin und Her gibt ihm der Vater als Gegengeschenk auch ein paar weiße Nüsse. Das ist das Zeichen, daß er dem Vater willkommen ist. Rote Nüsse als Gegengabe hätten einen „Korb" bedeutet. — Bald darnach ist die Hochzeit. Die Gäste kommen und werden mit allem bewirtet, was der Neger bieten kann. Wenn die Bier- oder Palmweintöpfe in Angriff genommen werden, bringen die Gäste dem jungen Paare ihre Geschenke dar. Es mag sein, was es will, immer sind weiße Kolanüsse dabei, und je mehr, um so angesehener ist der Gast. — Der alte Vater wird eines Morgens tot auf seinem Lager gefunden. Niemand als der Fetischpriester weiß

Digitized by Google

die Ursache des Todes zu nennen! Mit allerhand Opfergaben geht die Frau zu dem lehmernen Fetischgötzen vor dem Dorfe und legt sie vor ihn hin. Wenn der Priester die Gaben fortholt, so ist sein erster Blick darauf gerichtet, wieviel Kolanüsse dem Opfer beigegeben sind. — Der Tote wird begraben. Unter dem, was er mit ins Grab bekommt, ist auch eine Handvoll Kolanüsse, damit er sich stärken kann auf der langen Reise ins Jenseits.

*

Diese Bilder zeigen uns, welche große Rolle die Kolanuß im Leben des Negers spielt. Er hat eine leidenschaftliche Vorliebe für diese Nuß, die auch außergewöhnlich gute Eigenschaften hat. Er würde immer Kolanüsse essen, wenn er reich genug wäre. Kein Wunder, daß da jahraus, jahrein die gerissensten aller westafrikanischen Händler, die Haussaneger, neben anderem auch einen schwunghaften Kolahandel betreiben. Sie unternehmen unglaublich weite Reisen, um Kolanüsse einzukaufen. Der Kolabaum wächst in den Äquatorländern Westafrikas; aber keineswegs überall. In Togo und Kamerun gibt es Gegenden mit Kolabäumen. Da bedeutet jeder ein Kapital, und die Händler können bei weitem nicht so viel Nüsse auftreiben, als man von ihnen kaufen möchte. Denn vom Fürsten bis zum Sklaven auf dem Acker will alles Kolanüsse haben. Es gibt berühmte „Kolamärkte", und wie es in Deutschland einst Salzstraßen gab, so gibt es in Westafrika „Kolastraßen".

Der Kolabaum sieht ungefähr wie eine Kastanie aus. Er trägt jährlich zweimal eine Masse großer, gelber Schoten, in denen etwa zehn weiße oder rote Samennüsse stecken. Diese Samen, von der Form unserer Haselnüsse, sind die berühmten Kolanüsse. Zwei Zentner frischer Nüsse ungefähr liefert ein Baum jährlich. Beim Kauen schmeckt die Nuß erst sehr bitter, allmählich wird sie milder und endlich süß. Der Nachgeschmack erinnert an schwarzen Kaffee; Koffein ist auch in ihr enthalten. Daß sie auch gegen den Hunger hilft, erklärt sich aus ihrem Gehalte an Stärke und Eiweiß. Ganze Negerstämme sollen angeblich allein von Bananen und Kolanüssen leben. Nach Europa kommt die afrikanische Kolanuß bisher erst in geringen Mengen. Die Neger könnten mit der Anpflanzung von

Digitized by Google

Kolabäumen glänzende Geschäfte machen; aber da müßten es eben nicht Neger sein!

Zahlen und Notizen. Größe Kameruns früher 493 600 qkm, 2 718 700 Farbige, 1455 Weiße, auf 1 qkm 5,4 Bewohner dazu im Jahre 1911 durch das Abkommen mit Frankreich erhalten 265 500 qkm mit rund 1 Mill. Menschen: Gesamtgröße 659 100 qkm. — Flaggenhissung 1884 durch Dr. Nachtigal. Wichtige Orte: **Duala** s. S. 107; **Viktoria** s. S. 113; **Buea,** 1000 m hoch am Abhange des Kamerunberges gelegen; Sitz des Gouverneurs; mehrere Verwaltungsgebäude, Faktoreien und eine Sennerei mit Allgäuer Vieh. — **Kribi,** Stadt mit breiten Straßen; Haupthandelsplatz an der Küste Südkameruns, hat gegenwärtig mehr Ausfuhr als Duala; Hauptprodukt Kautschuk, der aus den Faktoreien des Hinterlandes kommt; Kautschukausfuhr in Kribi 1910 für $6^1/_2$ Mill. Mark; kein Hafen, nur eine offene Reede; viele Handelsfirmen. — **Jaunde,** wichtiger Knotenpunkt von Karawanenwegen; mit Kribi durch eine Fahrstraße verbunden; viele deutsche Faktoreien; mit Militärstation. — **Ngaumdere,** 1130 m hoch auf einer grasbewachsenen Ebene zwischen hohen Bergen gelegen; Hauptstadt eines Fulbesultans mit großem Königspalast; früher Ausgangspunkt zahlreicher Sklavenjagden; ca. 15000 Einw.; Sitz einer sog. Residentur (der Sultan regiert unter Aufsicht eines deutschen Residenten). — **Garua,** Fulbestadt inmitten fruchtbaren Landes mit starker Pferdezucht; am Benue dort gelegen, bis wohin die englischen Dampfer in regelmäßigem Schiffsverkehr kommen; Knotenpunkt vieler Karawanenstraßen; stark befestigte Militärstation; Residentur.

Digitized by Google

Deutsch-Südwestafrika.

Grenzen. Häfen. Das ganze Schutzgebiet kann man sich zur besseren Übersicht in drei Teile teilen, wobei man die eingeborenen Bewohner im Auge hat: der Süden ist das Hottentottenland (auch Namaland genannt), die Mitte das Hereroland (Damaraland) und der Norden das Amboland. In letzterem wohnen die Ovambostämme. Die Nordgrenze ist insofern nicht glücklich gezogen, als sie gerade mitten durch das Gebiet dieser Stämme hindurch geht. An der Ostgrenze fällt der merkwürdige „Caprivizipfel" besonders in die Augen. Er hat seinen Namen nach dem ehemaligen Reichskanzler Caprivi erhalten, unter dem sich England und Deutschland über die dortige Grenze einigten. Auf den ersten Blick sieht der Zipfel wie eine hochwichtige Erwerbung aus, denn durch ihn reicht das Schutzgebiet bis an den gewaltigen Sambesi. Aber wer nun denkt, daß wir dadurch einen Schiffahrtsweg zum Indischen Ozeane gewonnen haben, der irrt sich. Denn unmittelbar nach dem Caprivizipfel hat der Sambesi seine großartigen, 119 m hohen Viktoriafälle. Mit der Schiffahrt ist es also nichts und wäre es auch nicht viel, selbst wenn der Caprivizipfel bis jenseits dieser Fälle reichte; denn der Sambesi hat noch mehrmals Schnellen. Die Südgrenze wird vom Oranjeflusse gebildet („Oranje" nach dem Königshause Oranien genannt), scheint also eine allen Anforderungen genügende Naturgrenze zu sein. Sie ist aber für uns so ungünstig als möglich ausgefallen. Denn unser Schutzgebiet reicht nicht etwa bis zur Mitte des Stromes, sondern nur bis an das rechte Ufer. Auf dem Strome selbst haben wir gar nichts zu suchen. Es darf kein Boot auf dem Flusse fahren, kein Tropfen Wasser zur Bewässerung dem Flusse entnommen werden ohne die Erlaubnis der Engländer. Genau wie beim Volta in Togo. Der Verlust ist

Digitized by Google

allerdings nicht allzu schmerzlich. Denn der Oranje gestattet infolge seiner vielen Stromschnellen keine durchgehende Schiffahrt. Nicht einmal die Mündung — obschon 2½ km breit! — taugt zu einem Hafen, zu einer Einfahrt etwas. Es zieht sich nämlich eine Sandbarre quer hindurch, so daß der Strom in der Trockenzeit durchwatet werden kann. — Auch am nördlichen Grenzflusse Kunene haben wir keinen Anteil; aber auch er ist weder als Hafen, noch zur Schiffahrt zu gebrauchen.

Die über 12 Breitengrade hinweg — wie von Hamburg bis nach Rom — sich erstreckende Küste unseres Schutzgebietes ist entsetzlich dürr und öde und wird von einer gewaltigen Brandung ruhelos gepeitscht. Da ist die Hauptfrage: Wo können Schiffe an dieser unwirtlichen Küste landen? Antwort: An drei Stellen! Zwei geschützte Häfen und eine offene, ungeschützte Reede gibt es. Mehr Eingangstore sind auf 1500 km nicht da.

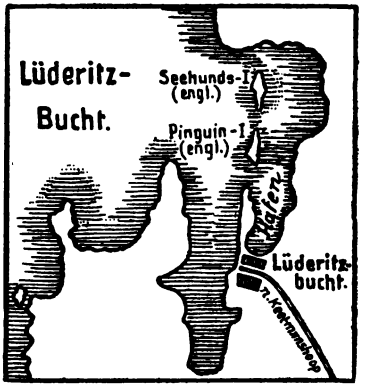


Fig. 11. Der Hafen von Lüderitzbucht.

Begleiten wir ein aus Kapstadt kommendes und unsere Küste anlaufendes Schiff, um diese drei Plätze kennen zu lernen. Zuerst kommen wir nach Lüderitzbucht, früher Angra Pequena genannt. — Hier gründete 1882 der Bremer Kaufmann Lüderitz eine Faktorei und kaufte bald darnach von einem Hottentottenkapitän die Bucht samt dem benachbarten Küstenstreifen. Das war der Anfang der Kolonie. Er selber ertrank einige Jahre später, als er mit einem Segelboote von der Oranjemündung nach seiner Bucht zu fahren versuchte. —

Unser Schiff biegt um eine felsige Halbinsel, deren Spitze einen Leuchtturm trägt, und wir haben eine ruhige, vollkommen ge-

Digitized by Google

schützte Bucht vor uns, in deren Hintergrunde die Häuser und Essen der jungen Stadt Lüderitzbucht erscheinen. Siehe Fig. 11. Eine kleine Ladebrücke streckt sich in den Hafen vor; aber unser Schiff kann nicht bis dahin, sondern läßt in der Mitte der Bucht die Anker fallen. Leichterboote kommen herbei, bringen uns an die Landungsbrücke, und wir sind in der „Diamantenstadt". Es ist eine wirkliche Stadt mit zahlreichen modernen Gebäuden und breiten, allerdings sehr sandigen Straßen. Der Hintergrund freilich ist trostlos; kein Baum, kein Halm, keine Spur von Wasser. Jahrelang war der Ort auf das Trinkwasser angewiesen, welches englische Dampfer in Fässern aus Kapstadt brachten. Da war ein Trunk Wasser eine „teure Gabe", und der Ochsenwagenfahrer, der aus dem Innern kam und hier seine Tiere tränken mußte, hatte jedesmal schweres Geld zu bezahlen. Jetzt steht ein Destillierapparat in der Stadt, das Kubikmeter Wasser kostet jedoch immer noch 20 Mark. Aber eine Wasserleitung von weit her ist im Bau. Wäre Lüderitzbucht nicht so weit im Süden und so abseits von der Hauptstadt Windhuk gelegen, so würde es das Haupteingangstor für die ganze Kolonie geworden sein.

Wir verlassen Lüderitzbucht. Nach eintägiger Fahrt nähern wir uns der englischen Walfischbai. Wir legen nicht an, sondern werfen nur einen Blick hinein. Es ist eine Bucht wie die Lüderitzbucht; eine sandige Landzunge hält die Brandung vom Hafen ab. Die Schiffe können auch hier nicht ganz ans Land heran, denn die Versandung arbeitet hier unheimlich rasch. Auch an der Walfischbai ist eine Ortschaft entstanden, aber das Hinterland ist noch abschreckender wie in Lüderitzbucht; nichts als Sand, soweit das Auge reicht. Trotzdem würde die in der Mitte der südwestafrikanischen Küste gelegene Walfischbai der Haupthafen der Kolonie geworden sein, wenn sie nicht schon vor der deutschen Besitzergreifung in den Händen der Engländer gewesen wäre. Früher gingen auch die deutschen Schiffe in der englischen Bucht vor Anker und mußten die Zollscherereien, die dabei entstanden, mit in Kauf nehmen. Heute

Digitized by Google

ist es in der Walfischbai sehr still geworden, und wenn die Engländer geglaubt haben, wir müßten die Bai auf jeden Fall gegen irgend etwas anderes eintauschen, so haben sie sich getäuscht.

Nach kurzer Fahrt macht unser Schiff vor Swakopmund, dem zweitgrößten Orte unseres Schutzgebietes, halt, — der größte ist Windhuk. Weit draußen, ein paar Kilometer vor der Stadt, gehen die Anker nieder. Das Meer ist heute gerade etwas ruhiger, — manchmal müssen die Schiffe tagelang warten, ehe sie löschen können, — und wir können uns sofort ausschiffen. Ein Vergnügen ist das nun nicht. Wir müssen uns in einen Korb setzen, der an Tauen in ein bedenklich schwankendes Boot hinabgelassen wird. Sind wir glücklich in dem Boote drin, so spannt sich ein kleiner Dampfer vor das Boot, und nach einer halben Stunde gründlichen Durchschüttelns liegen wir an der kleinen, hölzernen Landungsbrücke, wo sich das Manöver mit dem Korbe von unten nach oben wiederholt. Siehe Fig. 12. Endlich stehen wir auf der Brücke. Eine auf ödem Sande wie durch Zauberschlag erwachsene Stadt mit zahlreichen modernen Gebäuden liegt vor uns. Während hinter der Walfischbai und hinter Lüderitzbucht hohe Dünen den Eingang ins Innere furchtbar schwer machen, hören sie gerade bei Swakopmund auf; das Land wird von hier ab nach Norden auf eine lange Strecke hin fest, wenn es auch steinig und kahl bleibt. Außerdem kommt hier das breite, trockene Bett des Swakopflusses an das Meer. In dem Flußbette gibt es zwar höchst selten Wasser, aber Gras wächst darin, und Grundwasser ist in der Tiefe immer vorhanden. An dem Flußbette entlang führt denn auch der Weg ins

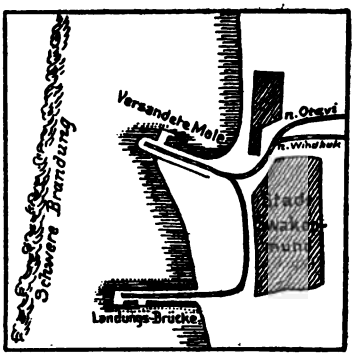


Fig. 12. Swakopmund.

Digitized by Google

Hinterland, früher der Ochsenwagenweg, jetzt die Eisenbahn nach Windhuk und zu den Kupferbergwerken im Norden der Kolonie. So ist Swakopmund trotz des Mangels eines Hafens — eine lange, eiserne Landungsbrücke soll gebaut werden — doch das Haupteingangstor der Kolonie geworden.

Zum Schlusse dieses Abschnittes geben wir noch einer etwas gekürzten Schilderung Raum, in der eine Swakopmunderin von der Ankunft in Swakopmund und dem Leben in der Stadt selbst folgendes erzählt („Kol. u. Heimat", Jahrg. 2, Heft 7):

In Swakopmund.

Seit zwölf Tagen schwimmen wir auf dem Atlantischen Ozean. Gegen Abend soll die deutsch-südwestafrikanische Küste in Sicht kommen. Seit einer Stunde stehen die Passagiere mit Gläsern bewaffnet an Deck. Geübte Augen erkennen das weit aus dem Meere ragende Wrack der gestrandeten „Gertrud Woermann", und südlich davon zieht sich ein langer gelber Streifen hin: das Land der Verheißung.

Frühmorgens ist alles auf den Beinen. Das ist eine eigenartige Ausschiffung in Swakopmund! Man wird in einen Korbsessel gesetzt, der an Seilen vom Dampfer hinabgelassen wird zu einem in der brandenden Dünung auf- und abtanzenden Leichter. An der Mole von Swakopmund erfolgt das Manöver umgekehrt. Die Kinder werden paarweise festgebunden zu dem oft haushohen Auf und Abstieg. Eine halbe Stunde lang kämpft sich das kleine Fahrzeug durch die tosende Flut nach dem Lande zu durch.

Durch fußhohen Sand waten wir zu den Schuppen der Zollrevision. Gewehre und Munition, Tabak, Spirituosen kosten hohen Zoll. Immer sengender umgibt uns die Sonne. Es ist nicht unsere europäische feuchtschwüle Atmosphäre, die den Schweiß aus allen Poren treibt. Es ist eine trockene, dörrende Luft, welche langsam Mark und Gehirn aussaugt. Schritt für Schritt geht es weiter. — Ein paar Minuten rasten wir, um das Auge ruhen zu lassen auf einem grünen Rasenfleck und einem roten Geraniumbeet, der Zierde des Ortes, täglich mit Sorgfalt und großen Wasserkosten vor dem Versengungstode geschützt. Der Weg führt vorüber an Warenhäusern, Kneipen, öffentlichen Gebäuden, Post, Gericht, Gefängnis, Hospital. Rechts und links den Häusern entlang sind Bürgersteige aus Holz, teilweise sogar aus Zement gelegt, die das Gehen wesentlich erleichtern. — Im Hotel „Hohenzollern" werden uns geräumige Zimmer angewiesen. Zwei Feldbetten, ein aus Kisten hergestellter Waschtisch mit Emaillegeschirr, Tisch und Stuhl bilden das Mobiliar. Für 8 bis 10 Mk. kann man ein Zimmer mit Pension haben.

Digitized by Google

Das Teure des Hotellebens drüben sind die Getränke. Eine mittelgroße Flasche Bier kostet 2 Mk., ein Glas Milch 50 Pf., ein Glas Limonade 75 Pf., Sekt die Flasche 25 Mk. Dazu denke man sich den Durst, der anfangs kaum zu stillen ist!

Von 1 bis 3 Uhr mittags ist der Ort wie ausgestorben; flimmernde Hitze brütet auf dem gelben Sande. Alles schläft, um ihr zu entgehen. Ach, wir armen Neulinge! Wären wir doch schon abgehärtet gegen die Zudringlichkeit afrikanischer Fliegen und Swakopmunder Sandflöhe! Aber gegen Abend wird es wenigstens kühl; erquickende Nebel lagern über der heißen Landschaft, und hinter den Nebelschleiern bricht funkelnd der Sternenhimmel hervor.

Acht Tage später war unser neues Heim eingerichtet. Morgens marschiert unser Töchterchen aus, Einkäufe machen, hinter ihr her der „Bambuse" mit dem Korb, immer in respektvoller Entfernung von mehreren Schritten. Aus dem Gemüseladen bringt sie 2 Pfund Kartoffeln zu 50 Pf., einen Weißkohl zu 1,50 Mk., 3 Äpfel zu 1 Mk. Fleisch ist verhältnismäßig billig. 1 Pfd. Butter kostet 3 Mk., 1 Ei 40 Pf., ein kleines Brot 1 Mk. Das Wasser aus der Wasserleitung, die Swakopmund hat, schmeckt brackig. Durch die darin enthaltenen Salz- und Metallteile hat es die Wirkung des Karlsbader Wassers; dies kann weder durch Kochen noch Filtrieren gehoben werden. An den Geschmack gewöhnt man sich schnell.

Sonntags bietet die Stadt ein eigenartiges Bild. Die Stores sind geschlossen. Die jungen Kaufleute erscheinen gleich nach Sonnenaufgang in frischen Khakiröcken zu ihrem Sonntagsritt nach der nächsten Bahnstation oder nach der weiter entfernten „Eierfarm". Jeder kommt sich wie ein Herrscher vor hoch zu Roß. Und erst die Reiterinnen! Siehst du die stolze Schönheit im dunkelblauen Samtkleid mit wallendem Federhut? Im Alltagsleben ist sie Köchin einer hiesigen Firma mit 250 Mk. Monatslohn und kocht tadellos; heute läßt sie sich als Dame von Welt feiern. — Wer Sonntags nicht ausreitet, ergeht sich am Strand und im Swakoptal oder beobachtet das Ausladen der Dampfer und das Fischen an der Mole.

Die Stadt gehört Sonntags den Schwarzen. Auf allen Wegen kauern sie im heißen Sand. Einzeln und in Trupps ziehen sie schnatternd und Instrumente blasend daher, die Weiber in zinnoberroten Röcken mit grasgrüner Schürze und gelbem Turban. Unter den Männern sieht man Gigerln, hochmodern, mit dem neuen Strohhut auf einem Ohr und geschwungenem Spazierstöckchen; andere haben sich ungenähte, bunte Stoffstücke malerisch um den schlanken Leib drapiert, in der Mitte mit breitem Goldgürtel zusammen gehalten; einige tragen schwarze Kaisermäntel und schwarzen Schlapphut (schwarz gilt ihnen als die vornehmste Farbe) — da sieht man nichts als das Weiße im Auge und die fletschenden Zähne. Männer und Weiber sind mit Schmuck beladen; Halsketten von Glas und Bleiperlen. — Alles in allem ist Swakopmund also zwar nicht schön, aber es bietet doch auch allerlei Interessantes und Vergnügliches.

Digitized by Google

Das Relief. Ein englischer Geograph hat gesagt, Südafrika sehe aus wie ein umgestürzter Teller. Der Vergleich stimmt auffällig. Vgl. Fig. 13. Sowohl vom Atlantischen wie vom Indischen

Fig. 13. Afrika als „umgestürzter Teller".

Ozeane steigt das Land allmählich zu einem Hochlande an, das sich wie eine ungeheure flache Mulde über ganz Innerafrika erstreckt. Deutsch-Südwestafrika ist ein Stück von diesem Teller. Wie das folgende Profil zeigt, s. Fig. 14, beginnt der Aufstieg

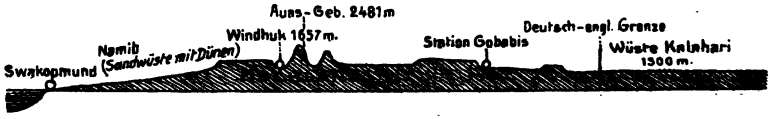


Fig. 14. Profil durch Südwestafrika von Swakopmund über Windhuk nach der Wüste Kalahari.

zum Hochlande sofort am Meere; ein Küstentiefland ist nicht vorhanden. Dann geht es einen mauergleichen, zerklüfteten Rand hinauf, und wir stehen auf dem Hochlande. Dort treffen wir Berge und Gebirge aller Art, aber im ganzen senkt sich das Land muldenförmig nach der Mitte.

Die Namibwüste. Während die Küsten unserer übrigen Kolonien dichten Mangrovenwald oder Palmen tragen, ist die Küste Südwestafrikas ohn jedes Grün, kahl und tot. Ein 50 bis 100 km breiter, wüster Streifen zieht sich am Meere entlang und schreckt die Menschen vor dem Eindringen ins Innere ab. Das ist die berüchtigte Namib. Schräg wie ein Dach kommt sie vom Hochlande hinab zur Küste. Der größte Teil ist Sandwüste in ihrer furchtbarsten Gestalt, mit unzähligen, wandernden Dünen. Fast

Digitized by Google

immer bläst ein scharfer Wind darüber hin, der dem Menschen die Sandkörner wie Nadeln ins Gesicht peitscht. Manche Strecken sind ohne Sand, bedeckt mit nacktem Steingeröll oder wild-zerklüftete Felslandschaften. Woher der Sand der Namib? Der Seewind treibt ihn unaufhörlich vom Strande ins Innere, und die kahlen Felsen in der Namib selbst oder am Rande des Hochlandes verwittern und überschütten das Land mit Sand. Wer auf der Bahn von Swakopmund nach Windhuk fährt, sieht 50 km weit nicht einen Halm in der Namib; dann erscheint manchmal ein kümmerlicher Strauch oder ein Hauch von Gras. Nirgends ein fließendes Wasser. Nur in einigen trockenen Flußbetten läßt sich Grundwasser aus der Tiefe heraufholen, wie bei Swakopmund. Ehe Eisenbahnen die Namib durchquerten, mußte man mit Ochsenwagen durch sie hindurch; und zahlreiche Ochsengerippe an den „Wegen" ließen erkennen, wieviel Zugtiere bei dieser Höllenfahrt verschmachteten und zu Tode getrieben wurden. In der Namib regnet es überhaupt nicht; feuchter Nebel und Tau sind die einzigen Niederschläge. Auf dem Hochlande wird es besser, wenn auch die Regenarmut die furchtbarste Geißel des ganzen Landes bleibt. Warum verdurstet dieses Land angesichts des Meeres? Das Meer an der Küste ist infolge einer kalten Strömung immer kalt. Der Seewind kommt deshalb als ein kalter Wind in ein warmes Land. In einem solchen Falle ist er kein Regenbringer; nur beim Hinwegstreichen über höhere, kältere Gebirge im Innern läßt er noch Regen fallen. Der meiste Regen auf dem Hochlande ist nicht vom Seewinde verursacht, sondern Gewitterregen.

Die Diamanten in der Namib. Einem bloßen Zufalle ist das Auffinden der Lüderitzbuchter Diamanten zu verdanken. Die Stelle der Namib, wo sie geradezu massenhaft lagen, war vorher von ungezählten Wagen durchquert worden; eine Eisenbahn war hindurch gebaut worden; sogar nach Erzen hatte man mitten in den Diamantfeldern gegraben; und niemand hatte die Edelsteine bemerkt! Da fand im Jahre 1908 ein Kaffer, der als Streckenarbeiter

Digitized by Google

an der Eisenbahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop angestellt war, im Sande neben der Bahn einige kleine Steine von merkwürdigem Glanze und regelmäßiger Form. Er brachte sie dem Vorarbeiter, der sie an den Bahnmeister Stauch weitergab; denn dieser hatte den Arbeitern aufgegeben, ihm jeden auffälligen Stein zu zeigen, den sie etwa fänden. Der Bahnmeister vermutete gleich, daß er Diamanten vor sich habe; und als er sah, daß die Steine sein Uhrglas ritzten, ließ er sie in Lüderitzbucht prüfen. Es waren wirklich Diamanten! Der Bahnmeister zog nun zwei Eisenbahningenieure mit ins Vertrauen. Sie erwarben in aller Stille, ohne von den gefundenen Steinen etwas zu verraten, von der Eigentümerin des Diamantengebietes — einer Kolonialgesellschaft — soviel Berechtigungen, nach Diamanten zu suchen, als sie nur bezahlen konnten. Dann pflanzten sie ihre Schürftafeln überall auf, wo sie die meisten Diamanten vermuteten, und das Suchen begann. Die Lüderitzbuchter sahen zwar Leute hinaus in die öde Wüste ziehen, aber was sich dort abspielte, darum kümmerte sich lange niemand. Kein Mensch glaubte an das Gerücht, daß in der Namib Diamanten lägen, und die ersten Schürfer gewannen Zeit, die besten Felder alle zu belegen. Um diese Zeit überzeugte sich ein Regierungsbeamter von dem Vorkommen von Diamanten. Er teilte es dem Gouverneur in Windhuk mit; dieser berichtete schleunigst nach Berlin, und von dort kam sofort die Weisung, von dem Lande, was der Regierung an der Bahn entlang gehörte, ja nichts zu vergeben und noch soviel Felder als möglich für den Staat zu belegen. Nun merkten auch die Lüderitzbuchter, daß es Ernst war, und das Diamantenfieber brach mit aller Macht aus. In wenig Tagen war kein einziges Feld in der Nähe der Stadt mehr zu haben. Fast jeder Einwohner der Stadt zog mit Schürftafeln hinaus, um auch Teil an dem unverhofften Segen zu haben. Immer weiter ging man in die Wüste hinein, und immer neue Funde wurden gemacht. Endlich untersagte die Regierung das Ausgeben weiterer Schürfscheine, und das Wettrennen hörte auf.

Digitized by Google

Faktorei Deng-Deng (Südkamerun).

Buschmannlager (Deutsch-Südwestafrika).

Digitized by Google

Farm Haris bei Windhuk.

Staudamm in einem südwestafrikanischen Rivier. (Wo die Viehherde steht, befindet sich das Staubecken, das infolge allzulangen Regenmangels ausgetrocknet ist.)

Digitized by Google

In Lüderitzbucht waren inzwischen nicht weniger als 60 Diamantengesellschaften gegründet worden. Die besten Felder hatte die aus Stauchs Unternehmen hervorgegangene „Bergbaugesellschaft". Viel Kapital war nicht nötig, denn die Gewinnung der Diamanten ist äußerst einfach. Der Sand wird gesiebt und gewaschen, und alles Gröbere, was zurückbleibt, wird auf den Tisch geschüttet, worauf die Diamanten mit der Pinzette herausgesucht werden. Eingeborene Arbeiter gibt es genug. Am teuersten ist das Wasser, denn das muß in der Namib von weit hergeholt werden. Die gefundenen Diamanten sind allerdings sehr klein. Sie wiegen meist nur ½ bis ¼ Karat. Die beiden größten, die bis jetzt gefunden worden sind, wiegen 11 und 17 Karat, und 5 Karat machen erst 1 Gramm! Aber 1 Karat wird mit mindestens 30 Mark bezahlt, während die Gewinnung eines Karats nur 5 Mark Kosten verursacht. Infolgedessen machen die Gesellschaften glänzende Geschäfte. Die Gründer der Gesellschaften, ursprünglich meist wenig bemittelte Leute, sind alle im wahrsten Sinne des Wortes steinreich geworden. Es ist erst ein ganz kleiner Teil der Diamantenfelder ausgebeutet worden, und an den abgebauten Stellen wachsen die Diamanten sozusagen wieder nach. Der Wind bringt nämlich in kurzer Zeit wieder soviel diamantenreichen Sand herbei, daß der Abbau von neuem lohnt. Woher der Wind die Steine holt, ist zurzeit noch in Dunkel gehüllt.

Die Diamantengesellschaften dürfen die Diamanten nicht auf eigene Faust verkaufen. Alle Steine müssen an die Afrikabank in Lüderitzbucht eingeliefert werden, die sie nach Berlin an die sog. Diamantenregie schickt. Hier werden sie sortiert und dann verkauft. Der Erlös gehört — nach Abzug einer hohen Steuer — den Gesellschaften. Der Staat selbst hat auch Felder. Im Jahre 1911 sind im ganzen für ungefähr 25 Millionen Mark Diamanten gefunden worden. Der bis dahin ärmlichen Stadt Lüderitzbucht ist der rasch verdiente Reichtum sehr zu statten gekommen. Geld war auf einmal in Hülle und Fülle da, denn die Diamantenkrösusse

Digitized by Google

kehrten mit ihrem Reichtum zumeist nicht nach Deutschland zurück, sondern blieben in der Stadt. Schöne Häuser wuchsen wie Pilze aus der Erde, und viele gemeinnützige Anlagen entstanden, die das Leben in der zwischen Sand, Fels und Meer erbauten Stadt erträglicher machen.

Die Namib birgt nicht allein in der Gegend um Lüderitzbucht Diamanten; bis zur Walfischbai hinauf sind welche gefunden worden, und auch von Swakopmund aus beginnt man jetzt zu schürfen.

Auf dem südwestafrikanischen Hochlande. Auf dem Hochlande ist es, wenn man den Blick über das Ganze schweifen läßt, durchaus nicht einförmig. Da erhebt sich hier ein gipfelreiches Gebirge, völlig kahl, wildzerklüftet, mit schwindelnd tiefen Schluchten, in denen leider nirgends Wasser fließt. Dort breitet sich ein hohes Tafelland von wunderbarer Ebenheit aus, eine ganz besondere Eigentümlichkeit Südwestafrikas. Mit jähem Absturz fällt es zur Tiefe ab. Auch ihm fehlt jedes Pflanzenkleid, und an seinem Abbruche kann man auf meilenweite Entfernung hin sehen, wie eine farbige Gesteinsschicht immer auf der anderen liegt: ein Blick in die Werkstatt des Gebirgsbaues! Weiterhin erheben sich einzelne Gipfel oder einzelne Tafelberge — wie in der Sächsischen Schweiz — aus der Hochebene. Einst war das ganze Land eine Riesentafel, und was an Tafelbergen und sonstigen Gipfeln noch aufragt, sind die stehengebliebenen Reste. Der höchste Gipfel des Schutzgebietes, der Omatako, nördlich der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk, ist 2680 m hoch. Zu Füßen der Gebirge und Tafelberge aber dehnt sich unabsehbar die Hochfläche aus. Ungeheure Strecken sind mit Felstrümmern, Steinblöcken, Klippen — oder wie man sie nennen will — so dicht übersät, daß man die „Pad", den Weg für die Ochsenwagen, nur durch Wegwälzen der Steine schaffen konnte. Auf solchem Klippenlande war in den Kriegen mit den Hottentotten und Hereros der Kampf äußerst schwer; denn die schwarzen Eingeborenen wußten sich hinter den Steinen ausgezeichnet zu

Digitized by Google

verstecken und aus dem Verstecke die Weißen niederzuknallen. Zwischen den Klippen wächst überall der entsetzliche Dornbusch bald dicht, bald einzeln, aber immer ein schweres Hindernis für Mensch und Tier. An seinen langen, scharfen Hakendornen bleibt der Mensch fortwährend hängen; den Tieren zerreißt er das Fell. Schafzucht z. B. kann in Dornbuschgegenden — selbst wenn Gras vorhanden ist — gar nicht getrieben werden, denn die Wolle hängt immer in Fetzen an den Dornen. „Wart en bitjen", ist ein holländischer Name für den Dornbusch. Ungeheure Landstrecken sind reine Grassteppe oder gar „Sandfeld". Im Sandfelde wächst das Gras in sehr vereinzelten Büscheln, zwischen denen überall der nackte Sandboden hindurchschaut. In der Regenzeit schießt es rasch in die Höhe. Bald aber wird es gelb, doch ist es deshalb keineswegs verdorrt. Es bleibt frisch und wird gelb ebenso gern gefressen wie grün. Hie und da ragt ein Termitenhügel aus dem wogenden Grase empor. Gegen Ende der Trockenzeit ist das Gras völlig abgeweidet, die wenigen Wasserstellen sind ausgetrocknet. Dann ist das Sandfeld für Mensch und Tier ein Land des Todes. Gerade in dieser Zeit mußten die Hereros mit ihren Herden in das weite Sandfeld im Nordosten des Schutzgebietes entweichen, nachdem sie die Schlacht am Waterberge verloren hatten. Vor den nachfolgenden Deutschen waren sie da sicher, aber Mensch und Tier mußte elend verschmachten. Nur wenige Tausende des einst so mächtigen Volkes sind dem Tode entronnen.

„Riviere" und Wasserstellen. Südwestafrika hat — mit Ausnahme einiger Wasserläufe in dem sumpfigen Caprivizipfel — keinen einzigen Fluß, der das ganze Jahr Wasser führt. Auf der ganzen 1500 km langen Küstenstrecke zwischen dem Oranje und dem Kunene, — die zwar beide immer Wasser haben, an denen aber, wie oben ausgeführt, das deutsche Schutzgebiet keinen Teil hat, — ergießt sich nicht ein einziger immer fließender Fluß in das Meer!

Flußbetten gibt es genug im Lande, aber nur wenige Tage im Jahre strömt Wasser in ihnen; bei manchem „Flusse" ver-

Digitized by Google

gehen Jahre, ehe er sich wieder einmal füllt. Diese Art Flüsse, die eigentlich gar keine sind, heißen Riviere. Sie bilden eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem an Merkwürdigkeiten so reichen Lande. Der Reisende, der stundenlang durch die Steppe gezogen ist, sieht einen langen Strich Bäume und Büsche vor sich. Hat er das Dickicht durchbrochen, so steht er plötzlich an einem breiten, mehrere Meter tiefen Flußbette. Es ist gleichmäßig mit Sand ausgefüllt und völlig trocken. Am anderen Ufer zieht sich wieder ein Buschstreifen hin. Dann geht es in der Steppe weiter. So sieht ein Rivier in der Trockenzeit aus. Es ist ein seltsames Schauspiel, wenn sich das Rivier einmal in einen strömenden Fluß verwandelt, wenn es — wie man dort sagt — „abkommt". Die Sache spielt sich folgendermaßen ab: Es geht ein Gewitter mit heftigen Regengüssen nieder. In zahlreichen Rinnsalen kommt das Wasser in das Rivier gestürzt. Als hätte man eine Schleuse hochgezogen, so wälzt sich eine mächtige Woge im Sandbette dahin, dickflüssig von Staub, dürrem Gras, Laub und Rindermist. Sie kommt urplötzlich. Schon manchen Ochsenwagen, der im trockenen Riviere stand, während die Tiere weideten oder getränkt wurden, riß sie rettungslos mit fort, und man mußte froh sein, die Ochsen ans Ufer gerettet zu haben. Immer neue Wassermassen ergießen sich, solange der Regen dauert, in den Fluß, und die im Riviere stehenden Bäume schauen zuletzt nur noch mit den Kronen aus der Flut. So geht es einige Stunden fort. Aber je weiter sich der trübe Strom im Bette abwärts bewegt, um so langsamer wird er. Seine Wassermenge wird immer kleiner; der Sand verschlingt ihn zusehends, und 50 bis 60 km unterhalb der Anfangsstelle hört das Fließen endlich ganz auf. Weiter kommt das Rivier für diesmal nicht ab. Ein anderes Mal beginnt das Strömen vielleicht wo anders und endigt auch wo anders. Um ein ganzes Rivier wie etwa den Swakop in einen lebendigen Strom zu verwandeln, dazu gehören tagelange Regengüsse. Ehe der Swakop einmal Wasser in das Meer ergießt, vergehen immer einige Jahre.

Digitized by Google

Aber wenn auch das Wasser im Riviere dem Auge bald verschwindet, verloren ist es deshalb nicht. Es steht als Grundwasser im tiefen Sande. Die Bäume im und am Flusse zehren davon, und die Menschen ziehen es aus tiefgegrabenen Löchern empor. Swakopmund lebt von solchem Wasser. An manchen Stellen, wo das Wasser auf undurchlässigem Grunde lange oben gehalten wird, bleiben seichte Tümpel im Riviere stehen. Dort tränken die Eingeborenen ihr Vieh, und nachts kommt das Wild dahin zur Tränke.

Zum Glück gibt es auch außerhalb der Riviere noch eine Menge Wasserstellen in Südwestafrika. Das sind die sog. Pfannen. Die größte aller Pfannen ist die Etoschapfanne im Ambolande, die auf keiner Karte des Schutzgebietes fehlt. Die Hochfläche, auf der sie liegt, ist über 1000 m hoch. Stehen wir an der Etoschapfanne, so haben wir eine riesige, flache Mulde vor uns, — fast so groß wie das Königreich Sachsen — in der zur Regenzeit durch zahlreiche Rinnsale alles Wasser der Umgebung zusammenläuft und einen klaren, wenn auch seichten See bildet. Das Wasser bringt aus dem salzhaltigen Steppenboden eine Menge Salz mit hinein. In der Trockenzeit schrumpft der See aber sehr zusammen, und eine dicke, unter den Füßen knirschende und wie Schnee in der Sonne glitzernde Salzkruste bedeckt am Rande herum den Boden. Die Mitte trocknet nie ganz aus; das Wasser verwandelt sich aber in einen häßlichen Morast. Vom Trinken ist da keine Rede mehr; aber das Wild kommt scharenweise, um das Salz zu lecken. Salzpfannen von allen Größen finden sich sehr viele im Lande. Oft ist allerdings ihr Wasser auch in der Regenzeit ganz bitter und für Mensch und Tier ungenießbar. Die Salzkrusten sind oft so dick wie Eisschollen und fast ganz aus Kochsalz zusammengesetzt, so daß Weiße und Eingeborene ihren Salzvorrat aus solchen Pfannen beziehen.

Dann gibt es noch eine ganz eigentümliche Art von Wasserstellen. Das Land ist nämlich vielfach sehr höhlenreich, und diese Höhlen stehen oft voller Wasser. Da ist nun bei mancher die Decke

Digitized by Google

eingestürzt, und der Wasserspiegel ist von oben sichtbar. Andere bilden unterirdische Wasserlöcher. Die Eingeborenen haben alle gefunden; den Weißen mag noch manche unbekannt sein. Freilich das Wasserschöpfen ist hier nicht so leicht wie bei den oben geschilderten Pfannen, durch welche die Ochsenwagen oft gleich mitten hindurch fahren. Bei den offenen Felsenpfannen muß über steile Wände hinab geklettert werden, und zu den unterirdischen Wässern gelangen die Eingeborenen oft nur durch eine Art Maulwurfsgänge. Die Bergwerke von Otawi beziehen aus einer der Felsenpfannen mit Hilfe einer langen Leitung ihr Wasser, und manches Stück Land ließe sich noch bewässern, wenn diese Wasserlöcher alle ausgenutzt würden.

Der Waterberg. Der berühmteste aller Tafelberge in Südwestafrika ist der Waterberg an der Bahn von Swakopmund nach Otawi. Er ist nicht bloß ein Berg, sondern ein ganzes Tafelland, 50 km lang und 10 bis 20 km breit. Wer auf dem Waterberge steht, befindet sich 1900 m über dem Meere. Die nach Südost gerichtete Stirnseite stürzt mauergleich tief hinab. Am Fuße hat sich eine mächtige Schutthalde aufgehäuft. Über sie hinweg geht es hinunter in die unabsehbare, von Rivieren durchzogene Dornbuschebene und ins Sandfeld. Die Rückseite senkt sich allmählich ins Flachland, und wer auf den Waterberg will, muß von rückwärts kommen. Roter Sandstein, der in der Abendsonne wunderbar erglüht, baut den Waterberg auf. Seine ganze Felsmasse ist ungemein verwittert, zerrissen, zerklüftet, voller Spalten und Kamine. In Südafrika arbeitet die Verwitterung mit einer bei uns unbekannten Schnelligkeit an der Zerstörung der Gebirge. Die Temperaturgegensätze sind äußerst scharf. Tagsüber eine sengende Hitze und nachts sehr oft Frost. Unvermittelt stürzt an heißen Tagen der Gewitterregen auf das erhitzte und ausgedörrte Gestein, und es entsteht Riß um Riß in den Felsen. In stillen Nächten soll man fortgesetzt den Knall der berstenden Felswände hören. Bei jedem Windstoße prasseln los-

Digitized by Google

gesprengte Blöcke in die Tiefe und verwandeln sich allmählich in Sand; mit ihm, den keine Flüsse fortführen, überschüttet der Wind dann das Land und erzeugt die berüchtigten Sandfelder. Ein „Wasserberg" ist der Waterberg insofern, als an seinem Südabhange mehrere starke Quellen entspringen. Nach kurzem Laufe versiegt das Wasser aber im Sande. An einer der Quellen ist der Ort Waterberg entstanden. Hier wurden sämtliche weiße Männer — mit Ausnahme eines Missionars — beim Ausbruche des Hereroaufstandes innerhalb einer Viertelstunde erschlagen. Zu gleicher Zeit fielen Hunderte von Weißen im ganzen Hererolande der Rache der Eingeborenen zum Opfer. Im Dornbusche und zwischen den Klippen am Fuße des Waterberges war es aber auch, wo die furchtbare Entscheidungsschlacht stattfand, nach welcher das geschlagene Volk der Herero keine andere Zuflucht mehr fand als in dem zu jener Zeit völlig verdorrten, todbringenden Sandfelde.

Die Heuschreckenplage. Unsere afrikanischen Kolonien werden furchtbar von der Heuschreckenplage heimgesucht. Am schlimmsten haben Südwestafrika und Deutschostafrika zu leiden. Nicht nur als fliegende Schwärme, sondern auch als flügellose, hüpfende Heere — als sog. Fußgänger — brechen sie in fruchtbare Gegenden ein und vertilgen alles, was grünt und blüht. So manche schöne Ernte haben sie bis auf den letzten Halm vernichtet. Es scheint unmöglich, sich gegen diesen furchtbaren Feind zu wehren. Aber man hat doch Mittel gegen sie gefunden. Es gibt einen sog. Heuschreckenpilz, an dem die Tiere rasch zugrunde gehen. Diesen Pilz züchtet man massenhaft und streut ihn vor der Front eines anrückenden Fußgängerheeres auf das Gras und die Büsche. Nach wenigen Tagen liegt der größte Schwarm tot am Boden! Es hat auch schon eine sog. „Heuschreckenkonferenz" in Kapstadt stattgefunden, wo sich die englischen und deutschen Verwaltungen über die Vernichtung der Heuschrecken berieten.

Das Zusammentreffen mit einem fliegenden Schwarme in Deutsch-Ostafrika schildert O. Stollowsky („Kolonie und Heimat", 4. Jahrg., Nr. 32) folgendermaßen:

Digitized by Google

Auf einer dienstlichen Landreise von Daressalam nach Bagamoyo im Monate März 1899 hatte ich Gelegenheit, die schauerliche Großartigkeit eines wandernden ungeheuren Heuschreckenschwarmes kennen zu lernen. Ich war am zweiten Reisetage frühmorgens mit meiner kleinen Karawane aufgebrochen, um die noch etwa 40 km lange Wegstrecke bis an mein Reiseziel zurückzulegen. Die Landschaft prangte in prächtigster Frische und saftiggrüner Fülle. Doch war heute kein Wölkchen am Firmamente sichtbar. Gestern war der Regen in endlosen Strömen auf die Natur und auf uns Reisende herniedergeflossen. So freute ich mich doppelt des heutigen, köstlichen Reisewetters. Gegen 11 Uhr vormittags, als die Karawanenstraße eine scharfe Krümmung gegen Westen nahm, so daß wir den Ozean nun im Rücken hatten, erhob sich vor uns ganz plötzlich, einer ungeheuren Staubwolke gleich, eine hoch in die Lüfte ragende Masse, die mir völlig den Fernblick versperrte. Noch ehe ich mir über die seltsame Erscheinung selbst ins klare gekommen war, ertönte unter meinen Leuten der Ruf: „Nzige"! — Heuschrecken! Und richtig, schon sah ich die dem Auge rosarot gefärbt erscheinenden Zweiflügler von etwa Daumengröße, zunächst nur vereinzelt, aber schnell in immer größeren Mengen uns umschwirren und am Boden dahinhüpfen, und schließlich befanden wir uns mitten darin, in dem wirbelnden und säuselnden Durcheinander, von unbeschreiblicher Seltsamkeit. Einem dichten, großflockigen Schneefall vergleichbar und doch von ganz verschiedenem Eindruck. Die Myriaden flügelschlagender Insekten umgaben uns nach allen Seiten und Richtungen so dicht, daß selbst die in allernächster Nähe in der Natur befindlichen Gegenstände nur in ganz schleierhaften Umrissen dem Auge sichtbar waren. Selbst der Sonnenball war wie durch Regenwolken gänzlich verhüllt, so daß sich, im schroffen Gegensatze zu der brennenden Hitze der vorausgegangenen Stunden des Tages, eine geradezu wohltuende, schattige Kühle nun ausbreitete. Peinlich, ja ekelhaft, waren der Aufschlag der wildwirbelnden, häßlichen Tiere gegen Gesicht und Hände und der abscheuliche Geruch. Gegen ersteren Übelstand schützte ich mich bald durch den aufgespannten Regenschirm; gegen den schier unerträglich werdenden Gestank aber gab es keine Hilfe! Mit Macht strebten wir nur vorwärts, nicht wenig behindert im Weiterkommen durch den schlüpfrig gewordenen Boden. So ging es mehr als drei Stunden lang. Erst als die Straße größere Höhe erreichte, begann der uns umhüllende eklige Schleier sich zu lichten.

Nun sah ich aber auch die geradezu unglaublich erscheinenden Verwüstungen, welche solch ein gefräßiger Myriaden-Schwarm von Heuschrecken in der Vegetation anzurichten vermag. Gestern noch reiche Ernte bürgende Kulturen, das lebendige Grün des Frühlings tragende Bäume und Gesträuche im Blütenschmuck, und jetzt? Die blanke rote Erde des Laterits am Boden, und über ihm nur kahles Holz. Selbst die sonst im reichen Blattgefieder stolz emporragenden, ihre vollen Kronen im Himmelslicht wiegenden Kokospalmen boten einen erbarmungswürdigen Anblick. Sie glichen gewaltigen, mit dem Stiel in den Boden gesteckten Rutenbesen; denn auch

Digitized by Google

ihre herrlichen Wedel waren, trotz der Härte ihrer Rispen, allen grünen Schmuckes entkleidet. Die ihrer Hoffnungen auf Nahrung beraubten Menschen schauen traurigen Blickes in die heimgesuchte Landschaft. Schlimmer wie Feuer und Wasser hat der Massenfraß der Wanderheuschrecke gehaust, gegen den es keine Hilfe, keine Rettung gibt, der nachwirkt auf viele Monate hinaus, Not, Entbehrung, Hunger, Verzweiflung, elenden Tod und Verbrechen im Gefolge! So lag damals das Land vernichtet auf viele Tagereisen weit ins Innere, ganz Usaramo und Useguha bis hinan an die Ungurund Uluguruberge. Tausende von Menschen fielen später dem Hungertode zum Opfer, denn Vorsorge für schlimme Zeit liegt dem froh in den Tag lebenden Neger fern. Die Regierung half, soweit die geringen zur Verfügung stehenden Geldmittel reichten, auch private Wohltätigkeit unterstützte ihr Tun — alles nur ein kleiner Tropfen auf den heißen Stein.

Mit einem Heere von „Fußgängern" traf der Reisende F. Seiner zusammen, als er nach einer Durchquerung der Kalahariwüste auf dem Wege nach Windhuk war. Er erzählt darüber folgendes („Kolonie und Heimat" 3. Jahrg., Nr. 3):

Mitte Februar 1907 hielt ich mich in Rietfontein-Ost auf. Bei einem nächtlichen Rundgang um die verlassene deutsche Kaserne gewahrte ich, daß an ihrer Nordwestseite am abgeholzten Ufer des dortigen grasigen Bettes und in diesem selbst sich ein nach Millionen zählendes Heer von drei bis vier Wochen alten Fußgängern festgesetzt hatte. Die Fußgänger sind mehr gefürchtet als die ausgewachsenen geflügelten Insekten, da sie in Häuser und Hütten kriechen und Wäsche, Kleider, Nahrungsmittel, Kisten und Betten annagen und fast alles zerfressen. Die Büsche und Pflanzen der Umgebung zeigten sich mit den Fußgängern schwer beladen, die in der Morgenkühle halb erstarrt waren. So weit das Auge reichte, war alles Land nordwestlich der Kaserne von ruhenden Heuschrecken bedeckt. In unabsehbaren Kolonnen, oft mehrere Zoll hoch übereinander, kamen sie knisternd und knackernd heran und erfüllten die ganze Gegend mit üblem Geruche. Links und rechts rasselten sie an der Kaserne vorbei und erkletterten in dichten Schwärmen die Westfront des Baues, begnügten sich aber glücklicherweise, auf den Dächern weiterzulaufen und über die Südwand hinab die Kaserne zu verlassen. Eine dünne Kolonne, die auf niedergebrochenen Dachbalken der Westfront in den Kasernenhof drang, wurde von Buschmännern mit belaubten Zweigen durch ein Tor in das Freie abgeleitet. Kurze Zeit später kreuzte ich in dortiger Gegend in vierstündigem Ritte einen Schwarm brauner Fußgänger, der aus der mittleren Kalahari nach Nordwesten in das Damaraland zog und in dichtgedrängten Massen den Boden bedeckte. Einige Kilometer nach Passierung dieses Schwarmes sattelte ich ab, wurde aber nach einer halben Stunde höchst unangenehm aus dem Mittagsschlummer aufgeschreckt, da weitere Millionen von Fußgängern, die wohl zu dem früheren Schwarme gehörten und auch dessen Wegrichtung einhielten, knisternd und

Digitized by Google

rasselnd vorbeizogen, während Dutzende ermüdeter und hungriger Heuschrecken am Sattelzeug und Kleidern zu fressen begannen, so daß ich zum raschen Verlassen des Platzes und weiterem einstündigen Ritte gezwungen war.

Die Termiten. In der Steppe schauen oft merkwürdige, spitzige, meterhohe Lehmhügel über das Gras. Siehe Taf. 3, Bild 2. Ihre Zahl ist manchmal so groß, daß ganze Landstriche dadurch ihr Gepräge erhalten. Das sind Termitenhügel. Übrigens kommen dieselben nicht etwa nur in Südwestafrika, sondern auch in unseren übrigen afrikanischen Kolonien in Menge vor. Unter dem Hügel führen Gänge und Röhren in die Erde, in denen die Termiten auf und ab steigen. Sie bringen kleine Lehmballen aus der Tiefe, schieben sie mit dem Kopfe in der Röhre herauf und bauen ihren Turm immer höher. Zwei Meter ist die gewöhnliche Höhe; manche Bauten sind aber auch fünf Meter hoch und geben einen guten Ausguck über die Ebene. Einen besonders merkwürdigen Anblick gewährt es, wenn die Termiten ihren Hügel um einen Baum herum erbaut haben, dessen Krone dann wie ein Schirm über dem Baue schwebt. Wer vor einem Termitenbaue steht, merkt nichts davon, welch reges Leben im Innern desselben in den vielen Gängen und Kammern herrscht, die durch Lehmpfeiler kunstreich gestützt sind. In sehr sandigen Gegenden bauen die Termiten nur kleine Hügel, nicht größer als Maulwurfshaufen, aber in ungezählter Menge dicht nebeneinander.

Ameisen sind in einem Hause gewiß sehr ungebetene Gäste, aber viel schrecklichere Eindringlinge sind die Termiten. Sie zerstören alles im Hause, was nicht aus Stein und Eisen ist: alle Balken und Pfosten, Möbel und Kleider, Schuhe, Bücher und Vorräte. Und zwar gehen sie bei ihrem Zerstörungswerke auf eine geradezu raffinierte Weise vor. Sie fressen alles Holzwerk im Innern aus, verschonen aber die Außenfläche, so daß der Pfosten oder Balken ganz gesund erscheint, beim geringsten Anstoße aber plötzlich zusammenbricht. Ein Farmer hatte ein einfaches Schutzdach auf Pfosten errichtet zum Regenschutz für die Rinder. Als er — nachdem die Herde einige Zeit wo anders geweidet hatte — eines Tages zu dem Schutzdache ritt und sein Pferd sich an einem Pfosten rieb, stürzte plötzlich der ganze Bau zusammen. So arbeiten die Termiten. Große Bäume brechen oft, nachdem sie längere Zeit kahl dagestanden

Digitized by Google

haben, schon bei einem geringen Windstoße völlig in sich zusammen. Ursache: Termitenfraß im Innern. Als man auf einer Farm einst eine schwere Kiste wegheben wollte, ging das auffällig leicht: die Termiten hatten den Boden und den gesamten Inhalt gefressen!

Die Bewohner der Termitengegenden machen sich die Hügel der Tiere zunutze, so gut sie können. Schon oft hat ein Farmer die Ziegel zu seinem Hause aus dem Lehm eines einzigen Termitenbaues hergestellt. Andere haben die steinharten Hügel ausgehöhlt und als Backofen eingerichtet. In den Burenkriegen verstanden das auch die englischen Soldaten ausgezeichnet.

Das Amboland. Wer auf einer Fahrt durch unser Schutzgebiet von Süden nach Norden über das gebirgige Land der Hottentotten und der Herero hinweg ist, der hat im Norden eine ungeheure Ebene vor sich, in der Steine eine große Seltenheit sind: das Amboland. Darüber nur ein paar Worte. Es ist hier eine andere Welt wie im übrigen Südwest. Fast die Hälfte des Jahres regnet es täglich; überall bilden sich Seen und Tümpel; das halbe Land steht unter Wasser. Dann aber kommen vollkommen regenlose Monate; die überschwemmten Landstriche trocknen aus, und das Fieber schüttelt zu dieser Zeit die Bewohner. Die Weißen sagen vom Ambolande: „Vier Monate ertrinkt man, vier Monate verdurstet man, aber vier Monate ist gute Zeit." Große Wälder und Steppen wechseln in diesem Lande ab, und auch Palmen — Fächerpalmen — wiegen hier ihre Wedel im Winde. Hirsefelder, deren Halme über einem Reiter zusammenschlagen, umgeben hier die Negerdörfer wie im äquatorialen Afrika. Die Bewohner heißen Ovambo. Innerhalb der deutschen Grenze wohnen ihrer etwa 100 000, also mehr als Hottentotten, Buschmänner, Herero und Bergdamara zusammen. Sie leben vom Ackerbau, nicht von ihren Herden wie die Hottentotten und einst die Herero. Aber die Äcker gehören immer den Häuptlingen, die sie an ihre Leute vergeben. Das Feld wird auch hier nur mit der Hacke bestellt, und wenn der Häuptling jemanden schwer bestrafen will, so entzieht er ihm die

Digitized by Google

Hacke. In guten Jahren haben die Ovambo Feldfrüchte (Hirse, Mais, Bohnen) in Hülle und Fülle. Aber wenn es einmal zu wenig regnet, oder wenn Heuschreckenschwärme die Ernte vernichten, dann ist die Hungersnot sofort in ihrer schrecklichsten Gestalt da; schlimmer als im Süden, wo alles auf Viehzucht gebaut ist. Dann findet man — wie der Missionar Tönjes in der „Kolonialen Rundschau", Jahrg. 1909, erzählt — an allen Wegen die Leichen der Verhungerten. Neben ihnen liegt noch der Korb oder der Sack, mit dem sie sich fortschleppten, um irgendwo Nahrung aufzutreiben. Unzählige Hungernde kommen dann auf die Missionsstationen und stehen, wandelnden Skeletten gleich, vor der Türe des Missionars. Manche lassen sich herbeitragen, um das Mitleid des weißen Mannes zu erregen, der freilich auch nicht alle Hände füllen kann. Der Gouverneur zu Windhuk mußte vor einigen Jahren Mehl zu Hunderten von Zentnern zu den Ovambos senden, um sie nicht ganz verhungern zu lassen.

Eine Fahrt im Ochsenwagen.

Der mächtige Ochsenwagen, dieses „Haus auf Rädern", ist heute noch in ganz Südafrika überall, wo die Eisenbahn noch nicht hingekommen ist, das Hauptverkehrsmittel. Statt einer Beschreibung des Wagens mag die Erzählung eines Farmers hier stehen, der seinem in Deutschland lebenden Bruder eine Fahrt im Ochsenwagen folgendermaßen schilderte:

Vor einigen Wochen erhielt ich die Nachricht, daß die in Hamburg bestellten zwei eisernen Pumpen nebst allem Zubehör auf der Eisenbahnstation zur Abholung bereit lägen. Unsere nächste Station ist 250 Kilometer weit, und man fährt, wenn alles gut geht, sechs Tage bis dahin. Ich hatte gerade einige Säcke Mais, der mir heuer gut geraten ist, und eine Menge Rindshäute daliegen; die konnte ich gleich mit zur Bahn nehmen. Meine Schwarzen freuten sich wie die Kinder, als sie hörten, daß wir wieder mal „trecken" wollten. Montag früh sollte es fortgehen. Der Wagen stand vor der Tür. Ich sah selber nochmals nach, ob wir in den beiden Riesenkisten, die vorn und hinten im Wagen stehen, alles hatten, was wir

Digitized by Google

brauchten. Die Wasserfässer hingen unter dem Wagen. Ich hatte zwölf Ochsen einspannen lassen. Sechs zur Reserve mußten hinterherlaufen, denn man kann nicht wissen, wie es geht. Auch ein paar Schafe kamen in die Nachhut, damit wir frisches Fleisch unterwegs hatten. Ein baumlanger Herero, den ich seit vorigem Jahre habe und der ein großartiger Ochsenreiter ist, saß bereits im Sattel. Er hatte auf die Reserve acht zu geben. Endlich gab ich das Zeichen zur Abfahrt. Jan — mein Bastard, zum Treiber wie geschaffen — schwang seine ungeheure „Swip" über die Rücken der Ochsen; sein Sprößling, ein halbwüchsiger, flinker Bursche, nahm das „Trecktau" in die Hand, das an den Hörnern des vordersten Ochsenpaares befestigt ist, und los ging's. Drei Schwarze, aus dem edlen Geschlechte der Hottentotten, gingen neben dem Wagen her. Man kann bei so einer Fahrt nie Leute genug haben. Ich reichte meiner Frau die Hand — unter vierzehn Tagen durfte sie nicht auf meine Heimkehr warten —, schwang mich in den Sattel und ritt langsam nach.

Nach zwei und einer halben Stunde guter Fahrt machten wir die erste Rast. Der Wagen hielt unter einer mächtigen Akazie, die wie ein Riesenschirm dastand. Die Ochsen wurden ausgespannt und durften sich — paarweise zusammengekoppelt — an dem Grase gütlich tun. Ehe sie sich jedoch über das Gras hermachten, lasen sie die von der Akazie herabgefallenen Schoten auf, die massenhaft umherlagen. Nach einem Stündchen wurde wieder angespannt. Paar um Paar wurden die Ochsen herangeholt: das erste an die Deichsel, die übrigen an die lange Kette, die als Verlängerung der Deichsel bis zum vordersten Paare läuft. Dann geht es weiter. Mit unglaublichem Peitschengeknall und Geschrei waltet Jan seines Amtes. Er ruft jeden Ochsen mit Namen: „Treck, Franzmann!" — „Treck, Rotbak!"—„Treck, Holland!"—„Treck, Schwarzer!" So geht es in einem fort, und wenn das nicht hilft, klatscht die Peitsche auf den Rücken der Tiere. So vergingen wieder zwei Stunden. Die Sonne stieg höher und höher. Der Sand wurde immer heißer. Die Ochsen schnauften und wollten endlich nicht weiter. Sie blieben einfach stehen und hoben immer einen Fuß nach dem andern in dem glühenden Sande. So machten wir denn die große Mittagsrast. Der Wagen fuhr wieder

Digitized by Google

unter einen Schattenbaum, und die Ochsen wurden frei auf die Weide gelassen, ebenso mein Brauner. Die Hottentotten zündeten ein Feuer an, nahmen den Kochkessel, Fleisch und Reis vom Wagen, und nach einiger Zeit brachte mir der Reisekoch mein Essen, worauf sich auch die Schwarzen zu ihrer Mahlzeit setzten.

Ich legte mich dann unter den Wagen, wo der beste Schatten war, und die Schwarzen saßen beieinander, rauchten und plauderten. Hin und wieder sprang einer auf und holte schreiend einen Ochsen zurück, der sich zu weit entfernt hatte. So verbrachten wir die heißeste Zeit des Tages.

Als es kühler wurde, spannten wir wieder an. Der Weg wurde jetzt schlecht. Das Land war mit Tausenden von Klippen übersät und voll Dornbüsche. Die schlimmsten Blöcke waren zwar aus der „Pad" gewälzt, aber die Räder stießen dennoch fortwährend an Steine oder versanken — trotz ihrer unförmlichen Breite — tief in sandige Löcher. So ging es langsam weiter, bis wir an das gefürchtetste Stück unseres „Trecks" kamen: an das Frosch-Rivier. Es hatte zu unserer Verwunderung Wasser. Gestern war es „abgekommen", und heute lief es immer noch. Die trüben, schmutzigen Fluten, mit denen das „Abkommen" beginnt, waren vorüber. Jetzt strömte das Wasser klar und langsam in dem breiten Bette dahin. Da mußten wir durch. Ohne zu zögern, schritten meine „Vorochsen", ein paar prächtige, gut eingefahrene Tiere, das steile Ufer hinab und in das Wasser hinein, das bloß noch einen halben Meter tief war. Paar auf Paar folgte, bis die „Hinterochsen" mit dem Wagen selbst am Ufer waren. Die Hottentotten und der Herero hatten Riemen hinten am Wagen befestigt und hielten ihn mit aller Kraft zurück. Die Deichselochsen, mein bestes Paar, stemmten sich Schritt für Schritt fest ein, und so kamen wir mit dem Ungetüm von Wagen glücklich ohne Umwerfen ins Flußbett hinein. Hier wurde nun erst einmal Halt gemacht, und die durstigen Tiere tranken sich in langen Zügen voll. Nun hieß es, das jenseitige Ufer zu gewinnen. Die Ochsen hielten sich wacker. Der Wagen stand endlich oben. Auch die Reserve machte keine Schwierigkeit. Ein Schaf, das in eine tiefe Stelle geriet und jämmerlich zu blöken begann, wurde von unserem Herero rasch in Sicherheit gebracht. Bevor wir weiter

Digitized by Google

fuhren, machten wir eine kurze Rast. Die Ochsen legten sich gleich in den Jochen nieder.

Es dämmerte schon, als wir aufbrachen. Wir hatten Vollmond und fuhren noch zwei Stunden bei Mondschein. Das macht man hier immer so. Der Mond scheint hier bei der trockenen Luft so hell, daß man dabei lesen kann, und wir brauchten nicht einmal die großen Laternen am Wagen anzuzünden. Der Weg war deutlich zu sehen, und meine Schwarzen kannten ihn ja auch. So stieg ich denn vom Pferde, kletterte in den Wagen und legte mich auf das mit Riemen an der Wagendecke aufgehängte Bett. Das schaukelt wohlig hin und her und läßt einen die Stöße des ungefederten Wagens nicht spüren. Das Schnaufen und Keuchen der Ochsen, das Rufen und Knallen des Treibers, das Knirschen der breiten Räder im Sande, die ganze eintönige Musik der Fahrt versenkte mich bald in tiefen Schlaf. Ich wachte erst auf, als der Wagen hielt. Ich stieg über die vordere Kiste und sah mich um. Wir waren auf weiter, völlig ebener Steppe. Der Wagen stand wieder unter ein paar Bäumen. Die Schwarzen banden soeben die Ochsen los und ließen sie ihrer Wege gehen. Ein Feuer loderte auf. Wir hockten alle darum und warteten auf den Kaffee, den der Koch bereitete. Ein Topf Kaffee und ein Stück Brot mit Rauchfleisch war unsere Abendmahlzeit. Die Schwarzen machten sich dann ihr Lager auf der Erde zurecht. Einer nahm seine wollene Decke und ging den Ochsen nach, um sie zu bewachen. Ich saß noch eine Weile rauchend am Feuer. Es herrschte eine tiefe Stille in der Nacht, eine wahre Wüstenstille. Kein Baum rauschte im Winde. Kein Wasser murmelte. Auch kein Raubtier ließ sich hören. Das Feuer brannte nieder. Es wurde empfindlich kalt, und ich stieg wieder in das Hängebett.

Am andern Morgen war ich sehr zeitig, noch im Finstern, auf. Wir wollten in der Morgenkühle ein tüchtiges Stück Weg zurücklegen. Der Koch kam schon mit einem Arm voll Holz, und während er den Kaffee kochte, holten die übrigen Schwarzen die Tiere herbei. Mein Brauner und die Schafe standen ganz in der Nähe. Die Ochsen aber waren unglaublich weit gegangen, und es verging eine Stunde, bis der letzte da war. Nicht weit von unserem Raſtplatze war in

Digitized by Google

einem kleinen Rivier ein Wasserloch, und dorthin wurden die Ochsen getrieben. Aber der Wasservorrat war so gering, und es sickerte so wenig nach, daß es wieder eine Stunde dauerte, ehe alle getränkt und die Fässer wieder gefüllt waren. Die Sonne war schon überm Horizonte, als sich der Wagen knarrend in Bewegung setzte. Rechts und links vom Wege — d. h. von den tiefen Räderspuren, die den Weg bilden — standen zahlreiche Termitenhügel im Grase, und in der Ferne glühte ein Tafelberg rot in der Morgensonne. Ein Trupp Buschmänner zog quer durch die Steppe. Sie kamen herbeigerannt und bettelten um Tabak. Jan schwang die Peitsche über ihren Köpfen, so daß sie kreischend davonliefen. Verlangend äugten sie nach unseren fetten Schafen. Sie bedauerten offenbar, unser Nachtlager nicht gewußt zu haben; sonst hätten wir sicher jetzt ein Schaf weniger gehabt.

Als wir an diesem Tage nach der Mittagsrast aufbrachen, bogen wir vom Wege ab, um die Ochsen in einer „Pfanne" trinken zu lassen. Ohne Weg fuhren wir zu, zwischen Dornbüschen und unter vielen Akazien hin. Wir kamen an eine weite, flache Mulde. In deren Mitte mußte das Wasser sein. Wir fuhren mitten hindurch, und die Ochsen griffen tüchtig aus, um an das Wasser zu kommen. Aber wir wurden böse enttäuscht. Statt des klaren Wassers trafen wir nur eine ekelhafte Lache, wimmelnd von Fröschen und toten Kaulquappen. So mußten die Ochsen bis zum Abend ohne Wasser gehen. Bei untergehender Sonne kamen wir in steiniger Gegend endlich zu einer anderen Wasserstelle. Sie sah aus wie ein mit Wasser erfüllter Steinbruch. Aber das Wasser stand so tief und die Wände waren so glatt und steil, daß kein Mensch hinabsteigen konnte. Doch es war wenigstens frisches Wasser da. Heraufkriegen würden wir es schon. Und so schlugen wir denn gleich daneben das Nachtlager auf. Die Schwarzen ließen die Eimer an langen Riemen hinab, zogen sie gefüllt herauf und tränkten die ungestüm herbeidrängenden Ochsen. Während wir dann nach dem Essen noch am verglimmenden Feuer saßen, rötete sich in der Ferne der Horizont auf rätselhafte Weise. Immer höher stieg die Röte und breitete sich immer mehr aus. Es war ein Grasbrand. Aber die Luft stand günstig. Wir brauchten keine Sorgen zu haben, daß

Digitized by Google

Kokospalmen, Lagune und Dorf auf dem Jaluit-Atoll (Marschall-Inseln).

Häuser von den Palau-Inseln.

Digitized by Google

Samoaniſche Eingeborenenhäuſer.

Markt in einem Flußbette an der Mauer einer Stadt in Schantung.

Digitized by Google

uns das Feuer einen Besuch abstatten würde, und so gingen wir denn zur Ruhe.

Ich schlief aber doch unruhig und sah mehrmals durch die Wagendecke nach dem Feuer. Es stand unbeweglich in der Ferne. Dabei hörte ich aber das widerwärtige Heulen zweier Hyänen, die es offenbar auf unsere Schafe abgesehen hatten. Ich nahm die Büchse, ging dem Heulen nach und legte mich hinter eine Steinklippe. Als ich das eine Tier wie einen Hund vorüberschleichen sah, drückte ich ab, hatte es aber gefehlt oder nur angeschossen. Doch hatten wir nun wenigstens Ruhe vor dem Gesindel.

Ich will nun nicht von jedem Tage der Fahrt reden. Es brachte zwar jeder etwas Besonderes, aber in der Hauptsache gleicht doch einer dem andern. Der letzte Tag der Hinfahrt, der Sonnabend, war der anstrengendste. Die Reservechsen hatte ich gleich früh mit anspannen lassen. Ich wollte die Station um jeden Preis noch vor Abend erreichen. Wir haben es auch fertig gebracht. Aber als wir endlich auf dem großen Wagenplatze vor dem „Hotel zum Deutschen Kaiser" hielten, da warfen sich drei Ochsen kraftlos nieder und waren durch nichts zu bewegen, wieder aufzustehen. Am andern Morgen sah ich sie aber doch mit den anderen auf die Weide gehen.

Die Heimfahrt verlief auch glücklich. Meine Frau war wie immer in tausend Ängsten um mich gewesen. Sie kommt aber mit den Schwarzen sehr gut aus und könnte eine Farm ganz allein bewirtschaften. Die neuen Pumpen habe ich bereits eingesetzt. Sie arbeiten wunderbar und sind auf 100 Kilometer im Umkreise das größte Weltwunder!

Die Hottentotten. Ein Land wie Deutsch-Südwestafrika konnte von jeher nur wenig Eingeborene ernähren. Darum gibt es hier kein solches Völkergewimmel wie in Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo. Es wohnen nur fünf Völker im Schutzgebiete: die Hottentotten im Süden, die Herero und die Bergdamara in der Mitte, die Ovambo im Norden und die Buschmänner, die überall in die ärmsten Striche gedrängt worden sind, in der Kalahari und in anderen Sandfeldern.

Die Volkszahlen sind alle nur gering. Ovambos wohnen etwa

Digitized by Google

100 000 im Schutzgebiete, Damara etwa 35 000, Herero 18 000, Hottentotten 7000, Buschmänner 6000, und dann gibt es noch ein paar Tausend sog. Bastards (Halbweiße, Mischlinge zwischen Weißen und Hottentotten).

Von den Hereros sind im großen Hererokriege mehr als die Hälfte umgekommen. Sie haben seitdem aufgehört, ein selbständiges Volk mit Häuptlingen zu sein. Ihre einst ungeheuren Rinderherden sind auch dahin; teils sind sie durch eine Rinderpest, teils durch den Krieg zugrunde gegangen. Das stolze Hirtenleben der Hereros hat damit sein Ende erreicht. Die Reste des Volkes sind zersprengt und müssen an den Orten wohnen, die ihnen von der Verwaltung zugewiesen worden sind. Die höchst originelle alte Tracht der Hererofrauen und so manche andere Volkseigentümlichkeit sind auch verschwunden, und es lohnt hier nicht, näher darauf einzugehen.

Das Hottentottenvolk dagegen hat trotz vieler Kriege mit den Weißen keinen so furchtbaren Zusammenbruch erfahren. Der Name „Hottentotten" ist ihnen von den Buren gegeben worden und bedeutet „Stotterer"; denn ihre Sprache hat eine Menge wunderlicher Schnalzlaute, wie sie in keiner afrikanischen Sprache sonst vorkommen. Die Hottentotten führen zumeist noch ihr altgewohntes Leben und gliedern sich auch noch in einige besondere Stämme mit Häuptlingen. Da gibt es z. B. die Rote Nation, die Bondelzwarts, die Witbois, die Topnaars und wie sie alle heißen. Von ihnen sei im folgenden einiges erzählt.

Ein Besuch in einem Hottentottenkraale.

Ein Reisender, der sich mit einem Freunde zu Forschungszwecken in einer Hottentottengegend aufhielt, erzählt: Wir trafen nachmittags einen Trupp Hottentotten, die soeben ihr Vieh an der Wasserstelle im Rivier getränkt hatten und nun heimzogen. Wir schlossen uns ihnen an. Es waren Leute der Roten Nation. Wer da meint, die Hottentotten sehen aus wie „Wilde", der irrt sich. Sie gingen alle in europäischen Kleidern, hatten sehr solide Schuhe an, und jeder trug seine Büchse

Digitized by Google

überm Rücken. Mit Bogen, vergifteten Pfeilen, Wurfspieß und Keule fällt es schon lange keinem mehr ein, auszugehen. Nach zweistündigem Marsch hatten wir den Kraal vor uns. Es standen zwanzig halbkugelige Hütten im Kreise um einen freien Platz. Um das ganze Dorf war eine hohe, dichte Dornenhecke errichtet, durch die kein Leopard oder Schakal hindurchzukriechen vermag. Wer einmal die langen Hakendornen am Leibe gespürt hat, weiß, daß damit nicht zu spaßen ist. Auf der einen Seite des freien Platzes inmitten des Kraales trieb sich schon eine Menge Kleinvieh umher. Die andere Hälfte des Platzes war für die Rinderherde bestimmt. Durch eine niedrige Hecke waren beide voneinander getrennt. Frauen standen vor den „Pontoks" — so heißen die Hütten. Sie hatten baumwollene Röcke und Jacken am Leibe und ein buntes Tuch um den Kopf und sahen aus wie polnische Landarbeiterinnen. Auf der Erde saßen Knaben im Kreise und machten ein Spiel. Was es war, konnte ich nicht erkennen. Wir hatten mit dem einen Hottentotten verabredet, daß wir in seiner Hütte schlafen wollten, und er führte uns in seine Behausung. Es war darin so übel nicht. Die Tür war wenigstens so hoch, daß man nicht auf allen vieren hineinkriechen mußte. Der Boden der Hütte war nach der Mitte zu ein wenig vertieft. Drei Steine lagen da, zwischen denen das Feuer brannte, und auf den Steinen stand der Kessel. Darin kochte die Frau eine Menge Knollen, die sie mit den Kindern tagsüber im Felde gesammelt hatte. An einem Stangengerüst hingen ein paar Kleidungsstücke, weiche Rinderhäute, einige Stücke gedörrtes Fleisch und ein bißchen Hausrat, und der Herr Hottentott hing die Büchse auch daran. Nach einem Stuhle sahen wir uns allerdings vergeblich um, desgleichen nach einem Tische. Der Rauch trieb sich in der Hütte umher und biß uns entsetzlich in die Augen. Als unser Wirt sah, daß uns das sehr belästigte, schob er einfach eine der Binsenmatten, mit denen die ganze Hütte bedeckt war, auf die Seite, und es entstand ein Luftzug, der den Rauch etwas hinaustrieb. Es blieb zwar noch genug darin, aber man gewöhnt sich schließlich an alles. Mit den verschiebbaren Matten der Pontoks ist es eine schöne Sache. Wenn der Wind zu heftig auf die Türe bläst, so wird sie kurzerhand geschlossen, und es wird auf einer anderen Seite eine Türöffnung hergestellt.

Digitized by Google

Zum Essen kauerte sich die ganze Familie um den Kessel, und die Frau teilte aus. Sie kommandierte überhaupt viel unter ihren Leuten herum. Niemand widersprach ihr. Die Hottentottenfrau ist die Herrin im Hause. Als die Schlafenszeit kam, wurde die hübsche Matte, die den ganzen Tag über der Tür zusammengerollt hing, heruntergelassen, und damit war die Hütte „verschlossen". Dann gingen die Leute hinter eine Mattenwand, die bis in die Mitte der Hütte reichte, wickelten sich in soundsoviele Rinderhäute und legten sich auf den Boden. Ein Bett gibt es nicht. Wir konnten es uns beim Feuer bequem machen.

Wir hatten mehrere Tage in der Gegend zu tun, und da uns unsere Schlafstelle im Kraale immer noch besser gefiel als das Liegen draußen im kalten Zelte, so blieben wir die ganze Zeit über in der Hütte des Hottentotten. Als eines Tages der Wind besonders heftig über die weite Steppe pfiff und den ganzen Kraal in Staubwolken hüllte, spannten die Hottentotten flink Seile über ihre Hütten hinweg, damit sie nicht vom Sturme weggeweht würden. Unser Wirt kam uns immer mit der gleichen Gastfreundschaft entgegen. Gastfreundlich sind die Hottentotten alle im höchsten Maße, allerdings erwarten sie auch, daß man sich erkenntlich zeigt. So schenkten wir ihm neben anderen Dingen auch hin und wieder eine Rolle Tabak, mit der wir jedesmal bei ihm und seiner Frau die größte Freude erregten. Tabak und Schnaps, dafür ist der Hottentotte zu allem bereit; dafür gibt er alles hin, Ochsen, Schafe, Ziegen und alles, was sein ist. Wie mancher ist jetzt als Knecht im Dienste eines Weißen, der einst seine Hütte im Kraale und seine zwanzig Rinder in der Herde hatte!

Eines Tages aber nahm unser Quartier im Kraale ohne unseren Willen ein Ende. Die Futterplätze in der Umgegend waren abgeweidet; die Wasserstelle gab auch nichts mehr her, und die Hottentotten mußten sich eine neue Weide suchen. Ein paar Kundschafter hatten etwas Passendes gefunden, und so ging es denn ans Abbrechen der Hütten. Die Frauen rollten die Matten zusammen, und die Männer zogen die Stangen aus der Erde. Beides samt den Vorräten und dem Hausrate wurde den Tragochsen aufgepackt. Die Frauen setzten sich mit den kleinsten Kindern auf die Reitochsen,

Digitized by Google

nahmen ein paar lederne Wasserſäcke mit, und unter Lärmen und Peitſchenknallen ging der Nomadenzug fort. Wir ſchenkten unſeren Wirtsleuten noch ein paar Rollen Tabak und blickten mit Bedauern auf die leeren Hüttenplätze innerhalb der verlaſſenen Dornenhecke.

Das Leben der Buſchmänner in der Jetztzeit.

Betrachten wir einmal das Leben und Treiben einer Horde näher! Die erſten ſtarken Regen ſind gefallen, die Trockenzeit hat ein Ende, der Dezember ſteht vor der Tür. Da rüſten ſich die Buſchmänner zur Reiſe ins Sandfeld. Die Männer in vollem Waffenſchmuck, die Frauen mit Bündeln, die ihre Hausgeräte, Mörſer, Stößel, Schalen und ſonſtigen Gebrauchsgegenſtände und Habſeligkeiten, in Felle eingeſchnürt, enthalten. Einzelne und mehrere Familien in einer Stärke von hundert und mehr Köpfen ziehen nun hinaus in die Steppe. Der Weg iſt weit, mehrere Tage, ja Wochen weit. Hier ſchwenkt dieſe, dort jene Familie ab. Man lebt unterwegs von der Jagd und dem, was man auf dem Marſch an eßbaren Gegenſtänden findet. Endlich iſt das Ziel erreicht, das Jagdgebiet, in dem man ſich den größten Teil des Jahres aufhalten will. Ein Lagerplatz wird bezogen und ein Feuer angezündet. Hat man kein brennendes Holzſcheit mitgenommen, ſo macht eine Frau oder ein Mann Feuer mit den Feuerſtöcken, die verſchiedene Härte beſitzen. Der weichere liegt auf der Erde, und man ſetzt einen Fuß auf ihn; der andere, harte, wird ſenkrecht auf das eine Ende des vorigen geſetzt und mit den flachen Händen gequirlt. Es entſteht ein feines Bohrmehl, das zu kohlen und zu ſchwelen beginnt. Durch Anpuſten ſucht ein zweiter Mann Glut zu entfachen und trockenes Gras in Brand zu ſetzen. In 1 bis 3 Minuten hat man Feuer. Während man auf der Reiſe ohne jede Hütte ſchläft oder höchſtens einige Äſte eines Buſches zuſammenbindet, Felle oder Grasbüſchel herüberlegt und ſo ein Schutzdach gegen Regen ſchafft, baut man in ſtändigen Lagerplätzen Windſchirme. Siehe Taf. 9, Bild 2. Ein ſolcher Schirm beſteht aus gebogenen, in die Erde geſteckten Stöcken, wird mit Gras bedeckt, und Dorngeſtrüpp wird zum Schutz herumgelegt.

Digitized by Google

Vor dem Schirm liegt eine Feuerstelle. Ein solches, aus einem Dutzend Schirmen bestehendes Lager wird also wieder bezogen, die Schirme ausgebessert oder neu gebaut. Es liegt im Busch des Sandfeldes, abseits von jedem Wasser. In der Nähe des Wassers wären die Buschmänner nicht so sicher vor ihren Unterdrückern, den Negern und Hottentotten. Die aufgehende Sonne findet das Lager schon in voller Tätigkeit. Fröstelnd hocken die Männer um das Feuer, in die Ledermäntel gehüllt. Einer hält eine auf einen Stock gespießte Keule einer Antilope — eine Beute des vorigen Tages — ins Feuer, schweigend sehen die übrigen zu. Außen schwarz verbrannt, im Innern aber noch halb roh und blutend, wird das Fleisch mit Fingern und Messern in Stücke zerrissen und gierig verschlungen. Der Knochen wird aufgeschlagen, das Mark verzehrt. Jetzt noch ein Schluck Wasser aus einem Straußenei, die Tasche mit Bogen und Köcher wird umgehängt, und fertig ist man zum Aufbruch. Jedem ist vom Häuptling seine Arbeit für den Tag zuerteilt. Diese Frauen holen Wasser, jene Holz, jene sammeln Wurzeln, Früchte und was ihnen sonst in den Weg kommt. Wir wollen den Häuptling begleiten, der mit einigen Leuten sein Gebiet nach der langen Abwesenheit überschauen will. Wir brechen auf. Die kleinen, dünnen, gelbbraunen, schmutzigen Kerlchen schwärmen aus wie Schützen. Schnellen Schrittes, halb laufend, mit ihren einwärts gestellten Füßen watschelnd, gleiten sie dahin, Grasstauden und Büsche umgehend. Rastlos schweift das Auge umher, unablässig suchend, beobachtend. Daher kommt wohl der unstete, scheue Blick des Buschmanns. In einem Busch windet sich eine kleine, schmalblättrige Pflanze mit gelblichen Blüten. Schnell kniet ein Buschmann nieder, gräbt mit Hand und Spatenstock ein handtiefes Loch und holt eine der Kartoffel gleiche Knolle hervor. Sie wandert in die Ledertasche, und weiter geht's. Hier bückt sich einer nach einem fußhohen Büschel. Grinsend lockert er den Boden auf, vorsichtig räumt er mit der Hand den Sand fort. Da kommt eine schwarze, kindskopfgroße Knolle zum Vorschein. Mit den Händen wird sie ausgegraben, ein Ruf lockt die Gefährten herbei. Es ist die leckerste Knolle des Sandfeldes. Mit dem Spatenstock zerteilt man sie in Stücke; weißer, milchiger Saft quillt heraus, und mit Schmatzen

Digitized by Google

und Schnalzen verzehrt jeder die saftige, kühle, erfrischende Kost. Wer diese Knolle hat, braucht kein Wasser; sie erquickt mehr als ein Trunk. Die Sonne brennt schon heiß herab, und unseren Freunden ist der Fund zu gönnen. Hier kriecht eine Schildkröte. Zappelnd sucht sie zu entkommen. Ein Schlag auf den Kopf, und sie verschwindet im Sack. Prüfend mustert man die Pflanzen am Boden. Da kriechen sie, die langen Ranken mit Kürbisblättern und großen gelben Blüten. Das sind die Melonen, auf die der Buschmann seine ganze Hoffnung setzt. Mißraten sie, so kommt er in Not und Elend; dann muß er frühzeitig zum Wasser zurück oder bei Nachbarn betteln gehen, die mehr Glück gehabt haben wie er. Hier bildet eine Windenpflanze einen dichten Rasen. Darauf lebt ein Leckerbissen besonderer Art. Richtig, da kriechen sie umher, fingerlange, gehörnte Schwärmerraupen. Eifrig werden sie gesammelt und der Kopf zerquetscht. Wie aber soll man das weiche Tier transportieren? Der Buschmann ist nicht in Verlegenheit. Auf eine Lage Gras legt er die Raupen, bedeckt sie mit einer zweiten Graslage, wickelt Faststreifen um das Grasbündel, und so verschwindet es in dem Ledersack.

Der Busch wird dicht. Dort steht ein hoher, weißer Termitenbau aus Kalkerde, die die Tiere aus der Erde geholt haben. Ein hoher Baum mit schwarzgrünem Laubdach beschattet ihn. An seinem Fuß, aber noch auf dem Haufen selbst, stehen große, weiße Hutpilze. Diese sind eßbar, selbst in rohem Zustande, und so sehen wir denn die Buschmänner, jeden mit einem weißen Pilz in der Hand, eifrig beschäftigt, den großen Hut am Rande entlang abzuknabbern — ein höchst komisches Bild.

Der dichte Busch wird durchquert, wir stehen an einer „Vley", einer runden, etwa 100 Meter Durchmesser besitzenden, kahlen, pfannenförmigen Vertiefung im Sande, die einen kleinen Teich enthält. Die Buschmänner eilen zum Wasser herab, Ledersack mit Köcher und Bogen werden abgelegt, man stillt den Durst. Es ist gerade die heißeste Zeit am Tage, und glühend brennt die Sonne. Der Buschmann trinkt stehend. Halb gebückt wirft er mit der rechten Hand in schnellen Schlägen das Wasser in den Mund hinein. Die Vley hier ist durch Regen frisch gefüllt, das Wasser süß und rein.

Digitized by Google

Oft genug steht aber auch der Buschmann vor einer ausgetrockneten Schlammpfütze, die von Kaulquappen, Wasserkäfern, Fliegen und Mückenlarven wimmelt. Ein solcher Trunk ist selbst ihm zu eklig. Aber er weiß sich zu helfen. Er macht sich ein Polster aus Grashalmen, legt dasselbe aufs Wasser, drückt es etwas nieder und trinkt das durchquellende, filtrierte Wasser, das nun von Larven und Käfern frei ist.

Der Marsch geht nun weiter. Mehrere Regenwasserpfannen werden passiert; aus jeder wird gewissenhaft, auch ohne Durst, getrunken. Während des Marsches werden inzwischen beständig Wurzeln und Früchte gesammelt; bald bückt sich dieser, bald jener nieder. Diese Frucht wird gleich gegessen, jene Knolle im Sack verwahrt. Plötzlich ertönen dumpfe Laute, ähnlich dem Brüllen einer Kuh. Sie scheinen aus der Ferne zu kommen, und doch sind sie nahe. Die Buschmänner geraten in Bewegung. Dichter Busch, wie er die Vley zu umgeben pflegt, liegt vor ihnen. Im Busch werden die Sachen abgelegt, dann geht's zur Pfanne, von der die Laute herkommen. Dort ragt etwas aus dem Wasser heraus, dort noch mehr, dunkle Körper, die hin und her schwimmen, eine Schar Ochsenfrösche. Blitzschnell eilen die Männer hinab, und nun entsteht ein wildes Getümmel. Hinab tauchen die Frösche und suchen sich im Schlamm zu verstecken, doch die Buschmänner stürzen hinein in das Wasser, das knietief ist, greifen und tasten umher. Da hilft kein Zappeln und Beißen, er muß heraus. Ein Hieb mit dem Spatenstock über den Kopf, und das betäubte Tier fliegt auf den Sand. So geht die Jagd weiter. Ein spaßhafter Anblick, diese nackten, braunen, dünnen Kerlchen, wie sie schreiend herumspringen und hopsen, sich bücken und greifen. Der Eifer erlahmt, die Jagd ist aus. Elf der Tiere liegen da, der Rest hat sich in die Tiefe des Schlammes gerettet. Unsere Buschmänner sind nun eifrig beschäftigt, die Ochsenfrösche weidgerecht auszunehmen. Dann werden die Frösche auf einen zugespitzten Stock gesteckt, und so hängen sie da, einer hinter dem anderen mit aufgerissenem Mund und gestreckten Beinen. Mit dieser wunderlichen Last auf dem Rücken geht es weiter. Der Busch wird verlassen. Eine grasige Lichtung folgt. Alles hält. Dort, was ist das, auf der anderen Seite der Grasfläche hinter einem Baume?

Digitized by Google

Es bewegt sich! Ein Kopf? Ein Kopf mit Hörnern? „Gnabe! Gnabe!“ ertönt's von den Lippen der starr dastehenden Beobachter. Giraffen! Da kommen sie schon hervor, sie haben die Nähe ihrer Feinde gewittert. Mit langen, schwankenden Sätzen, den Hals pendelartig nach vorwärts bewegend, laufen sie davon, schwerfällig und scheinbar langsam, in Wirklichkeit aber sehr schnell. Sie verschwinden im Buschwald, fort sind sie. Aber kaum haben sich die Buschmänner wieder in Bewegung gesetzt, da erschallt plötzlich lautes Bellen. Trapp, trapp, trapp! Dumpf ertönt die Erde ganz in unserer Nähe. Pfeilschnell schießt ein Steinböckchen an uns vorbei, kaum hundert Schritt entfernt, und gleich darauf erscheint eine bellende Meute wilder Hyänenhunde. Mit langen Sätzen rasen sie hinter dem gehetzten Tiere her. Ein Ruck, und die Sachen liegen unten. Mit lautem Geschrei, wie Besessene, stürzen die nackten, dunklen Gestalten unbewaffnet hinterdrein. Was ist los? Was wollen sie? Abermals folgen wir. Das Bellen ist verstummt, dort stehen keuchend die Buschmänner, ein fleischloser Lauf des Steinböckchens ist der ganze Rest. Sie kamen trotz aller Eile zu spät, die Beute war bereits geteilt und die Räuber mit ihr entflohen. Lachend kehrt man zurück. Schnelleren Schrittes eilt man nun nach Hause. Ohne zu halten, passiert man eine gewaltige Schar hüpfender „Footganger“, d. h. junger Heuschrecken. Aber man merkt sich die Stelle; am nächsten Tage sollen die Kinder ausziehen, sie zu fangen. Das Fangen ist nicht ganz so leicht, wie man es sich vielleicht denkt. Man schlägt mit belaubten Ästen in die dichten Massen und liest schnell die getroffenen, zappelnden Tiere auf.

Plötzlich öffnet sich der Busch. Man steht vor einer großen, rundlichen, weißen Fläche, einer „Brackpfanne“. Der Boden ist ganz von Salzen bedeckt, die das Wild leidenschaftlich gern ableckt. Daher sind denn die Brackpfannen der Lieblingsaufenthalt zahlreicher Tiere. Unsere Pfanne ist leer; das Wild weidet jetzt wohl im Feld, wird aber in der Nacht „bracken“ kommen. Es muß zahlreich sein, denn Tausende von Spuren sind in den weichen Schlammboden eingedrückt. Leicht kenntlich sind die gewaltigen Hufe der Giraffen und auch die seltsame Spur des zweizehigen Straußes.

Die Buschmänner interessiert nur der Strauß. Seiner Spur

Digitized by Google

folgen sie, obwohl die Sonne schon recht tief steht und der Buschmann nur ungern die Nacht marschiert. Sie haben dieses Mal Glück. Bald hinter der Pfanne wird der Vogel sichtbar. Aufmerksam lugt er mit gestrecktem Hals hinter einem Busch hervor. Er entflieht, man folgt ihm; er bleibt stehen, läuft weiter, aber nicht auf und davon, sondern im Bogen zurück, kurz, er bleibt trotz der folgenden Buschmänner in der Nähe. Diese wissen genug. Ein Nest mit Eiern ist sicher nicht weit. Am nächsten Tage soll gesucht werden. Nun eilen unsere Buschmänner direkt dem Lager zu, das sie bereits nach Sonnenuntergang, in voller Dunkelheit, erreichen. Ungern nur wandert der Buschmann nachts. Auch ohne Gespensterglauben ist das verständlich jedem, der einmal in voller Dunkelheit durch die Steppe gelaufen ist. Die kleinen, niedrigen Dornbüsche sind im Dunkeln unsichtbar. Fortwährend läuft man in sie hinein und reißt sich die Beine blutig. Das Lager gerät bei der Ankunft unserer Freunde in Bewegung. Die Säcke werden abgelegt und entleert. Da kommt nun die Ernte des Tages zum Vorschein: Wurzeln, Knollen, Früchte, Raupen, Nashornvögel, Ochsenfrösche, Heuschrecken, selbst Schlangen und Eidechsen. Holz und Wasser haben die Frauen besorgt. Das Wasser holt man in Straußeneierschalen. Die Beute wird verteilt, man geht an die Zubereitung des Mahles. Kochen ist ungewöhnlich, da es meist an Töpfen fehlt. Kohlen und heiße Asche werden zum Braten benutzt. Hier wird ein Ochsenfrosch mit der Haut auf heißen Kohlen geröstet. Er schmeckt wie Hühnerfleisch. Daneben liegen in heißer Asche die Raupen zusammen mit Heuschrecken, verschiedenen Knollen und Wurzeln. Das Mahl ist fertig. Schmatzend, die Finger leckend wie Affen, sitzen sie um das Feuer herum, gierig schlingend, und was für Mengen! Nach dem Essen bleiben sie noch zusammen, sich von den Erlebnissen des Tages unterhaltend, während das junge Volk singend und tanzend, lachend und mit den Händen klatschend, einen betäubenden Lärm verübt. Bis spät in die Nacht hinein dauert die Lustbarkeit. Aber der Himmel selbst bereitet dem Spiel ein jähes Ende. Er überzieht sich schwarz, plötzlich setzt ein furchtbarer Sturm ein, und gleich darauf prasselt der Regen hernieder. Und was für ein Regen! Alles stiebt auseinander und sucht hinter den Win-

Digitized by Google

schirmen Schutz. Das Feuer facht man noch schnell durch aufgeworfenes Holz an, dann kriecht man unter den Ledermantel und läßt Sturm und Regen über sich ergehen. Der Regen strömt stundenlang hernieder. Ihm kann kein Feuer widerstehen. Der letzte Funke von Glut erlöscht, und zitternd vor Frost liegen alle zusammengedrängt auf nasser Erde unter nassem Mantel, Männer, Frauen, Kinder, Säuglinge — sie, die eben noch in ausgelassenem Übermut herumsprangen, lachten und scherzten. Wohl ihnen, wenn am nächsten Morgen die Sonne wieder scheint und unter ihren wärmenden Strahlen neues Leben in die erstarrten Glieder strömt. Denn mit dem neuen Morgen beginnt auch der Kampf ums Dasein von neuem. (Gekürzt nach einer Schilderung in Prof. S. Passarges Abhandlung: „Die Buschmänner der Kalahari". Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, 18. Band, Mittler u. Sohn, Berlin 1905.)

Anmerkung. Gegenwärtig machen die Buschmänner dadurch von sich reden, daß sie den Farmern Vieh stehlen. So trieb eine Horde kürzlich eine ganze Rinderherde von 150 Stück fort, die ihnen aber bis auf eine bereits geschlachtete Kuh wieder abgenommen wurde.

Deutsch-Südwestafrika, ein Farmerland. Südwest ist die einzige deutsche Kolonie in Afrika, in der der Weiße überall — mit Ausnahme des Ambolandes — im Freien arbeiten kann wie daheim im Vaterlande. Es leben auch bereits 1035 Farmer in der Kolonie. Sie bewirtschaften zwar ihre Farmen fast alle mit Hilfe schwarzer Arbeiter; aber das Klima hindert nicht, daß der Weiße auch selbst mit zugreift. Südwest ist — soweit es nicht völlig unfruchtbar ist — kein Ackerbau-, sondern ein Weideland. Die Farmen sind alle Viehfarmen. Der Ansiedler kann nur dadurch vom südwestafrikanischen Boden leben, daß er das Gras von dem Vieh abweiden läßt und das Vieh dann zum Schlachten verkauft oder die Häute und Felle in Geld umsetzt. Die Haupteinnahme bringen ihm immer die Schlachtrinder. Das Gras ist das bekannte Steppengras. Das wächst nicht so dicht wie deutsches Gras; die Büschel stehen so weit auseinander, daß das fressende Tier immer einen oder mehrere Schritte machen muß, um von einem Büschel zum andern zu kommen. Eine südwestafrikanische Weide gibt somit — wie Rohrbach ausführt — bei weitem nicht soviel her wie eine deutsche. Auch muß

Digitized by Google

die afrikanische Weide das Vieh das ganze Jahr hindurch ernähren. Ein Füttern im Stalle gibt es nicht. Es ist demnach für ein Stück Vieh, z. B. für eine Kuh, eine viel größere Fläche Land nötig als in Deutschland. Ein Farmer muß aber mindestens 40 Rinder und 400 Stück Kleinvieh haben, um leben zu können. Die Farmen müssen deshalb sehr groß sein, und sie sind es auch. Das Land ist auch billig zu haben. Aber eine Farm gut einzurichten, das ist nicht billig. Um schöne Wohnhäuser machen sich die Ansiedler die wenigsten Sorgen. Siehe Taf. 10, Bild 1. Das Geld ist nötiger für den Ankauf von Weide- und Zugvieh, Wagen und Wirtschaftsgeräten, für solide Zäune und besonders für gute Wasseranlagen zu gebrauchen. Von den Wasseranlagen hängt des Farmers Wohl und Wehe am meisten ab. Er kann sich das Wasser auf verschiedene Weise verschaffen: durch einfache Wasserlöcher, durch Brunnen mit Pumpen oder auch durch sog. Staudämme in den Rivieren. Siehe Taf. 20, Bild 2. Die letzteren sind für große Farmen die besten Anlagen; sie kosten freilich auch viel Geld. Es ist ein harter Kampf ums Dasein, den der Farmer in Südwest führt. Er ist immer von feindlichen Gewalten bedroht. Da bleibt einmal der wenige Regen, auf den er rechnen muß, auch noch aus, so daß sich die Weide nicht erneuert und die Wasseranlagen versagen. Oder ein Heuschreckenschwarm frißt seine Weide kahl. Oder eine Viehseuche bricht in seiner Herde aus. Oder die Eingeborenen, besonders die Buschmänner, stehlen ihm Vieh. Der Ungunst des Klimas ist der Farmer am meisten im Süden des Landes ausgesetzt. Hier ist das Land durchweg weniger wert als im Norden, und die Farmen des Südens müssen sehr groß bemessen sein, wenn der Farmer bestehen soll.

Wie ein deutscher Bauernsohn ein südwestafrikanischer Farmer wurde.

Franz Hug war Reiter bei der Schutztruppe in Südwest und stand auf Posten in Okahandja. Er kannte jedes Eingeborenendorf und jede Farm der ganzen Umgebung. Die Farmen waren noch sehr dünn gesät im Lande. Er sah, daß es ein hartes Leben war, das die Farmer führten; aber er beneidete sie doch. Wie die Könige

Digitized by Google

saßen sie auf ihren riesigen Gütern. Jeder einzelne besaß mehr Land als alle Bauern seines westfälischen Heimatdorfes zusammen. Es nagte an seiner Seele, daß er selbst, der vierte Sohn seiner Eltern, nie einen Bauernhof sein eigen nennen würde! Sein ältester Bruder regierte längst auf dem väterlichen Hofe. Auch seine Braut Marie, ein Bauernkind wie er, konnte ihm keinen Hof zubringen, denn auch ihr elterlicher Hof war in den Händen eines älteren Bruders. Und doch war es seine stärkste Sehnsucht, auf eigenem Grund und Boden zu sitzen. So fragte er denn eines Tages bei seiner Braut an, ob sie mit nach Afrika kommen und eine Farmersfrau werden wollte. Ein Vierteljahr später traf ihr Ja ein. Sofort ging er zum Bezirkshauptmann und erkundigte sich nach einer Farm. Reichlich zwei Tagereisen von Okahandja war noch eine frei, die ihm gefiel. 5000 Hektar war sie groß — ein ungeheures Stück Land in seinen Augen! — und nur 5000 Mark sollte sie kosten. Von seinem und seiner Marie Erbteil würde er den Kaufpreis bezahlen und auch noch 10 000 Mark zur Einrichtung der Farm übrigbehalten. So reiste er denn, als seine Militärzeit bald danach zu Ende war, frohgemut heim, machte Hochzeit und fuhr mit seiner jungen Frau und mit vielen Kisten und Kästen wieder nach Südwest. In Okahandja an der Windhuker Eisenbahn stiegen die beiden Kinder der roten Erde aus. Hier sind Kaufläden und Geschäfte aller Art, und es galt nun, alles einzukaufen, was für den Anfang nötig war. Ein Ochsenwagen, den Hug vor seiner Heimreise bestellt hatte, stand fertig, schön blau angestrichen, da. Desgleichen standen bei einem Viehhändler sechs Paar Zugochsen und ein Reitpferd für ihn bereit, und vierzig Stück Rinder, die den Grundstock seiner Herde bilden sollten, wählte er sich noch aus. In acht Tagen sollte ihm der Händler das Vieh nachsenden. Nun wurden noch Ochsengeschirre, Wirtschaftsgeräte, Handwerkszeug, Bretter, Nägel, Petroleum, Lebensmittel auf lange Zeit u. dgl. m. gekauft. Das alles riß ein mächtiges Loch in den Beutel. Es gelang ihm auch, drei Schwarze anzuwerben, und dann fuhren sie ab. Diese Fahrt im Ochsenwagen gab der jungen Frau den richtigen Vorgeschmack des afrikanischen Lebens! Am dritten Tage erreichten sie ihre Farm. Sie war eine vollkommene Wildnis: Gras, Dornbüsche, einzelne Bäume, Fels-

Digitized by Google

klippen, Termitenhaufen, soweit das Auge reichte! Nirgends eine Spur der Menschenhand. Ein Rivier zog sich mitten hindurch, und Hug wußte, daß dieser breite, öde Sandstreifen doch die Lebensader seiner Farm werden würde. Denn wenn auch manchmal Jahre vergingen, ehe das Rivier einmal wie ein wirklicher Fluß dahinströmte, so führte es doch in der Tiefe immer reichlich Wasser. Am Rivier sollte später das Wohnhaus erstehen. Hier wurde ausgespannt. Die Ochsen wurden auf die Weide gelassen. Ein Schwarzer übernahm die Nachtwache bei ihnen. Hug und die beiden anderen Schwarzen schlugen ein Zelt auf, das für den Anfang die Wohnung der Farmersleute sein sollte. Die Schwarzen schliefen die erste Nacht im Freien und bauten sich dann eine Hütte nach Landesbrauch, einen „Pontok". Als Hug und seine Frau am ersten Morgen aus dem Zelte traten, hockten bereits zahlreiche Eingeborene aus dem mehr als eine Stunde entfernten Dorfe in einiger Entfernung um das Zelt, um die Ankömmlinge neugierig zu betrachten. Während Marie im Freien den Kaffee kochte, dingte Franz gleich einige der Neugierigen für die Arbeiten, die es nun in Hülle und Fülle gab. Da er reichlich Tabak, Rosinen und Zucker austeilte, fand er schnell einige Arbeitswillige. Das erste, was sie nun taten, war, daß sie ein Wasserloch im Rivier gruben. Man brauchte gar nicht tief zu graben, als „die Pütz" schon voll Wasser lief, das gar nicht so übel schmeckte. Dann gingen sie daran, zwei Viehkraale zu bauen, den einen für die Rinder, den andern für das Kleinvieh, das Hug sobald als möglich anschaffen wollte. Sie schlugen massenhaft Dornbüsche in der Nähe ab, schleppten sie herbei und schichteten sie zu zwei kreisförmigen Hecken auf, so dicht, daß kein Schakal hindurchkriechen, und so hoch, daß kein Leopard darüber hinwegspringen konnte. Sobald die Kraale fertig waren, ging Hug in das Eingeborenendorf und kaufte so viel Schafe und Ziegen ein, als man ihm nur immer abließ; auch brachte er zwei junge Negerköter mit. Als die kleine Herde zum ersten Male blökend und meckernd den Kraal füllte, da erschien auch der guten Frau Marie das wilde, dornige, steinige Land zum ersten Male nicht mehr ganz so fürchterlich wie bisher. Nun hatte sie früh, wenn die Tiere hinausgelassen und getränkt, und abends, wenn sie wieder hineingetrieben wurden, alle Hände voll zu tun.

Digitized by Google

Jedes Tier, das krank von der Weide kam, untersuchte und pflegte sie. Bald brachten auch die schwarzen Treiber des Viehhändlers die Rinderherde nach. Ein paar neue „Pützen" mußten gegraben werden, und Hug zimmerte aus Brettern eine ordentliche Tränke. Es kam ihm sehr zu statten, daß er gut mit Säge und Hobel umzugehen verstand. So kam das richtige Farmerleben in Gang. Nach einiger Zeit ging man an den Hausbau. Es sollte nur ein sehr bescheidenes Häuschen werden, und den Baumeister mußte Hug selbst machen. Lehm gab es in der Nähe, und so brachte er ein paar Schwarzen zunächst die Kunst des Ziegelmachens bei. Gebrannt konnten die Ziegel allerdings nicht werden, aber die südwestafrikanische Sonne und die trockene Luft sorgten dafür, daß sie trotzdem hart genug wurden. Nach mehreren Wochen war das „Herrenhaus" so weit fertig, daß nur noch das Dach fehlte. Es war ein länglicher Ziegelkasten geworden, den eine Querwand in zwei Zimmer teilte Jeder Raum hatte zwar ein paar Fensterlöcher, aber Glasfenster gab es keine; hölzerne Läden sollten nachts vor die Öffnungen kommen. Ein Ofen war auch nicht nötig. Das Kochen geschah im Freien unter einem kleinen Bretterdache. Der Fußboden wurde aus festgestampftem Lehm hergestellt und im Wohnzimmer, das zugleich Schlafzimmer war, mit Schaffellen bedeckt. Dielen wären doch in kürzester Zeit von den Termiten zerfressen worden. Einen Tisch, ein paar Bänke und eine breite, niedrige Bettstelle zimmerte Hug selbst. Später würde man sich die schönsten Möbel kaufen! Jetzt war das Geld zu anderen Dingen nötiger. Hug fuhr nun mit dem Ochsenwagen nach Okahandja und holte Wellblech zum Dache, ein paar mächtige Rollen Drahtzaun, Bretter und vieles andere. Es war ein Festtag, als das selbstgebaute, fix und fertige Haus bezogen wurde. Als sie in der ersten Nacht den Riegel vor die Haustür schoben, da erfüllte die jungen Farmersleute ein Gefühl des Geborgenseins wie nie zuvor. Das Wellblechdach hatte freilich seine Mucken. Tagsüber strahlte es eine fürchterliche Hitze aus. Wenn einmal ein Regenguß darauf herniederprasselte — oft kam das allerdings nicht vor —, so klang es, als würden hundert Erbsensäcke darauf ausgeschüttet. Lief nachts ein Vogel darauf herum, so wachte auch ein fester Schläfer auf! Hinter den schwarzen Dienstleuten mußte man immer tüchtig her

Digitized by Google

sein. Deren Hauptbestreben war, möglichst wenig zu arbeiten und möglichst viel zu stehlen. Aber die Herden gediehen prächtig, und das Kleinvieh vermehrte sich wie der Sand am Meere. Milch gaben die Kühe allerdings sehr wenig, und die mitgebrachte westfälische Buttermaschine erhielt nicht oft Arbeit. Das Fett zum Kochen lieferten die dicken Schwänze der Fettschwanzschafe. Im Rivier legte Frau Marie neben einem Wasserloche ein paar Gemüsebeete an. So vergingen zwei Jahre wie im Fluge. Im dritten kam endlich der große Tag, wo der junge Farmer das erste bare Geld aus seiner Farm zog. Als er nämlich wieder einmal nach der Station fuhr, nahm er ein Dutzend Schafe und ein paar Rinder zum Verkaufe mit. Ein Händler, der eine Lieferung Schlachtvieh nach Swakopmund übernommen hatte, riß sie ihm fast aus der Hand. An dem Abend, wo das erste Geld auf dem Tische lag, machten die Farmersleute die kühnsten Pläne, was in den nächsten Jahren alles noch zur Verbesserung der Farm entstehen sollte: ein Staudamm im Rivier, eine eiserne Wasserpumpe, steinerne Viehkraale und endlich auch ein schöner, großer Bauernhof. Und sie sind die Leute danach, das alles mit Arbeit und Geduld endlich zu erreichen!

Zahlen und Notizen. Größe Südwestafrikas 835100 qkm; farbige Bevölkerung (einschließlich der Mischlinge, aber ohne die Ovambos) 74759; Zahl der Weißen 13962, das ist doppelt so viel als in allen übrigen deutschen Kolonien zusammen; auf 1 qkm 0,2 Bewohner! Erste Landerwerbung durch Lüderitz 1883, Flaggenhissung 1884 — Wichtige Orte: **Swakopmund** s. S. 139. **Lüderitzbucht** s. S. 137. **Windhuk**, „Windecke", sehr weitläufig 1657 m hoch am Auasgebirge gelegen; in der Nähe mehrere heiße Quellen, deren Wasser in ein Bassin geleitet wird, aus dem sich Windhuk mit Wasser versorgt; etwa 1500 Weiße und 600 Farbige; Sitz des Gouverneurs; viele Geschäftshäuser; viel Ochsenwagenverkehr; große Kaserne; Eisenbahn nach Swakopmund und nach Keetmannshop im Süden. — **Omaruru**, 1150 m hoch, Mittelpunkt eines dicht von Farmern besiedelten Bezirkes mit guten Wasserverhältnissen; Zahl der Weißen im Bezirke 710, darunter 120 Farmer; Militärstation. — **Otavi** und **Tsumeb**, Orte mit Bergbau auf Kupfer und Blei; die reichste Kupfermine ist bei Tsumeb, mit ca. 700 schwarzen Berg- und Hüttenarbeitern.

Digitized by Google

Die Kolonien im Großen Ozeane.

Einteilung. Aus den deutschen Besitzungen im Großen Ozeane, die auch als Südseekolonien bezeichnet werden, sind zwei Verwaltungsgebiete gemacht worden, ein westliches und ein östliches. Das westliche Gebiet umfaßt Kaiser-Wilhelmsland, den Bismarck-Archipel, die Karolinen mit den Palauinseln, die Marschallinseln und die Marianen. Diese Inselgruppen nebst dem Kaiser-Wilhelmslande sind über einen Raum verstreut, der etwa so groß wie ganz Europa ist! Die Landfläche beträgt aber nur rund 241 000 qkm, also noch nicht die Hälfte des Deutschen Reiches. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Inselgruppen sind ganz ungeheure. Der Gouverneur über das ganze Gebiet, für das der Name „Deutsch-Neuguinea" festgesetzt worden ist, hat seinen Sitz auf der Nordspitze der Insel Neupommern in dem Hafen Rabaul, der früher Simpsonhafen hieß. Siehe Fig. 15. Man kann sich denken, daß der Gouverneur nicht gleich zur Stelle sein kann, wenn sich irgendwo etwa auf den Marschallinseln oder auf den Marianen etwas Wichtiges ereignet hat. Denn von Rabaul bis zur äußersten Marianen- oder Mar-

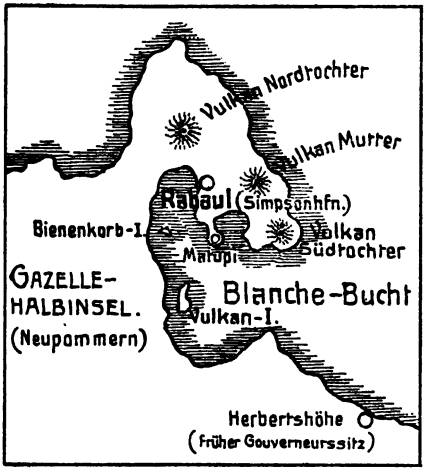


Fig. 15. Lageplan von Rabaul, dem jetzigen Gouverneurssitz für das ganze „Deutsch-Neuguinea".

(Der Name „Gazelle-Halbinsel" nach dem deutschen Schiffe „Gazelle".)

Digitized by Google

schallinsel beträgt die Entfernung die Kleinigkeit von rund 3000 km! Und zwischen der östlichsten Marschallinsel und der westlichsten Karolineninsel liegt gar eine Strecke von 4000 km. — Das andere, östliche Verwaltungsgebiet umfaßt die Samoainseln und hat ebenfalls einen Gouverneur.

Kaiser-Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel. Relief. Flüsse. Warum die Holländer den westlichen und die Engländer den südöstlichen Teil Neuguineas in Besitz genommen haben, erklärt sich — wie ein Blick auf die Karte zeigt — daraus, daß jener Teil nach holländisch-Indien und dieser nach dem englischen Australien zeigt. Für Deutschland ist das knappe Viertel der Rieseninsel, die die Größe Skandinaviens hat, übrig geblieben. Die ganze Insel ist „ein furchtbar wildes Gebirgsland mit erschreckend dünner Bevölkerung" (Neuhauß). Auch Kaiser-Wilhelmsland ist vollständig mit Gebirgen angefüllt. Ebenen gibt es nur an den Flüssen. Die höchsten Gipfel des deutschen Gebietes sind im Bismarck-Gebirge, dessen schroffe und kahle Felswände sich über 4000 m erheben. Auf holländischer Seite steigen die Gebirge angeblich bis 6000 m empor. Den Weg, den das folgende Profil Fig. 16 angibt, hat kürzlich eine deutsche

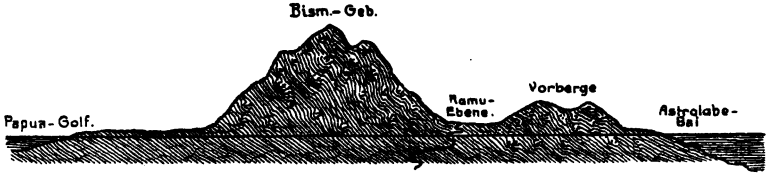


Fig. 16. Querprofil durch Neuguinea.

Kautschukexpedition zurückgelegt, allerdings nur bis an den Fuß des Bismarck-Gebirges und wieder zurück. An der Astrolabebai begann der Marsch. Zuerst überschritt man eine schmale Ebene an der Bucht, die mit dichtem Walde bedeckt war. Dann ging es auf das erste Gebirge hinauf. Dann wieder hinab in die breite Ebene des Ramuflusses, in der gerade furchtbare Grasbrände wüteten,

Digitized by Google

die mächtige Rauchsäulen zum Himmel sandten. Beim Hinabsteigen in die Ebene kam die Expedition zum ersten Male auf ihrer Reise an ein Eingeborenendorf. Die Schwarzen arbeiteten gerade in ihrer Pflanzung. Sie erschraken so vor den Fremden, daß sie schleunigst davonliefen. Auf gütliches Zureden kamen endlich einige heran und zeigten einen Weg hinunter zum Ramu. In dem mannshohen Grase der Ebene gab es dann mehr Dörfer, alle umgeben von Feldern, auf denen Taro, Bataten und Jams gepflanzt waren. Die Eingeborenen waren hier zutraulicher und brachten Feldfrüchte herbei. Geld mochten sie dafür nicht, aber Glasperlen, kleine Spiegel und Messer. Am lebhaftesten griffen sie nach eisernen Dingen. Die Expedition kaufte einem alten Manne ein Schwein zum Schlachten ab und gab ihm ein Beil dafür. Vor Freude darüber geriet der Alte ordentlich aus dem Häuschen. Stundenweit bis ins Lager lief er der Expedition nach. Immer wieder befühlte er die blanke Schneide und probierte sie an Bäumen und Sträuchern. Wem er sie von seinen Landsleuten zeigte, der betrachtete sie voll Neid. Die Eingeborenen leben dort noch völlig in der Steinzeit. Die Männer tragen immer eine Steinaxt bei sich, bei der an einem hölzernen Stiele ein zugespitzter Stein mit Bast festgebunden ist. Am Fuße des steil bis zu Alpenhöhe ansteigenden Bismarck-Gebirges kehrte die Expedition um.

Die Flüsse — denkt man — können in einem Lande wie Kaiser-Wilhelmsland, dessen größte Entfernung vom Meere nur 250 km beträgt, nicht bedeutend sein. Aber den Hauptfluß, den Kaiserin-Augustafluß, etwa unserer Elbe zu vergleichen, hat man schon 960 km weit befahren, — die Luftlinie war allerdings nur halb so lang — und bei 700 km war er immer noch so breit wie der Rhein bei Mannheim! Die großen Flüsse laufen nämlich ungefähr in der Längsrichtung der Insel; auf diese Weise können sie eine bedeutende Länge entwickeln. Trotz verschiedener Forschungsreisen ins Innere Neuguineas, bei der schon viele Weiße

Digitized by Google

ihren Tod gefunden haben, ist Kaiser-Wilhelmsland zum größten Teile noch unbekannt, viel unbekannter wie irgend ein Gebiet unserer afrikanischen Kolonien.

Es ist außerordentlich schwer, ins Innere des Landes einzudringen. Auf einigen Flüssen läßt sich zwar weit aufwärts fahren; aber sobald der Wasserweg verlassen wird, dann beginnen die größten Schwierigkeiten. Das Land ist fast überall mit schier undurchdringlichem Urwalde bedeckt, in dem es nur selten Eingeborenenpfade gibt. Da bleibt nichts übrig, als sich mit dem Beil und dem Hackmesser mühsam einen Weg zu bahnen. Zum andern leben auf dem Gebirge sehr wenig Eingeborene, und diese wenigen haben nur kleine Felder, können also an Fremde wenig oder gar keine Lebensmittel abgeben. Sie sind auch gewöhnlich scheu oder gar feindlich gesinnt. Der Urwald selbst bietet nichts zum Leben. So kann eine Expedition nicht darauf rechnen, unterwegs ihren Lebensmittelbedarf zu decken. Sie muß soviel Nahrung mitnehmen, als sie braucht, sonst sieht sie sich sehr bald gezwungen umzukehren. Dazu herrscht auf Neuguinea eine beispiellose Sprachenzersplitterung. Fast jedes Dorf hat seine eigene Mundart. Auf den Inseln des Bismarck-Archipels ist es ganz ähnlich. Die größeren sind auch alle mit Gebirgen erfüllt. Näher bekannt sind auch hier nur die Küsten.

An guten Häfen ist allerdings weder in Kaiser-Wilhelmsland noch im Bismarck-Archipel Mangel. Die Inseln des Bismarck-Archipels liegen ringförmig um eine freie Meeresfläche, und überall sind Vulkane in voller Tätigkeit. Aus den Vulkanen der kleinen Inseln z. B., die längs der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land liegen, steigt so gewaltiger Feuerschein empor, daß sich die Schiffe nachts danach wie nach Leuchttürmen richten können. Erdbeben sind auch an der Tagesordnung. Offenbar ist das ganze Gebiet — erdgeschichtlich gesprochen — noch nicht zur Ruhe gekommen, und man nimmt an, daß das in der Mitte des Bismarck-

Digitized by Google

Archipels gewissermaßen fehlende Land durch einen sog. Kesseleinbruch in die Tiefe gesunken ist.

Die Marschallinseln, die Karolinen und die Marianen. „Hohe" und „niedrige" Inseln. Man unterscheidet bei diesen Inselschwärmen hohe und niedrige Inseln. Was hat es mit diesem Unterschiede für eine Bewandtnis? — Die hohen Inseln sind von der Art wie unsere europäischen Inseln, oder wie die Inseln des Bismarck-Archipels. Sie bauen sich aus vulkanischem oder aus Urgestein auf und erreichen trotz ihrer Kleinheit oft ganz ansehnliche Höhen (bis zu 900 m). Die meisten sind regelrechte Vulkane, die unmittelbar aus den Meere aufsteigen. Die Mehrzahl der Vulkane ist allerdings erloschen, aber drei Vulkaninseln der Marianen sind heute noch tätig. Die niedrigen Inseln dagegen sind weiter nichts als Korallenriffe. Im Laufe der Zeit hat sich aber soviel Sand und Geröll auf den Riffen angesammelt, daß sie von der Flut nicht mehr überspült werden können. Damit sind die Riffe zu Inseln geworden. Sie erheben sich nur 2 bis 3 m über den Meeresspiegel. Sobald sie dauernd trocken bleiben, bedecken sie sich erst mit Gestrüpp und später mit Palmen, Brotfruchtbäumen und einigen anderen Bäumen, die keine großen Ansprüche an den Boden stellen.

Die merkwürdigsten niedrigen Inseln sind die **Atolle.** Bei ihnen schließt ein ungefähr ringförmiges Korallenriff eine seichte,

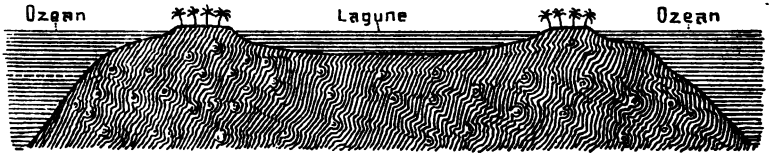


Fig. 17. Querschnitt durch ein Atoll.

stille Wasserfläche, eine Lagune, ein. Siehe Fig. 17. Selten bildet das Riff eine vollständig geschlossene Ringinsel. Meist trägt es auf

Digitized by Google

seinem Rücken nur einzelne Inseln. Zwischen den Inseln hat das Riff den Meeresspiegel noch nicht erreicht. Gewöhnlich liegt es an einigen Stellen noch so tief, daß Schiffe darüber hinwegfahren können. Diese Rinnen heißen „Durchfahrten". Die Lagune selbst bildet einen vorzüglichen Hafen. Siehe Fig. 18.

Wer sich einem Atoll nähert, der sieht nacheinander folgendes: Zuerst taucht in der ungeheuren Weite ein grüner Strich über dem Wasser auf. Das sind die Kokospalmen. Dann erscheint die Brandung als eine weiße Linie unter den Palmen. Endlich erblickt man zwischen den Bäumen hindurch die glatte, hellgrüne Lagune. — Draußen die ruhelose Brandung, drinnen die stille Wasserfläche, dazwischen der niedrige, palmenbewachsene Streifen Land!

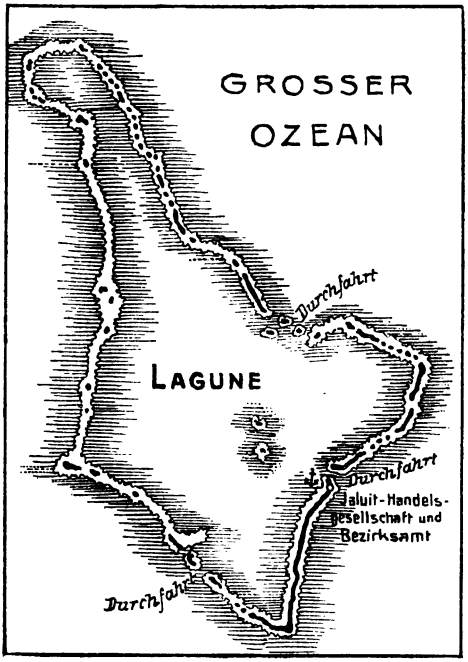


Fig. 18. Das Jaluit-Atoll (Marschallinseln) mit Riff, Inseln, Durchfahrten und Lagune.

Über die Entstehung der Atolle ist ein langer wissenschaftlicher Streit entbrannt, der heute noch nicht ent-

Fig. 19. Wie Darwin die Entstehung der Atolle erklärt.

Digitized by Google

schieden ist. Am bestechendsten ist die Darwinsche Erklärung. Diese sagt: Das Atollriff war einst ein Riff, das unmittelbar der Küste einer hohen Insel anlag. Da fing aber die Insel an langsam zu sinken. Die Korallen bauten das mitversinkende Riff fleißig nach oben weiter, so daß es immer bis zum Meeresspiegel hinauf reichte. Das Riff bildete jetzt einen von der Küste durch einen Graben getrennten Wall um die Insel. Endlich versank die Insel ganz, und ihre Stelle nahm die seichte Lagune ein. — Auf viele Atolle wird diese Erklärung sicher zutreffen. Manche sollen aber einfach dadurch entstanden sein, daß sich auf einem unterseeischen Rücken eine mächtige, den ganzen Rücken bedeckende Korallenkolonie ansiedelte. Außen herum wachsen die Korallen aber rascher als in der Mitte, und so sei außen das Riff mit den Inseln, innen die Lagune entstanden.

Die Marschallinseln umfassen 32 Atolle; andere Inseln gibt es dort überhaupt nicht. Unter den Karolinen finden sich nur vier hohe, alles andere sind niedrige Inseln, entweder Atolle oder einzelne Koralleninseln. In der Gruppe der Palauinseln sind beide Arten vertreten. Dagegen sind die Marianen durchweg hohe Inseln. Auch die südwärts von den Marschallinseln abgesondert liegende Phosphatinsel Nauru gehört zu den hohen.

Die Hauptpflanzen. Zum großen Teile finden wir auch in unseren Südseekolonien dieselben Nutzpflanzen wie in Kamerun, Togo und Deutsch-Ostafrika. Es ist ja hier wie dort dieselbe Breitenlage. Die Kokospalme, die Banane, Taro, Jams, Bataten, Kautschukgewächse kommen hier wie dort vor. Neu sind in der Südsee der Brotfruchtbaum und die Sagopalme.

Die Kokospalme. Der wichtigste Baum in der Südsee ist unstreitig die Kokospalme. Siehe Taf. 11, Bild 1 u. Taf. 13. Sie spielt hier eine weit größere Rolle als in unseren afrikanischen Kolonien. Haben doch wiederholt die Bewohner von Südseeinseln, auf denen die Kokospalmen vernichtet wurden, ihre Heimat einfach verlassen müssen. So sehr ist die Kokospalme die Grundlage der

Digitized by Google

ganzen Ernährung. Darum ist auch bei Besprechung der Südseekolonien die beste Stelle, um ihr ein paar Worte zu widmen.

Die Kokospalme ist ein Küstenbaum. Sie ist mit dem magersten Korallensandboden zufrieden. Wo einst die Brandung Kokosnüsse an noch unbewaldete Inseln warf, da entstanden ohne Zutun des Menschen Palmenwälder. Heute warten die Insulaner nicht auf zufällig angeschwemmte Nüsse, sondern pflanzen die Kokospalme überall selbst an. Sie trägt sehr reichlich, jährlich 60 bis 100 Nüsse, und zwar gibt es das ganze Jahr hindurch Blüten und Nüsse zugleich. Denn „Jahreszeiten" gibt es auf den Südseeinseln nicht; die Wärme bleibt sich immer fast gleich. Im achten Jahre fängt der Baum an zu tragen, und von hundertjährigen Bäumen kann man auch noch ernten! Jeder Teil der Kokospalme wird verwertet. Ihr Nutzen ist so vielseitig wie bei keinem anderen Baume der Welt. Ein indisches Sprichwort sagt, sie diene zu 99 Dingen. Sie liefert Nahrung, Wohnung und Kleidung. Ohne sie ist, wie schon erwähnt, auf vielen Inseln kein Menschenleben möglich. Das Wertvollste sind die Nüsse. Außen um die Nuß ist eine zähe Faserhülle, darunter stößt man auf die harte Schale. In dieser befindet sich, solange die Nuß noch jung ist, die sog. Kokosmilch. Diese Milch ist von höchster Wichtigkeit auf allen Koralleninseln. Denn Brunnen gibt es daselbst keine. Man gräbt zwar Zisternen und fängt das Regenwasser auf. Oder man höhlt das verdickte untere Ende alter Kokospalmen aus und leitet das am Stamme hinabrinnende Regenwasser in die Höhlung. Aber das Hauptgetränk bildet immer der Saft der jungen Kokosnüsse. Manche Insulaner reißen den Bast der Nuß mit den Zähnen herunter, bevor sie die Nuß öffnen. Die Samoaner machen es anders. Sie schlagen einen Stock aus hartem Holze in die Erde, spitzen ihn oben zu und stoßen nun die Nuß so lange gegen die Spitze, bis die zähe Faserhülle abgerissen ist. Dann genügen ein paar leichte Schläge mit einem Steine oder Messer auf das Ende der Nuß, um ein Stück der

Digitized by Google

Schale zum Abspringen zu bringen. Die Milch läßt sich nun gemächlich austrinken. Wie Milch sieht der Saft nur in jungen Nüssen aus; später wird er wasserhell. Zuletzt verdickt und verhärtet er sich zu einer festen, fetthaltigen Masse, die dann den eigentlichen Nußkern bildet. Dieser Kern wird roh gegessen. Er ist es, der als „Kopra" massenhaft nach Europa gebracht wird. Man gewinnt die Kopra auf folgende Weise: die Nüsse werden in zwei Hälften gespalten und einige Tage an die Sonne gelegt. Dann wird der getrocknete Kern mit einem Messer herausgelöst, zerschnitten und abermals an der Sonne gedörrt. Solche gedörrte Schnitzel kauft nun jede Faktorei — zum Preise von etwa 10 Mark für den Zentner — den Insulanern ab. Ein Baum bringt jährlich, gering gerechnet, einen halben Zentner Kopra. Von Zeit zu Zeit kommt ein Schiff und holt die in der Faktorei aufgestapelte Kopra ab. Früher brachten die Eingeborenen die ganzen Nüsse zum Verkauf. Gegenwärtig kaufen aber die Händler nur geschnittene und getrocknete Kerne. Die der Arbeit sehr abgeneigten Insulaner müssen sich also der Mühe des Auskernens und Trocknens schon selber unterziehen. In Europa wird durch Auspressen aus der Kopra das Kokosöl, ein weißes Fett, gewonnen. Nach diesem Massenartikel ist immer Nachfrage im Welthandel, denn es wird daraus sowohl Seife als auch Speisefett (Palmin) hergestellt. Kopra ist das Hauptausfuhrprodukt unserer Südseeinseln; manche liefern überhaupt sonst nichts. Mit ihren herrlichen Palmenwäldern könnten sie aber noch weit mehr Kopra liefern, wenn sich die Bewohner der Kokoskultur mehr annehmen wollten. Der Stamm der Kokospalme ist, solange der Baum trägt, ein wertloser, mit weichem Marke erfüllter Zylinder. Nach Aufhören des Tragens aber verholzt er vollständig und liefert ein steinhartes Holz. Die Rinde enthält Gerbstoff. Die Blätter werden zum Dachdecken und Mattenflechten, die Fasern der Blattrippen zu Stricken verwendet. Aus der Faserhülle der Nuß lassen sich ebenfalls Taue und Matten, auch Bürsten und Besen herstellen.

Digitized by Google

Die harte Nußschale dient in der Südsee als Gefäß, in Europa als Material zu Drechslerarbeiten.

Das „Fest der Kokosnüsse". Auf den „Inseln der zufriedenen Menschen" (kleine Koralleninseln bei Friedrich-Wilhelmshafen in Kaiser-Wilhelmsland) feiern die Insulaner der Kokospalme zu Ehren alljährlich ein besonderes Fest. Das ganze Jahr hindurch werden (nach „Kolonie und Heimat", Jahrg. 3, Heft 15) die von den Palmen von selbst abgefallenen reifen Nüsse gesammelt und in einer besonderen Hütte aufbewahrt. Vor dem Herannahen des Festes — das wie alle Feste zur Zeit des Vollmondes abgehalten wird — binden die Frauen und Kinder die gesammelten Nüsse an langen Stangen fest, immer 20 bis 30 an einer Stange. Mit diesen Nußstangen wird dann der Tanzplatz umsteckt. Der Festtag selbst beginnt früh mit einem großen Hunde- und Schweineschlachten. Mächtige Tontöpfe werden auf die Feuer gesetzt. In den einen wird das Fleisch, in den anderen werden Taro, Jams und Bananen gekocht. Haben sich die Festgäste alle im Kreise gelagert, so teilt der Dorfälteste die Speisen aus und legt jedem sein Teil auf den hölzernen Teller. Dabei ist es seine Pflicht, witzige Bemerkungen zu machen! Auf das große „Kai-Kai", das Festessen, folgt der Tanz zwischen den Nußstangen. Die ganze Vollmondnacht hindurch dröhnt die dumpfe Trommel zum Tanze. Bei Sonnenaufgang werden die Kokosnüsse verteilt, und das Fest ist zu Ende. — Auch im Traume des Papua spielen die Kokosnüsse noch eine Rolle: Fällt im Traume eine Nuß herab, so stirbt ein Mann im Dorfe. Fallen viele zugleich herunter und zerspringen beim Aufschlagen, so werden Feinde das Dorf überfallen und den Einwohnern die Schädel spalten. (Neuhauß).

Der Brotfruchtbaum. Ein wunderbares Geschenk der Natur ist neben der Kokospalme der Brotfruchtbaum. Drei Bäume genügen, um einen Menschen jahraus jahrein zu ernähren, so daß er gar nichts anderes braucht. Ein Insulaner, der soviel Brotbäume pflanzt und seinen Kindern hinterläßt, daß auf jedes Kind

Digitized by Google

drei kommen, hat auf Lebenszeit für sie gesorgt. Denn der Baum trägt bis ins siebzigste Jahr. Seine berühmten Früchte sind eiförmig und fast einen halben Meter lang. Gegessen wird aber nicht die reife, sondern die nicht völlig ausgereifte Frucht, deren Mark ein feines, weißes Mehl enthält, während sich das Mark der ganz reifen Frucht in einen gelben, widerlich schmeckenden Brei verwandelt. Die Insulaner essen die Früchte entweder roh, oder sie wickeln sie in Blätter und rösten sie auf heißen Steinen. Sie verstehen aber auch, aus den Früchten eine Nahrung herzustellen, die sich jahrelang hält. Es genügt dazu schon, daß man die Früchte in Scheiben schneidet und gut dörrt. Solche Schnitzel dienen den Insulanern sozusagen als Schiffszwieback. Eine noch bessere Dauernahrung stellt man aber dadurch her, daß man aus dem Mehle der Brotfrucht einen festen Teig knetet, diesen zusammenrollt, in Blätter einwickelt und mit Bastfäden umschnürt. Man macht da zuweilen Rollen, die drei und mehr Zentner wiegen. Sie behalten jahrelang ihren Wohlgeschmack.

Die Sagopalme. Sie sieht anders aus als die Kokospalme. Sie hat einen kurzen Stamm und sehr lange, nach oben strebende Blätter. Siehe Taf. 13. Auf Korallensand gedeiht sie nicht. Sie will in sumpfigem Erdreich stehen und wächst deshalb zahlreich auf Neuguinea und im Bismarck-Archipel. Je träger ein Insulanerstamm ist, in um so höherer Gunst steht die Sagopalme bei ihm. Denn obwohl alle Nahrung liefernden Bäume und Knollenpflanzen der heißen Zone nur wenig Arbeit erfordern, so macht es die Sagopalme dem Menschen doch am allerbequemsten. Ein einziger Stamm enthält soviel Mark, daß damit ein ganzes Jahr für einen Mann gesorgt ist. Die Sagopalme beginnt erst mit acht Jahren zu blühen. Bis dahin ist der dicke Stamm mit weichem, sehr mehlreichem Marke erfüllt. Später vertrocknet das Mark; das Mehl wandert in die Blütenkolben. Deshalb muß der Sago vor dem Beginne der Blütezeit gewonnen werden. Das geschieht folgendermaßen: Die Palme wird gefällt, der Stamm in zwei Hälften gespalten und

Digitized by Google

das Mark herausgekratzt. Ein einziger Stamm gibt oft 10 Zentner. Nun wird das Mark in Wasser zu einem dicken Brei zerrührt, den man durch ein Sieb laufen läßt, damit sich die Holzfasern vom Stärkemehl scheiden. Der zurückbleibende Teig wird zu Kugeln geformt, in Blätter gewickelt, umschnürt und aufgehängt. So trocknet der Sago aus und hält sich jahrelang. Die Frauen verbrauchen nun eine Sagokugel nach der anderen in ihrer Küche. Sie bereiten Brei oder kleine Kuchen daraus. Was die Insulaner an Sago gewinnen, das verzehren sie an Ort und Stelle selber. Eine „Ausfuhr" gibt es nicht. Unser „deutscher Sago" stammt von der Kartoffel.

Taro. Jams. Diese beiden Knollenfrüchte spielen — wie im äquatorialen Afrika, so auch hier — etwa die Rolle unserer Kartoffeln. Ganze Dörfer in Neuguinea und im Bismarck-Archipel sind auf sie angewiesen. Wo sie nicht mehr gedeihen, da hört die Besiedelung auf. Auf den Koralleninseln, neben Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, finden sich auch oft Taro- und Jamspflanzungen. Die gurkenähnlichen Knollen der Jamswurzel erreichen oft das ungeheure Gewicht von einem Zentner. In einer solchen Knolle sind 25 Pfund Stärkemehl enthalten! Der Taro—s. Taf. 13 — hat so riesige Knollen nicht, doch werden die seinigen immerhin auch an die 10 Pfund schwer. Dafür erzeugt der Taro aber eine größere Anzahl von Knollen. Die Knollen beider Pflanzen schneidet man, wenn sie nicht gleich verzehrt werden, in Scheiben und trocknet sie; so halten sie sich jahrelang. Roh enthält die Taroknolle einen giftigen Stoff, der sich aber beim Kochen völlig verliert. Der Tarostrauch hat noch das Gute, daß er drei Knollenernten hintereinander bringt, in jeder Regenzeit eine. Dann erst läßt die Triebkraft nach, und es müssen neue Wurzeln eingepflanzt werden. Die Bewohner der großen Inseln verlassen dann einfach die alte Pflanzung und legen eine neue an. An Land ist ja dort kein Mangel. — Kokos- und Sagopalme, Brotfruchtbaum, Taro- und Jamswurzeln! Welch eine überreiche

Digitized by Google

Fülle von Nährstoff bietet die Natur allein mit diesen Brotgewächsen — es sind durchaus noch nicht alle — dem Südseeinsulaner dar! Und für eine so geringe Bemühung! Da ist es kein Wunder, daß der Grundzug im Wesen dieser Menschen Abneigung vor jeder schweren Arbeit ist. Es muß schon ein Unglück, wie etwa die Verwüstung ihrer Inseln durch einen Taifun, eintreten, wenn sich diese an ein Schlaraffenleben gewöhnten Menschen zu dauernder Arbeit aufraffen sollen.

Die Taifune. Die furchtbarste, verheerendste Naturerscheinung im Großen Ozeane sind die Taifun-Stürme. Es sind Wirbelstürme, die in langen Bahnen von Osten nach Westen über den Ozean ziehen. Wehe der Insel, die in der Bahn einer solchen „Geißel der Südsee" liegt! Die Marschallinseln, die Karolinen und die Marianen sind in den letzten Jahren entsetzlich durch Taifune heimgesucht worden. Von deren Wüten mag folgende Erzählung ein Bild geben:

Verwüstung eines Atolls durch einen Taifun.

Friedlich liegt der Inselkranz eines Atolls im weiten Ozeane. Zwischen der Brandung des Meeres und der stillen Lagune schaukeln sich Tausende von Palmen im frischen Seewinde. Breite Brotfruchtbäume drängen sich zwischen die schlanken Palmen. Überall schauen die braunen Hütten der Insulaner unter den Bäumen hervor. Auf der nach Osten gelegenen Hauptinsel blitzt das Wellblechdach einer Faktorei in der Sonne. Die Lagune ist belebt von den schmalen Booten der Eingeborenen, die ihre Kopra nach der Faktorei bringen. Gegen Mittag türmt sich eine dunkle Wolkenwand im Osten auf. Ein Gewitter zieht über das Atoll. Heftige Regengüsse stürzen hernieder, und der Himmel steht fortwährend im Feuer der Blitze. Der Verwalter der Faktorei sieht, daß das Quecksilber im Barometer unheimlich rasch fällt. Er treibt seine braunen Handlungsgehilfen zur Eile an, damit die Eingeborenen mit ihren Booten heimfahren können. Denn alles deutet darauf hin, daß ein schwerer Sturm im Anzuge ist. Nur zu bald bricht er los. Heulend peitscht er die Wipfel der

Digitized by Google

Palmen, daß sie sich bis zur Erde biegen. Früchte und Blätter wirbeln durch die Luft. Ungeheure Wellen kommen über den Ozean gejagt und schlagen mit furchtbarer Gewalt an den Korallenstrand. Ein wahrer Aufruhr tobt in der Natur und läßt seine höchste Wut an der Faktoreiinsel aus, die dem Sturme und den Wellen am meisten preisgegeben ist. Die leichtgebauten Hütten der Eingeborenen fliegen wie Spielbälle in die Lagune. Die Insulaner binden erst ihre Frauen und Kinder und dann sich selbst mit festen Stricken an die stärksten Palmen. Die Brotfruchtbäume brechen krachend um, und selbst von den biegsamen Palmen halten nur die kräftigsten stand. Auch die Faktorei kann dem Orkane nicht widerstehen. Er wirft die Platten des Wellblechdaches in die Luft und schleudert eine mit solcher Gewalt gegen eine Palme, daß der Stamm glatt durchschnitten wird und zu Boden stürzt. Eine andere Platte reißt einer flüchtenden Frau den Kopf ab. Dann erfaßt der Sturm die Mauersteine, die Möbel und die Vorräte der Faktorei und streut sie weit umher. Wie durch ein Wunder nur entgeht dabei der Verwalter dem Erschlagenwerden. Aber seinem Schicksale entrinnt er doch nicht. Die Wellen werden immer höher. Schon fluten sie über die schmale, niedrige Insel hinweg. Endlich rollt eine furchtbare Woge heran. Sie erhebt sich bis an die Krone der wenigen Palmen, die noch stehen, und nach ihr jagt Sturzflut auf Sturzflut über die unglückliche Insel dahin. Da geht alles Leben zugrunde, was sich bis jetzt erhalten hat. Menschen und Haustiere ertrinken. Die letzten Bäume brechen um. Das wütende Meer wird Herr über das Land.

Der Taifun ist auf seiner Bahn vorübergebraust. Das Meer wird ruhig. Die Insel aber ist verschwunden. Sie ist weggewaschen bis auf das harte Grundriff. Wo vor zwei Stunden noch Hütten unter Palmen standen, da kann man jetzt drüber hinwegsegeln. Auf der Lagune treiben massenhaft Bäume, Teile zerstörter Hütten, zerbrochene Boote und — Leichen. Zwei Knaben hatten die Äste eines Brotfruchtbaumes ergriffen und wurden an eine jenseits der Lagune liegende Insel getrieben. Sie sind die einzigen Menschen der zerstörten Insel, die ihr Leben retten konnten. Auf den jenseitigen Inseln sieht es auch schrecklich genug aus. Auch hier hat der Sturm die Bäume reihenweise niedergebrochen, die Hütten zerrissen und

Digitized by Google

zahlreiche Menschen ins Meer geworfen. Aber die furchtbaren, alles vernichtenden Wogen konnten dem Lande selbst nicht beikommen. Die überlebenden Bewohner des Atolls haben nichts behalten als das nackte Leben. Entblößt von allem, was zum Leben nötig ist, stehen sie auf ihren verwüsteten Eilanden. An den verschonten Bäumen ist weder Blatt noch Frucht mehr. Kahl wie die Besen stehen sie da. Die Boote und die Fischernetze sind auch dahin. Was nützt es da, daß die Lagune von Fischen wimmelt? Kein Werkzeug gibt es mehr, um ein Boot, ein Haus zu bauen, einen Fischspeer zu schnitzen. So fischen sie mit den Händen und sammeln die ans Land treibenden Kokosnüsse. Der Häuptling eines benachbarten Atolls sendet ein paar Boote mit Nüssen und Brotfrüchten zu den Hungernden. Das hilft über einige Tage hinweg. Dann aber rafft der Hunger so manchen noch dahin, den Sturm und Wellen verschont haben.

Endlich erscheint der kleine Dampfer des Gouverneurs an dem unglückseligen Atoll. Stundenweit schon sah er vom Schiffe aus das Meer bedeckt mit treibenden Bäumen, den herrlichen Bäumen, die dem Menschen so überreich alles geben, was er zum Leben braucht! Der Gouverneur teilt Reis und Mehl und Werkzeuge aus und spricht den Verzweifelnden Mut ein. Viele gehen willig mit an Bord, um auf einer vom Sturme verschonten Insel eine neue Heimat zu finden. Viele aber sind nicht zu bewegen, ihr Eiland zu verlassen. „Sind wir im Orkane nicht umgekommen, so werden wir uns jetzt auch am Leben erhalten," sagt ein alter Mann und blickt zuversichtlich auf das neue Beil, das er vom Gouverneur erhalten hat. Die Zurückbleibenden wissen, daß sie jetzt nur vom Fischfang leben müssen; denn die zerzausten Bäume brauchen mehrere Jahre, bis sie wieder eine Ernte bringen. Aber lieber daheim von Fischen leben, als in der Fremde von Früchten! —

Auf einen merkwürdigen Ausweg verfielen die Bewohner einer anderen vom Taifun verwüsteten Insel, als sie sich plötzlich der Hungersnot gegenüber sahen. Sie waren ein kriegerisches Völkchen, und es setzten sich vierhundert von ihnen in ihre großen Auslegerboote, die ihnen der Sturm gelassen hatte, und unternahmen einen regelrechten Raubzug nach einer benachbarten Insel. „Benachbart" bedeutet einige hundert Kilometer! Auf der Insel angekommen,

Digitized by Google

zwangen sie deren Bewohner, ihnen alle Kokosnüsse und Brotfrüchte von den Bäumen und allen Lebensmittelvorrat aus den Hütten auszuliefern. Hauptsächlich war es ihnen darum zu tun, alle aus der Brotfrucht bereitete Dauernahrung zu bekommen. Die früher schon erwähnten riesigen Teigrollen sind natürlich ein ausgezeichnetes Mittel, um einer Hungersnot zu begegnen. Als die Räuber dann ihre reichbeladenen Boote wieder bestiegen, nahmen sie auch noch alle Hochseeboote der überfallenen Insel mit fort, damit die Beraubten ihnen nicht etwa nachgefahren kämen. (Vorstehende Erzählung wurde nach Mitteilungen des Kapitäns Jeschke über die Taifune der Jahre 1905 und 1907, Peterm. Mitt. 1905; 1906; 1908, entworfen.)

Die Eingeborenen. In unseren Südseekolonien leben — wenn man es ganz einfach sagen will — dunkelfarbige und hellfarbige Eingeborene. Die Dunklen (dunkelbraun bis schwarz) wohnen auf Neuguinea und im Bismarck-Archipel. Dieses Gebiet heißt ihretwegen „Melanesien"; sie selbst werden Melanesier genannt. Die helleren Eingeborenen (hellbraun bis gelb) bevölkern die Inselschwärme der Karolinen, Marschallinseln und Marianen, also des Gebietes, das als „Mikronesien" bezeichnet wird. Danach heißen die Bewohner Mikronesier. Wir wollen nun von den Eingeborenen der wichtigsten Gebiete etwas erzählen.

Die Bewohner des Kaiser-Wilhelmslandes und des Bismarck-Archipels. In Kaiser-Wilhelmsland sind zu unterscheiden die Küstenleute, mit denen es die Deutschen bis jetzt hauptsächlich zu tun haben, und die Bewohner des Inneren, die kraushaarigen, sehr dunkelfarbigen Papua. Was deren Name bedeutet, ist nicht sicher. Sie selber nennen sich ja auch nicht so. Die Papua sind kurz und untersetzt, die Küstenleute schlank und sehnig. Aber eine scharfe Grenze gibt es nicht, und die Sitten und Gebräuche beider Stämme stimmen in vielem überein. Übrigens ist ja alles Wissen von diesen in einem so wenig erforschten Lande wohnenden Menschen in hohem Grade Stückwerk.

Die Eingeborenen gehen zwar nicht ganz nackt, aber zu ihrer Kleidung ist sehr wenig Stoff nötig. Die Männer tragen ein

Digitized by Google

Pfahldorf in Deutsch-Neuguinea, mit Kokospalmen, Bananen, einer Tarostaude und einer Sagopalme.
(Aus A. Wünsche, „Land und Leben", geogr. Wandbilder in künstlerischer Ausführung, Format 80×160 cm, Verlag Leutert & Schneidewind in Dresden.)

Digitized by Google

Baumhaus im Kaiser-Wilhelmsland (Neuguinea).

(Aus A. Wünsche, „Land und Leben", geogr. Wandbilder in künstlerischer Ausführung Format 80×160 cm, Verlag Leutert & Schneidewind in Dresden.)

Digitized by Google

Stück weichgeschlagene Baumrinde um die Hüften, die Frauen ein kurzes Röckchen aus Gras oder Blattfasern. Die Haut färben sie sich mit Ocker kupferrot; bei festlichen Gelegenheiten auch rot, schwarz und gelb, — eine sehr bequeme Art, seine „Landesfarben" zu zeigen. Ein wichtiges tägliches Geschäft ist das Anbringen von allerhand Schmuck. An den Kleidern läßt sich wenig davon befestigen, und so muß denn der nackte Körper selber herhalten. Seltsamerweise haben es nicht die Frauen, sondern die Männer mit dem Schmücken am wichtigsten. An einem vollständig geschmückten Manne ist folgender Schmuck zu sehen: ein mächtiger Haarschopf, in welchen Federn, Stäbchen und Kämme gesteckt sind; ein Halsband mit einem Brustgehänge aus ringförmig gewachsenen Eberzähnen; ein paar Binden um den Oberarm und ein paar Ringe um die Fußknöchel. Um noch mehr Zierrat unterzubringen, durchbohrt sich der Neuguineamann noch die Ohrläppchen, die Nasenflügel und sogar die Nasenscheidewand. Die Oberlippe — wie es die Frauen mancher Negerstämme machen — allerdings nicht. In die weiten Löcher der Ohrläppchen steckt er nicht bloß Verschönerungsgegenstände, sondern je nachdem auch eine Rolle Tabak oder die Tabakspfeife! Durch die Nasenscheidewand und die Nasenflügel zieht er Knochenstäbe, Tierzähne, Federkiele u. dgl. mehr. Der gemalte Insulaner färbt natürlich tüchtig ab, und vor jedem Regenschauer reißt er aus. Er ist da ängstlicher als eine Europäerin in Sommerkleidern.

Die Wohnungen. Die Eingeborenen haben eine Vorliebe dafür, ihre Häuser auf Pfähle zu bauen. Solche Pfahlhäuser auf dem festen Lande machen schon einen eigenartigen Eindruck; aber ein weit anziehenderes Bild bietet ein Pfahldorf im Wasser. Siehe Tafel 13. Deren gibt es eine große Zahl an der Küste von Neuguinea; ferner im Kaiserin-Augusta-Flusse; die meisten und schönsten aber stehen an der Küste der Admiralitätsinseln, auch Manus-Inseln genannt. Der Grund, warum die Insulaner ihre Häuser ins Wasser bauen, ist das Bestreben, sich

Digitized by Google

vor feindlichen Überfällen zu schützen. Die einzelnen Stämme leben ja fast immer in blutiger Fehde. Ein Pfahldorf im Wasser ist für Leute, die aus dem Innern kommen und am Ufer natürlich keine Boote vorfinden, einfach unerreichbar. Wir wollen einem solchen Pfahldorfe jetzt einen Besuch abstatten, um die merkwürdigen Häuser ordentlich kennen zu lernen!

Ein Besuch in einem Pfahldorfe.

Wir stehen am Strande unter den Kokospalmen und sehen hinüber nach einem malerischen Pfahldorfe, das vor uns im Meere liegt. Zwischen dem Dorfe und uns ragen ein paar mächtige Felsklippen aus dem Wasser. Sie dienen als Brückenpfeiler für einen aus halbierten Baumstämmen hergestellten Steg. Wir überschreiten ihn und kommen auf eine lange, breite Plattform, die sich vor der ganzen Häuserreihe hinzieht. Ein paar Kinder hocken hier und lassen eine Schnur mit einem Angelhaken ins Wasser hängen. Auch einige Erwachsene, mit der Tabakspfeife im Munde, lungern auf dieser „Veranda" herum. Man kann von ihr aus in jedes Haus eintreten. Wir gehen gleich in das erste hinein. Eine Tür brauchen wir nicht zu öffnen, denn es ist keine da. In dem fensterlosen Raume herrscht nur Dämmerlicht. Aber so viel läßt sich doch erkennen, daß die „Stube" sehr leer ist. Etwas wie einen Tisch oder einen Schrank gibt es nicht. Eine Sitzgelegenheit ist auch nicht vorhanden. Der Eingeborene braucht sie nicht, denn er „hockt" auf dem Boden. An den Wänden herum steht und hängt allerlei Hausrat: hölzerne Schüsseln und Teller, oft hübsch geschnitzt oder bemalt; tönerne Töpfe; Wassereimer aus einem Stück Bambusrohr; aus Pflanzenfasern geflochtene Körbe und Taschen; ein Steinbeil, ein paar hölzerne Feldhacken, Pfeile und Bogen, Speere u. dgl. m. Auf den dicht aneinanderliegenden Stangen des Fußbodens sind Matten ausgebreitet. In einem Winkel, der als Schlafstelle dient, liegen ihrer mehrere zusammengerollt. Sie dienen nachts zum Zudecken. Gleich bei unserem Eintritte ist uns ein entsetzlicher Geruch entgegengeschlagen. Das Feuer, das aus einem mit Sand gefüllten Kasten ununterbrochen eine kleine Rauchsäule zur Decke emporsendet, ist

Digitized by Google

nicht die Ursache dieses Pestgestankes. Da fahren wir zurück. Eine Leiche, greulich mit Rötel bemalt und eingewickelt wie eine Mumie, sitzt vor uns, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Es ist der vor einigen Monaten verstorbene alte Vater der in dem Hause wohnenden Familie, den man auf diese schaurige Weise in seiner Wohnstube zur ewigen Ruhe gebracht hat! Fast in jedem Pfahlhause würden wir eine solche Mumie finden. Gegen die Verpestung der Luft, die durch diese Bestattungsart verursacht wird, ist der Pfahldörfler völlig unempfindlich. Sie scheint ihm auch nichts zu schaden. — Wir bemerken jetzt eine Leiter und steigen auf ihr hinauf. Sie führt uns unter das Palmblattdach auf den Bodenraum. Hier hängen Eßvorräte: Sagoklumpen, Bananentrauben, Kokosnüsse u. a. m. Denn unsere Pfahldorfleute leben nicht etwa von Fischen. Sie haben ihre Pflanzungen auf dem Festlande so gut wie die Dörfer im Innern der Insel. Während wir auf dem Bodenraume sind, spüren wir deutlich, wie der Seewind das ganze Pfahlhaus zum Hin- und Herschwanken bringt. Überall knarren und ächzen die Pfosten. Im ganzen Hause ist kein Nagel. Alles ist durch Kokosstricke oder geschmeidige Lianen verbunden. Trotzdem hat man durchaus das Gefühl der Festigkeit und Sicherheit.

Wie wir wieder unten auf der Plattform vor dem Hause stehen, kommt soeben ein Boot mit drei Männern heimgesegelt. Die Männer haben eine Ladung Kopra nach der Faktorei geschafft. Ihr Fahrzeug ist eins der berühmten Auslegerboote. Wir sehen da die höchste Leistung des Schiffbaues dieser seebefahrenen Insulaner vor uns: Mit dem eigentlichen Boote ist der sog. Ausleger, ein kahnförmig zugespitzter Stamm, durch ein paar Querhölzer verbunden. Dadurch soll das Umschlagen des Bootes verhindert werden. Auf der kleinen Plattform, die man über das Boot und die Querhölzer hinweg gelegt hat, liegen die Waffen der Männer, ein paar Kokosnüsse, die man als Proviant mitnahm, und ein in eine Matte gehülltes Bündel. Darin sind Tabak, Streichhölzer, einige Büchsen Pökelfleisch, ein paar Messer und noch einige andere Tauschwaren, die sich die Männer für ihre Kopra im Laden der Faktorei ausgesucht haben. Jetzt sind sie am Pfahldorfe angelangt. Sie lassen ihren Anker — ein schweres Stück

Digitized by Google

eines Baumstammes mit kurz abgehackten Ästen — ins Wasser hinab, binden das Boot an einem starken Hauspfosten fest, nehmen die Waffen und die Tauschwaren in die Hand und steigen auf einem schrägen Kerbstamme wie auf einer Hühnerleiter hinauf auf die Plattform, wo sich eine Schar Neugieriger versammelt hat. Unterdessen sind auch die Frauen aus der Pflanzung heimgekehrt. Sie haben vor den Hütten auf der Plattform Feuer angemacht und kochen die mitgebrachten Taro- oder Jamsknollen. Beim Essen läßt sich aber der Kanake nicht gern von einem Fremden zusehen. Deshalb balancieren wir über den Steg zurück und betreten wieder das Festland.

Die Baumhäuser. Eine noch größere Merkwürdigkeit als die Pfahlbauten im Wasser sind die berühmten Baumhäuser auf Neuguinea. Sowohl auf deutschem wie auf englischem Gebiete gibt es welche, — oft sind es ganze Baumdörfer, — und in den unerforschten Gebieten wird man sicher auch noch viele entdecken. Es gibt Völkchen, im Innern des Landes, die ein Dorf unten auf dem Erdboden und ein zweites oben in den Wipfeln der Bäume haben. Droht Gefahr von seiten eines Nachbardorfes, so flüchtet alles mit Hab und Gut hinauf in die Baumhäuser. Das Leben der Baumhausbewohner mag uns folgende Geschichte veranschaulichen (aus dem Texte zu dem Bilde: „Baumhaus im Kaiser-Wilhelms-Land", Nr. 5 der „Neuen Kolonialwandbilder", Dresden, Leutert und Schneidewind). Siehe Tafel 14..

Aus dem Leben der Baumhausbewohner.

Still liegt eine Taropflanzung der Eingeborenen mitten im Urwalde. An dem Zaune, der die Pflanzung umgibt, stehen soeben zwei Frauen in ihren kurzen, nur bis zum Knie reichenden bunten Grasröckchen und schauen bewundernd auf die fetten Tarostauden. Der Zaun ist hoch und grün wie eine Hecke; denn die als Zaunstäbe in die Erde gesteckten Zuckerrohrstengel sind üppig wieder ausgeschlagen.

Die beiden Frauen sind aus dem Tale heraufgekommen. Noch nie vorher waren sie so weit den Berg hinaufgestiegen wie heute. ein entlaufenes Schwein im dichten Walde suchend, sind sie zu dem

Digitized by Google

fremden Felde gelangt, das den Bewohnern der Baumhäuser oben auf der Berghöhe gehört. Jetzt regt sich aber das Diebsgelüste in den Frauen. Sie lauschen und spähen nach allen Seiten — nichts rührt sich. Da klettern sie behend, indem sie auf die zähen Lianenzweige treten, mit denen der Zaun durchflochten ist, über die Umfriedigung. Wieder ein Augenblick ängstlichen Horchens! Dann reißen sie eilig die nächsten Tarostauden aus der Erde, klopfen die faustgroßen Knollen am Boden ab und stopfen sie in die breiten, geflochtenen Taschen, die sie keinen Augenblick aus der Hand gelassen haben.

Während sie so eifrig bei der Arbeit sind, kommen zwei Männer auf der anderen Seite der Pflanzung durch den Wald dahergeschritten. Es sind Leute aus den Baumhäusern. In der Linken trägt jeder Pfeil und Bogen und ein paar erlegte Tauben, in der Rechten den langen, dünnen Speer. Wie sie an dem Felde sind, bleiben sie stehen und blicken über den Zaun hinweg. Diese Pflanzung ist ihr Stolz. Sie ist die beste von allen, die die Baumbewohner haben. Ihr Auge schweift bis an den jenseitigen Zaun. Sieh, — dort die Frauen, — so in die Arbeit vertieft, daß sie nichts hören und sehen! Der jüngere der Männer glaubt die eine zu erkennen und ruft ihr scherzend zu: „Jama, nicht zu fleißig!“ Jäh richten sich die Frauen auf, starren einen Augenblick die fremden Männer an, fassen ihre Taschen fester und klettern sofort über den Zaun.

Da plötzlich schreit die eine laut auf. Ein Speer ist ihr unterm linken Schulterblatt in den Rücken gedrungen. Sie fällt schwer zurück in die Stauden, — tot! Ein zweiter Speer fliegt am Ohr der andern dicht vorbei. Mit gellenden Hilferufen stürzt diese davon, und im nächsten Augenblick hat das Urwalddickicht sich hinter ihr geschlossen. Schon sind auch die beiden Männer unter wildem Geschrei durch die Pflanzung gesprungen und stehen bei der Getöteten. Der eine beugt sich zu ihr hernieder und löst ihr den Halsschmuck ab. Beide lassen ihn prüfend durch die Finger gleiten. — Ah, aus dem Dorfe unten im Tale sind sie also, die Spitzbübinnen! — Mitleidlos heben die Männer die Tote auf und werfen sie über den Zaun. Der jüngere nimmt hierauf die Tasche mit den Knollen und hängt sie über die Schulter. Dann schreiten sie vorsichtig durch

Digitized by Google

die Stauden zurück, steigen über den Zaun und eilen bergauf durch den Wald, einen schmalen Pfad verfolgend, der hin und wieder durch zwei parallel gelegte Baumstämme bezeichnet ist und endlich auf die Höhe führt, wo die braunen Baumhäuser in schwindelnder Höhe sichtbar werden.

Wie die beiden Jäger bei dem ersten Baumhause angelangt sind, lassen sie einen langgezogenen Pfiff mehrmals erschallen. Daraufhin erscheinen oben auf den schmalen Plattformen, die vor dem Eingange eines jeden Baumhauses angebracht sind, die Männer des Dorfes und sehen sich um, wer den Signalpfiff ausgestoßen hat. Auf das lebhafte Winken und Rufen der beiden Taubenschützen klettern sie behend die schwanken Leitern hinab, und bald stehen sie alle im Kreise zusammen und hören, was sich auf dem Tarofelde zugetragen hat. Nun wird Kriegsrat gehalten. Ein alter Papua rät, so viel Muschelgeld oder Eberzähne in das Dorf im Tale zu schicken, als die Frau wert ist. Doch die anderen Männer sind alle gegen diesen Vorschlag und stimmen für den Krieg. Es gilt nun, sich zu verproviantieren. Denn daß die Krieger des feindlichen Dorfes nun bald im nahen Walde im Hinterhalte liegen werden, um jeden Baumbewohner, der sich herunterwagt, aus sicherem Verstecke zu töten, darüber ist sich niemand im Zweifel. Auf ein gegebenes Zeichen kommen jetzt auch die Frauen und die größeren Kinder die Leitern herabgestiegen. Alsbald eilen die einen auf die dem Dorfe gehörenden Tarofelder, die der Verwüstung durch den Feind ja doch sicher sind, und was sich schon an Knollen findet, wird herbeigeschleppt. Andere holen Wasser und Feuerholz, und unaufhörlich geht es die Leitern auf und ab, bis die Nacht dem Tun ein Ende macht. Bei anbrechendem Tage schleicht einer der Baumhausmänner nach dem Felde, wo gestern die Frauen überrascht wurden, um zu sehen, ob die Leiche noch da ist. Denn erst, wenn die Tote bestattet ist, beginnt der Rachekrieg. Die Leiche ist verschwunden. Wo sie lag, da liegt ein in der Mitte zerbrochener Speer. Das ist das Zeichen des Krieges.

Nun verging Tag um Tag. Keiner der Baumhausbewohner setzte seinen Fuß an den Erdboden; ihr Leben spielte sich immer zwischen Himmel und Erde ab. Täglich rauchten oben vor den Ein-

Digitized by Google

gängen der Baumhäuser die kleinen Feuer, an denen die Frauen die Taroknollen kochten. Wiederholt sah man feindliche Krieger durch die Büsche schleichen; zuweilen traten einige derselben heraus auf die Lichtung, stießen ein Kriegsgeschrei aus und schwangen drohend ihre Speere. Die Baumleute antworteten mit einem Hohngeschrei, sandten auch einen Speer oder Pfeil nach den Feinden, ließen es sich aber gar nicht einfallen, dem Feinde unten im offenen Kampfe entgegenzutreten. Doch da ging den Bewohnern des einen Hauses das Wasser aus. Auch in den anderen Häusern war es bereits knapp geworden, und so mußte man wohl oder übel versuchen, neues zu holen. Es war in der Morgendämmerung, als drei Männer das Wagnis unternahmen. Ein aus Bambusrohr gefertigtes Wassergefäß als Eimer in der einen, den Speer in der anderen Hand tragend, so eilen sie unangefochten über die Lichtung unter den Häusern und verschwinden im Walde. Nicht die nahe, starke Quelle, die ihnen in Friedenszeiten Wasser liefert, ist heute ihr Ziel. Sie fürchten, daß dort ein Hinterhalt liegen werde. Sie wissen eine andere, ganz versteckte Quelle, die selbst vor den Frauen und Kindern geheim gehalten wird. An einer fernen Felswand tritt sie zutage, verschwindet dann wieder unter dem Schutt und kommt weiter unten zum zweitenmal zum Vorschein. Dahin steuern sie, vorsichtig, lautlos wie die Katzen. Endlich stehen sie an dem aus dem Geröll hervorkommenden Rinnsal. Da fängt ein Papageienschwarm auf einem Baume an laut zu lärmen. Die drei treten vom Wasser zurück in das Dickicht und lauschen. Aber nichts rührt sich. Rasch füllen sie nun ihre Bambusrohre, trinken sich selbst satt und treten geräuschlos den Rückweg an, einer hinter dem anderen gehend. Plötzlich läßt der letzte Wassergefäß und Speer fallen, wirft die Arme mit einem Schrei in die Höhe und stürzt vornüber zu Boden: ein Pfeil sitzt ihm im Nacken! Im selben Augenblicke erschallt ein wahnsinniges Geheul und das Brechen von Zweigen im Walde. Blitzschnell sind die zwei vorderen Wasserträger verschwunden; die Feinde stürzen hervor, stürmen hinterher, und eine wilde Jagd beginnt. Die Verfolgten gewinnen aber einen immer größeren Vorsprung; der Wald ist ihnen ja bekannt. Auch sie haben Wassergefäß und Speer sogleich weggeworfen, und jeder

Digitized by Google

schlägt seinen eigenen Weg ein. So kommt der flinkste von ihnen endlich in atemlosem Jagen auf der Lichtung bei den Baumhäusern an und klimmt mit letzter Kraft die Leiter hinan. Bald taucht auch der zweite auf und ergreift die rettende Leiter. Wie er in halber Höhe ist, brechen auch schon die Verfolger aus dem Walde. Aber keiner wagt es, ihm nach die Leiter hinaufzuklettern. Denn der erste Gerettete hat die Krieger des Hauses alarmiert. Drohend stehen diese bereits auf der Plattform, und ein Pfeilschuß von oben streckt den einen Verfolger ins Gras. Die Untenstehenden schießen ihre Pfeile und werfen ihre Speere nach oben, — vergeblich, das Baumhaus steht zu hoch; wer oben ist, ist in Sicherheit.

So ziehen die Krieger des Tales endlich, ihre Speere schwingend und ein Triumphgeschrei anstimmend, unter Mitnahme des Verwundeten ab, begleitet von dem Hohngeschrei der Baumhauskrieger. Auf dem Rückwege nehmen sie die weggeworfenen Wassergefäße und Speere mit, berauben den an der Quelle Getöteten seines aus Eberzähnen bestehenden Halsschmuckes und des Knochendolches, den er in der Armbinde stecken hatte, und bringen diese Dinge frohlockend als Siegeszeichen mit heim in ihr Dorf. Der Tod der Frau im Taropfelde ist durch den Tod des einen Wasserträgers gesühnt. Ein Kriegstanz beschließt den Feldzug.

Der wichtigste Vierfüßler der Kanaken. Als die Weißen die Inseln der Kanaken[1]) betraten, fanden sie weder Pferd noch Rind, weder Schaf noch Ziege vor, auch keinerlei Raubtiere, aber viele Schweine, verwilderte und zahme. Die Europäer haben zwar unsere Haustiere auch hier heimisch zu machen gesucht, aber im Leben der Eingeborenen spielen sie noch keine Rolle. Für sie ist nach wie vor das Schwein der wichtigste Vierfüßler. Ein Fest ohne ein gebratenes Schwein kann sich der Kanake nicht denken. Ob es ein im Walde gefangenes oder ein Hausschwein ist, das macht ihm nichts aus. Es lebt dort in den Urwäldern eine Unmenge verwilderter Schweine, die mit Vorliebe durch die Zäune in die Pflanzungen kriechen und dort Schaden

[1]) So bezeichnet man die Eingeborenen des Bismarckarchipels.

Digitized by Google

anrichten. Die Eingeborenen verbinden also das Angenehme mit dem Nützlichen, wenn sie dieses Wild wegfangen. Aber die Art und Weise, auf welche sie die Tiere zu fangen suchen, ist für die Menschen nicht minder gefährlich wie für die Schweine. Das wilde Schwein läuft nämlich ebenso gern auf den Eingeborenenpfaden durch den Wald wie der Mensch. Darauf rechnen die Eingeborenen und legen mitten in den Pfaden die sog. Schweinegruben an. Das sind mannstiefe und mit Laub und Ästen täuschend zugedeckte Fallgruben. Die Bewohner des Dorfes, die die Gruben angelegt haben, kennen natürlich jede einzelne ganz genau. Der Fremde aber fällt ebenso leicht hinein wie der borstige Vierfüßler und spießt sich auf den in den Grund gesteckten Speerspitzen auf. Früher, als die Menschenfresserei hier noch mehr im Schwange war, bereitete man dem verunglückten Fremden dasselbe Schicksal wie einem gefangenen Schweine.

Naht ein Fest, und es hat sich kein Schwein in den Gruben gefangen, so muß man andere Mittel anwenden, um eins zu erhaschen. Ein Trupp Eingeborener macht ein Treiben im Walde und jagt die Schweine auf einen grasbewachsenen Platz hinaus. Nun wird das Gras ringsum angezündet. Die umzingelten Tiere drängen sich zusammen und brechen dann nach einer Seite durch. Die Eingeborenen stürzen sich jetzt zu zweien oder dreien auf je eins der vorüberrennenden Schweine und stechen es mit ihren langen Speeren tot. — Wieder ein anderes Mittel ist dies: Man legt unter einem Baume Futter für die Schweine aus. In den Ästen des Baumes verstecken sich zwei Männer und halten eine lange Schlinge so, daß das über das Futter herfallende Schwein mit Kopf und Vorderfüßen hineingerät. Dann wird zugezogen. Das gefangene Tier wird nicht gestochen, sondern erstickt. Die Borsten werden mit brennenden Kokoswedeln abgesengt. Soll ein besonders hohes Fest durch das Schwein verherrlicht werden, so wird die Haut schön bemalt! Sind die Eingeweide herausgenommen, — Wurst machen die Eingeborenen nicht, sie essen die Einge-

Digitized by Google

weide gekocht, — so wird das Schwein an eine Bambusstange gebunden, über ein offenes Feuer gehangen und im Ganzen gebraten.

Auch seine Träume bringt der Papua mit dem geschätzten Vierfüßler in Zusammenhang: Muß sich jemand im Traume vor einem wütenden Wildschweine auf einen Baum retten, so nahen Feinde dem Dorfe, und es ist Zeit, sich auf die Baumhäuser zu flüchten! — Sieht man einen Eberzahn im Traume, so ist in der Nacht ein Schwein in eine Grube gefallen oder wird bald hineinfallen. — Baut man im Traume an einem Hause, so wird man ein in seinem Lager schlafendes Schwein finden. — Läuft einem Manne im Traume die Frau fort und er holt sie ein und bringt sie wieder, so wird er bald einem Schweine begegnen und seiner habhaft werden usw. (Neuhauß).

Eine Leichenverbrennung auf den Salomonsinseln.

Ein Insulaner ist gestorben. Während seine Leiche im Sterbehause aufgebahrt wird, erschallt unaufhörlich das dumpfe Dröhnen der mächtigen, aus einem Baumstamme hergestellten Dorftrommel. Die Trommelsignale verkünden den Nachbardörfern nicht nur, daß jemand gestorben ist, sondern auch, wer der Tote ist. Sofort machen sich die Freunde und Bekannten des Verstorbenen bereit. Sie malen sich Gesicht und Oberleib kohlschwarz; dann brechen sie nach dem Trauerhause auf. Bald ist die ganze Bekanntschaft und Verwandtschaft versammelt. Sie hocken beisammen am Boden, und einmal beginnt dieser, einmal jener ein eintöniges Klagelied, worin er den Lebenslauf des Toten, seine Taten und Verdienste besingt. Endlich wird die in Matten gehüllte Leiche aufgehoben und in langsam feierlichem Zuge nach dem Verbrennungsplatze getragen.

Nicht weit vom Hause des Verstorbenen, unter Palmen, ist zwischen vier Pfählen ein Scheiterhaufen errichtet. Darauf wird der Leichnam gelegt. Nun wird auch auf den Toten noch Holz geschichtet, und dann zündet man das Ganze mit Fackeln aus dürren Palmblättern an allen vier Enden an. Während der Rauch emporsteigt, stimmen die Frauen wieder Totengesänge an. Die Männer

Digitized by Google

aber werfen Taro, Jams, Bananen und Kokosnüsse in das Feuer — war der Tote ein reicher Mann, auch ein Schwein oder einen Hund —, damit die Seele eine Wegzehrung auf ihrer langen Reise ins Geisterreich hat. Nach einigen Stunden ist das Feuer zusammengesunken. Die Asche wird gesammelt und in einen aus Matten genähten Sack getan. Über der Verbrennungsstelle wird ein Hüttchen gebaut, unter dessen Dach die Asche des Toten aufbewahrt wird. Wenn das Häuschen durch Wind und Wetter morsch geworden ist, so nehmen junge Männer die Asche, rudern mit ihr hinaus aufs Meer und versenken sie dort (nach „Kolonie und Heimat", Jahrg. 3, Nr. 5).

*

Das Verbrennen der Toten in der geschilderten Weise herrscht z. B. auf der Südhälfte der großen Salomonsinsel Bougainville. Jedenfalls verdient es den Vorzug vor der im Bismarckarchipel sonst beliebten Art, die Leichen im Hause zu behalten.

Gastfreundschaft auf Neupommern.

Vor seiner Hütte in einem Dorfe Neupommerns sitzt ein Kanake, gibt sich dem süßen Nichtstun hin und kaut dabei bedächtig eine Betelnuß. Da schreitet ein Mann aus einem befreundeten Nachbardorfe mit Pfeil und Bogen vorüber. Sofort wird er eingeladen, sich mit vor die Hütte zu setzen, eine Betelnuß mit zu kauen und eine gekochte Taroknolle zu essen. Der Eingeladene ist gleich bereit. Selbst wenn er etwas Eiliges vorhätte — was aber bei diesen Naturmenschen kaum vorkommt —, dürfte er die Einladung nicht abschlagen, sonst hätte er sich nicht nur den Mann vor der Hütte, sondern dessen ganzes Dorf zum Feinde gemacht. Beide Männer setzen sich also einander gegenüber und beginnen eifrig an einer Betelnuß zu kauen. Den scharfen Betelsaft spuken sie kunstgerecht durch die schwarzgebeizten Zähne in weitem Bogen rechts und links auf die Erde. Von Zeit zu Zeit legen sie ein neues Stück Betelnuß [1])

[1]) Die Nuß stammt von der Arekapalme. Betelnuß heißt sie, weil sie mit den Blättern des Betelpfeffers zusammen gekaut wird. Sie ist ein über ganz Ostasien und die Inseln zwischen Asien und Australien verbreitetes Kaumittel, das ungefähr dieselbe Rolle wie die Kolanuß in Afrika spielt.

Digitized by Google

auf ein Blatt des Betelpfeffers, ſtreuen Kalkſtaub darüber, wickeln einen Priem zuſammen und ſchieben ihn in den Mund.

Die Nachricht von der Ankunft eines Beſuchers dringt raſch in die Nachbarhütten und auch in die Pflanzungen, wo die Frauen und Kinder arbeiten. Von Neugierde getrieben, erſcheinen allmählich zahlreiche Männer, Frauen und Kinder vor der Hütte, wo ſich der Gaſt niedergelaſſen hat. Sie grüßen nicht; das iſt nicht Sitte. Sie kauern ſich ſtumm in der Nähe des Beſuchers auf den Boden und laſſen ſich kein Wort entgehen, was der Hausherr mit dem Gaſte wechſelt. Ab und zu ſteht der Hausherr auf und teilt Betelnüſſe und Pfefferblätter unter die Neuherbeigekommenen aus, und alles kaut und ſpuckt nun nach Herzensluſt. Je mehr Dorfleute kommen, um ſo ehrenvoller iſt es für den Gaſt; um ſo ſtolzer iſt dieſer. Lange mengt ſich niemand ins Geſpräch. Allmählich aber richtet der oder jener eine wohlgeſetzte Frage an den Beſucher. Die Kinder müſſen ſich mäuschenſtill verhalten. Sie hocken auf den Fersen und laſſen die Augen von einem zum anderen wandern. Auf einen Wink des Hausherrn verſchwinden die Frauen. Sie gehen in die Pflanzung und bringen in Netzen maſſenhaft Taroknollen herbei. Junge Burſchen ſchleppen ein paar mächtige Bananentrauben herzu, und bald lodert neben der Hütte im Hofraume ein Feuer. Alles hilft beim Zubereiten und Kochen. Sind die Speiſen gar, ſo beginnt das Feſtmahl zu Ehren des Beſuches. Der Hausherr gibt jedem ſein Teil Eſſen. Der Gaſt bekommt doppelt ſo viel als die anderen. Als Teller dient ein Bananenblatt; als Meſſer und Gabel die Finger. Aber das Mahl iſt reichlich, und den Reſt erhalten die Kinder. Nach dem Mahle ſetzt ſich alles im Kreiſe um das Feuer. Es wird nun geſungen. Dann holen ſich die Frauen ihre langen Grasröcke, die bis unter das Knie hinab reichen — ihre Tanzröcke — und führen Tänze auf. Dabei wird fleißig Betel gekaut, und ſingend, tanzend, plaudernd bleibt alles beiſammen bis ſpät in die Nacht hinein. Endlich legt ſich jedes hin, wo es gerade ſaß, und ſchläft. Auf das Feuer wird noch ſo viel Holz gelegt, daß es die Nacht durch nicht ausgeht. Wenn der Tag anbricht, liegen die Schläfer alle noch um das Feuer. Die Morgenſonne treibt ſie auf. Der Gaſt, dem zu Ehren das große Feſt gefeiert wurde, bekommt jetzt eine kalte Taro-

Digitized by Google

knolle, die man abends für ihn zurücklegte, und plötzlich sagt er, ohne sich zu verneigen oder jemandem die Hand zu geben: „Ich gehe." So erfordert es die Sitte, und die Zurückbleibenden antworten: „Ja, du gehst." Damit lassen sie ihn ziehen. Wenn nun jemand aus diesem Dorfe in das Dorf des also festlich Bewirteten kommt, so kann er sicher sein, daß man ihm dieselbe Gastfreundschaft erweist. (Frei nach Roscher, Land und Leute in Baining (Neupommern), Dtsch. Kolonialblatt, Jahrg. 1905).

Die Bewohner Mikronesiens. Wenn man die etwa tausend Inseln Mikronesiens — mit Ausnahme der amerikanischen Marianeninsel Guam — zusammenlegte, so würden sie nur eine Landfläche von 2500 qkm ergeben, also nur den sechsten Teil vom Königreiche Sachsen. Die Zahl der Bewohner ist demgemäß auch nur gering und beträgt rund 60 000. Es sind hübsche, kastanienbraune Leute, unsere Mikronesier, die nichts Negerhaftes an sich haben. Auf die Frage, wovon die Bewohner solcher kleinen Eilande wohl leben mögen, werden die Schüler natürlich unverweilt antworten: Vom Fischfange! — In Wirklichkeit spielt aber der Fischfang für die Ernährung eine ganz untergeordnete Rolle. Die Insulaner leben in der Hauptsache von der Kokospalme, dem Brotfruchtbaume, der Banane, von Taro und Jams und ungefähr denselben Pflanzen wie die Bewohner Neuguineas und des Bismarck-Archipels.

Das Fischen besorgen die Männer nur als Zeitvertreib. Die Abwechslung, die der Fisch in die Pflanzenkost bringt, ist ihnen natürlich angenehm. Bei alledem sind sie sehr geschickte und sehr geduldige Fischer. Sie haben Fischspeere und Fischpfeile mit mehreren Spitzen; denn drei oder mehr Spitzen treffen mehr als eine. Sie verfertigen sich alle Arten Netze und Fischreusen. Sie fischen bei Tag und bei Fackelschein. Sie verstehen sogar den Haifisch zu fangen und die scheue Schildkröte zu überlisten. Aber wenn der Taifun ihre Fruchtbäume umbricht, so kommen sie doch — trotz alles Fischfangs — in Gefahr, Hungers zu sterben.

Digitized by Google

Eine andere Vermutung, die sich angesichts der über einen ungeheuren Meeresraum verstreuten Inselchen aufdrängt: nämlich, daß die Bewohner jedenfalls tüchtige Seefahrer sein werden, bewahrheitet sich aber in vollstem Maße. Die Auslegerboote unserer Ozeanier sind wahre Meisterwerke. In diesen „Hochseekanus" unternehmen sie ganz unglaublich weite Fahrten. Der Besuch einer 200 bis 300 km entfernten „Nachbar"insel macht ihnen gar nichts aus. Als Proviant nehmen sie die aus Brotfrucht bereitete Dauernahrung und besonders Kokosnüsse mit, in denen sie Speise und Trank zugleich haben. Sie wissen sich auf hoher See ausgezeichnet nach den Gestirnen zu richten. Auf manchen Inseln hat man sogar Seekarten. Dünne Stäbchen sind die Meeresströmungen. Kleine Muscheln bedeuten die Inseln. Oft sind Boote der Mikronesier durch widrigen Wind oder starke Strömungen auf ungeheure Weiten verschlagen worden, aber selten sind die Schiffer dabei umgekommen. Besonders nach Westen zu ist der unfreiwillige Kurs gegangen, und an den Philippinen sind die Verschlagenen gewöhnlich gelandet. Vor der Heimfahrt ist ihnen, sobald sie nur neuen Proviant hatten, nicht im geringsten angst gewesen.

Wir wollen nur von einer der wichtigsten mikronesischen Insel etwas Genaueres erzählen.

Jap, die Hauptinsel der Westkarolinen. Jap ist eine „hohe" Insel; eigentlich ein kleiner Archipel, denn es setzt sich aus mehreren größeren und kleineren Inseln zusammen. Um die ganze, 207 qkm umfassende Insel ist ein breites Riff gewachsen, das eine einzige Einfahrt für Dampfer frei läßt. An der Einfahrt liegt das Bezirksamt mit einigen drum und dranhängenden Gebäuden, sowie das Haus der „Deutsch-Niederländischen Kabelgesellschaft"; denn Jap ist an das Welttelegraphennetz angeschlossen. Auf Jap lebt, an Zahl kaum noch 7000 Köpfe stark, ein seltsames Insulanervölkchen. Seit 200 Jahren haben die Leutchen Europäer — erst Spanier, dann Deutsche — unter sich, aber ihre alten Sitten und Gebräuche

Digitized by Google

haben sie deshalb nicht abgelegt. Europäische Kleidung reizt sie gar nicht. Die Frauen tragen heute noch als einziges Gewand ihre dicken Faserröcke, die um die Hüfte einen derartigen Wulst bilden, daß kleine Kinder bequem darauf reiten können. Die Männer gehen bis auf einen Lendenschutz nackt. Es fällt ihnen auch nicht ein, das europäische Haus nachzuahmen. Es wäre auch schade, denn das Jap-Haus ist ein höchst achtenswertes Stück der Baukunst. Taf. 15 u. 11, Bild 2. Auf einem steinernen Fundamente stehend, streckt es die zugespitzten, vorspringenden Giebel dem Winde weit entgegen. In dem Hause und um dasselbe ist alles blitzsauber. — Die Bewohner der Inselgliedern sich heute noch in zwei soziale Schichten: in Freie und Sklaven. Die Freien wohnen in den Stranddörfern, die Sklaven in besonderen Dörfern im Innern der Insel. Daraus ersieht man schon, daß die Sklaverei keine harte ist. Die Leute der Sklavendörfer müssen in den Herrendörfern hin und wieder zu gewissen Arbeiten antreten, z. B. zum Wegebauen und zum Dachdecken — bei den Riesendächern der Jap-Häuser und und der Trägheit der Japleute kann man das letztere verstehen! Abgaben brauchen die Sklavendörfer nicht zu entrichten. Heiraten müssen die Sklaven aber unter sich. Eine Freie bekommt der Sklave nicht zur Frau. Beim Begegnen muß der Sklave dem Freien ausweichen. Gewisse Speisen darf er nicht essen, gewisse Tänze nicht tanzen, tätowieren darf er sich auch nicht, und nie bekommt er ein Stück des berühmten großen Geldes in seinen Besitz. Damit kommen wir zu der größten Merkwürdigkeit der Japleute, zu dem Steingelde.

Das Steingeld auf Jap. Wer durch ein Dorf der freien Japleute geht, der sieht mit Erstaunen überall an den Häusern mühlsteinartige, dünne Steine lehnen. Kein Mensch würde auf die Idee kommen, daß diese Steine das große Geld der Insulaner sind. Man kann es ruhig die Nacht über draußen lassen. Es ist so schwer, daß es niemand wegnimmt. Außerdem wird auch jedes Stück gekannt, und man weiß genau, wem es gehört. So merkwürdig es

Digitized by Google

uns scheinen will, diese Steine haben heute noch ihren hohen Geldwert. Selbst das Bezirksamt nimmt sie, als Buße, in Zahlung und bezahlt damit die Insulaner, die öffentliche Arbeiten verrichten. Ein Stein von sechs Spannen Breite ist soviel wert wie 20 Zentner Kopra oder 80 Mark. Die Redensarten, daß das Geld auf der Straße liegt, oder daß jemand steinreich ist, sind also in Jap nicht bloß Gleichnisse. Der Japmann kauft sich mit diesen Steinen Dinge, die viel Geld kosten, z. B. ein Boot, ein Schwein, eine Frau u. dgl.; oder er macht damit etwas gut, was er begangen hat.

Eine Fahrt der Japleute nach neuem Steingelde.[1])

Eines Tages segeln zwei Hochseeboote, mit zehn Japmännern besetzt und reich mit Proviant versehen, nach den 240 Kilometer entfernten Palauinseln. Nach drei Tagen landen sie an einer dieser Inseln. Sie ziehen ihre Boote aufs Trockene und gehen zum Häuptling der Insel. Für einen großen Sack Betelnüsse erhalten sie die Erlaubnis, Geldsteine zu brechen und zu behauen. Sie steigen nun auf einen nahen Berg, wo der beste Stein gefunden wird und wo schon früher Japleute gearbeitet haben. Der steinige Pfad hört am steilen Gipfel ganz auf, und auf einem mit Stufen versehenen Baumstamme, der noch dalehnt, erklimmen sie die Höhe. Hier ist ein Steinbruch, und sofort machen sich die Männer an die Arbeit. Mit Äxten und Meißeln wird ein Block aus dem Kalkfelsen gebrochen. Unter ihm wird ein Feuer angezündet, die spröde gewordene Oberfläche wird abgepickt, und damit wird so lange fortgefahren, bis der Stein die Gestalt eines Mühlsteins erlangt hat. Je dünner und größer die Steinscheibe ist, um so höher ist ihr Wert. Der älteste der Steinbrecher gibt das Zeichen, wenn mit dem Abpicken aufgehört werden muß, damit der Stein nicht am Ende noch zerbricht. So liegen endlich zwei gewaltige Steine rund und glatt da. Nun kommt ein schweres Stück Arbeit: die Steine hinab an den Strand zu bringen. Durch jeden Stein wird ein Loch gemeißelt, durch das eine dicke Stange gesteckt wird. Mühsam schleppen die

[1]) Siehe Tafel 15.

Digitized by Google

Auf der Karolineninsel Jap. In Auslegerbooten herbeigeholtes neues Steingeld wird ausgeladen.
(Aus A. Wünsche, „Land und Leben", geogr. Wandbilder in künstlerischer Ausführung, Format 80×160 cm. Verlag Leutert & Schneidewind in Dresden.)

Digitized by Google

Kakaopflanzung auf Samoa, mit Blick auf Apia.

(Aus A. Wünsche, „Land und Leben", geogr. Wandbilder in künstl. Ausführung, Format 80×160 cm, Verlag Leutert & Schneidewind in Dresden.)

Digitized by Google

Männer erst den einen, dann den zweiten Stein hinab zur Küste und laden jeden auf ein Boot. Nun fahren sie bis zum Hafen der Insel und warten hier, bis das Schiff eines europäischen Händlers ankommt. Das nimmt die Geldsteine mit nach Jap. Die Japleute fahren hinterher, nehmen in Jap die Steine wieder auf ihre Boote und kommen endlich damit in ihrem Dorfe an. Unter großem Zulauf des Volkes geht es ans Ausladen. Tagelang werden sie dann, wie sie an der Hauswand lehnen, von jung und alt betrachtet und befühlt, und das ganze Dorf ist glücklich über die Vermehrung seines Reichtums.

*

Früher mußten die Japleute die schweren Steine auf ihren eigenen Booten heimfahren, und mancher Stein versank unterwegs, und manches Boot kehrte überhaupt nicht wieder heim. Deshalb standen die Steine damals auch höher im Preise als heutzutage. Übrigens haben die Japleute noch eine zweite, handlichere Geldsorte, nämlich Muschelgeld. Dieses Geld — abgeschliffene und auf einen Faden gereihte Muschelschalen und Schneckenhäuser — führen sie als tägliches Zahlungsmittel mit sich. Das ist noch auf den meisten Südseeinseln so, und der weiße Händler mißt das „Geld" seiner braunen Kundschaft, die in seinem Laden etwas kauft, mit dem Meterstabe ab. Das meiste Muschelgeld hat immer der Häuptling. Er läßt sich zur Aufbewahrung desselben gleich eine „Geldhütte" bauen. Um Diebe abzuschrecken, wird die Religion zu Hilfe genommen: das Geldhaus wird für „Tabu" erklärt! Es ist also heilig, unverletzlich, unberührbar; nur der Häuptling darf es berühren. — Bei den Kanaken auf Neupommern kann sogar keine Seele selig werden, die nicht genug Muschelgeld hinterlassen hat! Wie der Missionar Kleintitschen („Die Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel") erzählt, geht es nach dem Glauben jener Leute dabei folgendermaßen zu: Am Eingange der Insel der Seligen hält ein strenger Wächter die Seele auf und stellt ihr drei Fragen: „Wer bist du? Woher kommst du? Wieviel Muschelgeld hast du hinterlassen?" Die Antwort auf die letzte Frage entscheidet über das Schicksal der armen Seele. Hat der Tote viel Geld hinterlassen, so darf sie in die

Digitized by Google

Seligkeit eingehen, wo sie mit ihren Ahnen essen, trinken, rauchen, Betel kauen und müßiggehen kann. Hat der Verstorbene aber nichts oder nicht genug hinterlassen, so wird die Seele nicht eingelassen. Sie muß in ihre Heimat zurückkehren, darf aber nicht im Dorfe wohnen, sondern muß im Walde von Laub und Moder leben. Als böser Geist sucht sie nun den Lebenden zu schaden.

Digitized by Google

Samoa.

Die Natur der Inseln. Samoa ist unsere entfernteste Besitzung. Die deutschen Samoainseln — ein paar kleine Eilande der Gruppe gehören den Vereinigten Staaten — haben insgesamt einen Flächeninhalt von etwas über 2500 qkm. Sie sind also so groß wie die Inseln Deutsch-Mikronesiens zusammen. Das will aber nicht viel besagen; denn 2500 qkm sind, wie schon oben erwähnt, nur ein Sechstel des Königreichs Sachsen. Von den beiden Hauptinseln ist die kleinere — Upolu — die wichtigere. Auf Upolu leben 21 000 Eingeborene, auf Sawaii nur 13 000. Von den etwa 500 Weißen wohnen fast alle auf Upolu.

Die Samoainseln sind „hohe" Inseln. Ihre Entstehung kann man sich so denken: Auf einem Gebirgsrücken, der jetzt tief unter dem Meeresspiegel liegt, öffneten sich Krater und schütteten fort und fort vulkanische Massen aus. Die Lavamasse erhob sich endlich über die Oberfläche des Meeres und bildete Inseln. Die Aufschüttung ging aber immer weiter, bis die Inseln die heutige Höhe erreicht hatten. So sind die Inseln eigentlich weiter nichts als riesige Haufen alter und junger Lava. Auf der Insel Upolu steht Vulkan an Vulkan eng nebeneinander, aber alle sind längst erloschen und schon dicht bewachsen. Sawaii dagegen ist ein einziger gewaltiger Vulkan, bedeckt mit einer ganzen Menge von Kratern und erstarrten Lavafeldern. Man dachte, das Feuer im Innern der Insel sei — nachdem sich seit etwa 200 Jahren nichts mehr gerührt hatte — nun völlig erloschen, als plötzlich im Jahre 1902 einer der alten Krater wieder aufbrach und Lava ausströmen ließ. Der Ausbruch kam nicht mehr zur Ruhe. 1905 öffneten sich gleich mehrere Krater; ungeheure Lavaströme ergossen sich aus ihnen, wälzten sich bis zur Küste hinab und stürzten sich wie ein höllischer

Digitized by Google

Wasserfall ins Meer. Ein paar Dörfer wurden unter der Lava begraben, und auf weite Entfernung hin starb noch alles Grün durch die giftigen Gase ab. Nun darf man sich nicht vorstellen, daß bei einem solchen Ausbruch die Lava gerade auf dem höchsten Gipfel herauskomme und nach allen Seiten, wie der Regen auf einem Regenschirme, herablaufe! Die tätigen Krater liegen einmal hier und einmal dort, und es werden immer nur einzelne Striche der Insel — deren Flächeninhalt 1700 qkm beträgt — von der Verwüstung betroffen. Aber ein großer Teil der Insel ist mit völlig ödem Lavagestein bedeckt, und so erklärt es sich auch, warum Sawaii viel weniger Bewohner hat als Upolu.

Die Insel Upola trägt eine dicke Schicht Verwitterungserde. Dieser fruchtbare Boden im Verein mit dem vielen Regen und der gleichmäßigen Wärme macht die Insel außerordentlich fruchtbar. Der üppigste Urwald zieht sich von der Küste bis auf den Kamm des Gebirges. Zahlreiche Bäche kommen vom Gebirge herab. Für Pflanzungen ist das Land wie geschaffen. Die ganze Insel könnte in eine große Pflanzung verwandelt werden. Es bestehen zwar schon eine Menge Pflanzungen, aber ihre Gesamtfläche ist doch nur sehr gering.

Die Samoaner. Die Samoaner sind ausnehmend hübsche Leute. Sie werden für die schönsten „Polynesier" überhaupt gehalten. Ihre Dörfer liegen fast alle am Strande. Die Küste ist ja doch der wertvollste Strich der Inseln. Da gibt es Kokospalmen in Masse, und auch zahlreiche andere Brotpflanzen gedeihen hier vorzüglich. Dazu liefert das Meer Fische und Muscheln in unerschöpflicher Fülle auf den Tisch des Samoaners. Dann bildet das Meer auch den bequemsten Verbindungsweg zwischen den Strandörfern. Man fuhr mit dem Boote und brauchte keine Wege zu bauen. Die deutsche Verwaltung hat allerdings einen Küstenweg um beide Inseln anlegen lassen, auch einige Querwege über die Inseln hinweg. Als Strandbewohner sind die Samoaner ausgezeichnete Schwimmer und Taucher, auch im Fischfang, im Boots-

Digitized by Google

bau und in der Schiffahrt von bewundernswerter Geschicklichkeit, wie die Mikronesier und Polynesier alle. Ganz eigenartig sind die Häuser. S. Taf. 12, Bild 1.

Ein Besuch in einem samoanischen Hause.

Wir stehen vor einem von schlanken Palmen überragten Samoanerhause. Es ist länglich rund und hat ein sehr hohes, solides Dach, das mit einer dicken Grasschicht sorgfältig gedeckt und unten herum glatt abgeschnitten ist. Aber wo ist die Tür? Es ist nämlich ringsherum sozusagen nichts als lauter Eingang. Wände gibt es gar nicht. Das Dach steht ringsum auf starken Pfosten, zwischen denen man überall hinein- und überall wieder hinaustreten kann. Wie in einer deutschen Luftscheune! Wir treten ein und stehen auf einem mit glatten, runden, eigroßen Steinen beschütteten Fußboden. Ein alter Mann und eine junge Frau sitzen auf dem Boden bei einer Arbeit. Er schnitzt an einer hölzernen Schüssel, sie flicht einen Korb. Wir werden eingeladen, uns dazu zu setzen. Wir lassen uns auf eine Matte nieder und sind erstaunt, wie weich es sich auf der dicken Matte sitzt. Kein Stein ist zu spüren. Wir lassen nun unsere Augen ringsum wandern. Von „Ausstattung" ist nicht viel zu sehen. Auf den Querbalken über der „Stube" — eine Zimmerdecke ist nicht vorhanden, man sieht bis unter das höchste Dach — liegen mehrere zusammengerollte Matten. Das ist das „Bettzeug"! An einem Pfosten hängen ein Fischnetz, ein paar leere Körbe und ein paar hohle Kokosnußschalen. An einem anderen lehnt eine mächtige Holzschüssel, wie sie zum Bereiten des „Kava"-Getränkes gebraucht wird. Doch die Kultur hat auch den Samoaner beleckt: eine regelrechte Kommode, die an der „Wand" steht, gibt davon Zeugnis. Früher gab es in keinem Hause Samoas etwas Verschließbares — es herrscht ja Gütergemeinschaft —, aber jetzt hat der Samoaner schon irgend etwas, was er vor den anderen verbergen möchte. In einer Vertiefung des Fußbodens glimmt ein Feuer, und der Alte steht hin und wieder auf, um sich daran eine selbstgemachte Zigarette anzuzünden. Zum Kochen ist das Feuer nicht da. Das Kochhaus steht abseits vom Hause.

Digitized by Google

Es ist schon spät am Nachmittage. Ein paar Kinder kommen heimgestürmt mit Körbchen voll Muscheln und Krabben. Sie haben sich auf dem breiten, zur Ebbezeit trockenen Riff herumgetummelt. Auch der Vater erscheint und zwar mit einem mächtigen Korbe voll reifer Kokosnüsse und Brotfrüchte. Die Frau geht nun hinüber zum Kochhaus und bereitet die Hauptmahlzeit, das Abendessen. Der gastfreundliche Samoaner läßt es sich nicht nehmen, uns zum Essen dazubehalten. Im Kochhause macht die Frau auf einem Feuer Steine glühend. Diese legt sie in eine kleine Grube in der Erde. Darauf breitet sie die Speisen auf den Steinen aus und deckt die Grube — den samoanischen Ofen — mit Bananenblättern zu, bis die Speisen gar sind. Die Sonne geht unterdessen unter. Auf das Feuer im Hause wird neues Holz gelegt, so daß die Flamme hoch auflodert und die Wohnung und die auf den Matten beim Essen hockende Familie beleuchtet. Die Nacht ist ohne Mondschein; da geht der Samoaner zeitig schlafen. Der Vater läßt zwischen den Pfosten die Matten, die während der Nacht die Wand bilden, wie Jalousien herunter. Nun kann in der Nacht Regen und Wind kommen, die Schläfer sind geschützt.

Ein samoanisches Fest.

Ein Trupp Samoaner und Samoanerinnen setzt sich eines schönen Morgens in ein großes Ruderboot und fährt in ein Nachbardorf zu Besuch. Mit Freuden werden sie willkommen geheißen, denn Besuche machen und empfangen ist eine wahre Leidenschaft der sorglosen Samoaner. Nun gilt es, die Angekommenen so zu bewirten und zu unterhalten, daß man Ehre einlegt. Sie werden in das große, in der Mitte des Dorfes stehende Gäste- oder Versammlungshaus geführt. Die besten Matten werden ausgebreitet und die Gäste zum Sitzen eingeladen. Unterdessen ist nach der „Dorfjungfrau", der Taupou, gesandt worden. Bald erscheint sie: ein bildhübsches Mädchen in samoanischer Tracht, mit Blumen im Haare, Blumengewinden um den bloßen Oberkörper und einen zierlichen Fächer in der Hand. Eine Schar junger Samoanerinnen bildet ihre Begleitung. Sie begrüßt jeden Gast und schickt dann von den Männern ihres Dorfes, die sich neben die Gäste gesetzt haben, einige fort, um diese und jene Arbeit verrichten zu lassen. Denn

Digitized by Google

die Dorfjungfrau ist an solchen Tagen die Höchstkommandierende; sie ordnet alles an, was zur Bewirtung nötig ist. Ein Ferkel wird gebraten, Taroknollen und Brotfrüchte werden zwischen heißen Steinen geröstet, frische Kokosmilch wird herbeigebracht. Die jungen Mädchen breiten vor jedem Gast und Dorfbewohner ein frisches Bananenblatt aus. Der Häuptling des Dorfes zerteilt mit seinem Kampfmesser das Ferkel, und die Mädchen legen Fleisch, Taro und Brotfrucht auf die Blätter. Jedes ißt nun mit den Fingern, solange etwas da ist. Die Mädchen tragen immer neue Speisen auf. Die Dorfjungfrau nötigt ohne Unterlaß. Sie setzt sich zu den Gästen und stopft ihnen die besten Stücke in den Mund. Am Ende des Mahles werden hohle Kokosnüsse mit Waschwasser umhergereicht. — Nachdem eine Stunde vergangen ist, holt ein Mädchen eine mächtige, auf Füßen stehende Holzschüssel und setzt sie in die Mitte der Versammlung. Eine andere bringt eine dicke Wurzel herbei. Alles sieht gespannt hin. Es wird die „Kava" bereitet. Die Dorfjungfrau hockt sich neben die Schüssel, kaut die Wurzel und spukt die Stückchen in die Schüssel. Ein danebenkauerndes Mädchen gießt Kokosmilch dazu. Wie die ganze Wurzel klar gekaut ist, rührt die Taupou das Gemisch mit den Händen durch, fischt mit einem Bastbündel die Fasern heraus und klatscht dann in die Hände. Ein junger Mann springt auf und ruft: „Die Kava ist fertig!" Er reicht der Taupou eine halbe Kokosnußschale zum Füllen. Dann ruft er laut den Namen des ältesten Gastes und reicht ihm den Trank. Dieser gießt einige Tropfen auf die Matte, murmelt ein Gebet an die Götter, hebt dann den Becher und leert ihn mit den Worten: „Diese Kava trinke ich zu aller Wohle!" Nun geht der Becher reihum bis zum jüngsten Gaste. Den letzten Becher hält der Ausrufer empor, ruft: „Die Kava ist zu Ende", trinkt ihn aus, und alles klatscht in die Hände. — Nach der Kava beginnen die Vorbereitungen für das Abendessen. Beim hoch auflodernden Feuer im Gästehause verzehrt die ganze Versammlung die Abendmahlzeit. Nun kommt der Höhepunkt des Festes. Alles ergreift die Matten und breitet sie draußen vor dem Hause aus. Der Mond leuchtet in wunderbarer Pracht hernieder. Trotzdem werden Fackeln an die Pfosten des Hauses gesteckt. Die Dorfjungfrau läßt sich inmitten des Platzes nieder; rechts und links von ihr die

Digitized by Google

Mädchen, hinter ihr eine Reihe junger Samoaner, alle reich mit Blumen geschmückt. Im weiten Halbkreise sitzen die Frauen und Männer des Dorfes mit langen Stäben in den Händen. Der Tanz, der „Siva", kann beginnen. Auf ein Zeichen der Taupou singt der Chor ein uraltes Lied und klopft mit den Stäben den Takt dazu. Die Tänzerinnen und Tänzer bewegen und drehen sitzend den Oberkörper und die Arme im Takte dazu. Mit langsam getragenen Liedern fängt es an. Allmählich werden die Lieder rascher, die Bewegungen lebhafter; die Stäbe klopfen lauter; endlich springt die Dorfjungfrau auf und tanzt in wunderbarer Geschmeidigkeit vor den sitzenden Genossinnen allein. Erregte Zurufe ertönen. Immer anfeuernder wird der Gesang. Jetzt springen auch die Tänzerinnen und Tänzer empor, und in wildem Drehen und Wenden, Wiegen und Springen wirbelt die Schar durcheinander, bis alle ermattet niedersinken und lautes Händeklatschen und Rufen der Zuschauer sie belohnt. Die Tanzlust ist nun aber erst entzündet. Nach kurzer Zeit treten die Jünglinge vor und führen, die breiten Kampfmesser schwingend, einen wilden Kriegstanz auf. Dann treten die Dorfjungfrau und der beste Tänzer einander gegenüber; die prächtigen Gestalten suchen einander in der Kunst des Tanzes zu überbieten, und der Chor singt und klopft mit Begeisterung den Takt dazu.

So geht es bis spät in die Vollmondnacht hinein. Endlich ist das letzte Lied erklungen, der letzte Tanz vorbeigewirbelt. Alles steht auf. Die Matten werden in das Haus getragen, die „Wände" herabgelassen, und die Gäste machen es sich bequem. Die Dorfleute gehen in ihre Hütten. Sorglos schläft jeder dem Tage entgegen.

Die Bucht von Apia. Wer sich zu Schiff der Stadt Apia nähert, vor dem liegt ein herrliches Bild. Im Halbkreise zieht sich der Strand mit Tausenden von Palmen um das blaue Meer. Im Hintergrunde der Bucht leuchten die weißen Europäerhäuser aus dem dichten Grün. Rechts und links davon verstecken sich die braunen, runden Samoanerhütten unter den Palmen. Bis zum Gipfel dicht bewaldete Berge, immer höher nach dem Innern der Insel zu aufsteigend, rahmen das ganze Bild ein.

Seit alters liegen an der Bucht sieben Dörfer. Ein paar der-

Digitized by Google

ſelben haben ſich allmählich in die heutige Stadt Apia verwandelt. S. Fig. 20. Regierungsgebäude, die großartige Anlage der „Deutſchen Handels- und Plantagengeſellſchaft", — in Samoa kurz „die Firma" genannt —, Läden, Wirtshäuſer, Villen, Konſulate, Miſſionen, und Kirchen umſäumen die Bucht. Als Hafen hat die Bucht freilich wenig Wert. Bei Ebbe liegt ſie bis weit ins Meer hinaus trocken da. Ein breites Korallenriff füllt ſie faſt ganz aus. Zum Glück bleibt eine ſchmale, korallenfreien Rine übrig, in der die Schiffe dem Lande nahe kommen können. Bis an den Strand heran kann aber kein Schiff kommen; ſie müſſen alle in einiger Entfernung vor Anker gehen, und Boote vermitteln den Verkehr. Während der Hälfte des Jahres bläſt ein heftiger Wind in die Bucht hinein. Starke Wogen rollen heran und die Schiffe zerren unruhig an den Ankern. Wenn Sturm droht, verlaſſen ſie lieber die Bucht und kreuzen draußen im offenen Meere. Dieſer Hafen mit ſeinem breiten Riff und den böſen Winden war im Jahre 1889 der Schauplatz eines furchtbaren Schiffsunglücks. Es lagen damals ſieben Kriegsſchiffe vor Anker, drei deutſche, drei amerikaniſche und ein engliſches. Es war gerade Krieg in Samoa. Ein Orkan brach los und ſtieß direkt in den Hafen hinein. Die Schiffe vermochten nicht mehr alle das offene Meer zu erreichen. Der deutſche „Eber" rannte an das Riff, überſchlug ſich, verſank und nahm die ganze Mannſchaft mit in die Tiefe. Der „Adler" wurde auf das Riff hinaufgeworfen

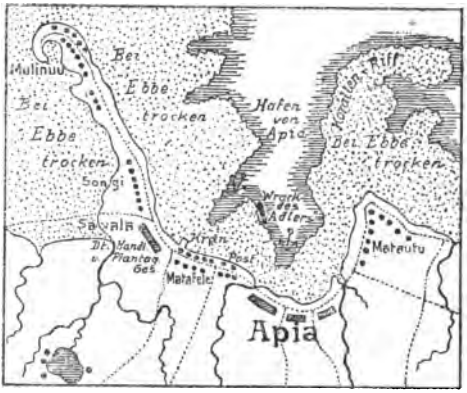


Fig. 20. Stadt und Hafen Apia.

Digitized by Google

und fiel auf die Seite. Das Wrack liegt heute noch dort. Ein Teil der Leute ertrank. Die „Olga" rettete sich dadurch, daß sie sich an einer Stelle, wo der Strand aus Sand besteht, mit Volldampf festfuhr. Von den übrigen Schiffen gingen zwei amerikanische völlig zugrunde, eins erlitt schwere Beschädigungen. Nur der Engländer kam heil davon. 93 Deutsche und 117 Amerikaner ertranken. Sämtliche Handelsschiffe im Hafen gingen unter oder strandeten. An diesem Unglückstage bewiesen die Samoaner eine Gesinnung, die höchsten Ruhmes wert ist. Trotz kurz vorhergegangener blutiger Kämpfe stürzten sie sich mit beispielloser Todesverachtung im tollsten Wüten der Brandung in die See, um von der mit dem Tode ringenden Schiffsmannschaft zu retten, was noch zu retten war. Sie haben den Fluten zahlreiche Opfer entrissen.

Die Pflanzungen auf Samoa. Ein großer Teil der Insel Upolu ist in den Händen der Weißen; aber nur wenig Land ist schon in Pflanzungen umgewandelt. Es fehlt an Arbeitern, und so muß der gute Boden ungenützt bleiben. Den Samoanern fällt es gar nicht ein, sich den Weißen als ständige Lohnarbeiter zu verdingen. Sie haben es nicht nötig. Was sie zum Leben brauchen, finden sie in ihren eigenen Kokos- und Brotfruchthainen, in ihren Bananen-, Taro- und Jamspflanzungen. Ein Tag Feldarbeit in der Woche — gewöhnlich ist der Freitag der Arbeitstag — genügt, um ihre Pflanzungen instand zu erhalten. Fleisch liefert der Urwald mit seiner Menge wilder Schweine, und Fische, Krabben, Muscheln birgt das Meer in unerschöpflicher Fülle. Brauchen sie einmal bares Geld, so verkaufen sie Kopra. Erst, wenn sie gar nichts zu verkaufen haben, gehen sie ein paar Tage auf Arbeit; aber immer nur so lange, als unbedingt nötig ist. Arbeiten, um Geld für die Zukunft zurückzulegen, kommt einem Samoaner nicht in den Sinn.

Die weißen Pflanzer und Pflanzungsgesellschaften sind deshalb auf fremde Arbeiter angewiesen. Man hat Kanaken aus dem

Digitized by Google

Bismarck-Archipel nach Samoa gebracht; diese sind nicht so arbeitsscheu wie die Samoaner und bleiben ein, zwei Jahre im Dienste der Weißen. Die besten Arbeiter aber sind die Chinesen. Die Kulis kommen in großen Kolonnen nach Samoa, und die Pflanzer reißen sich förmlich um sie. Etwas anderes als Arbeiter dürfen die Chinesen auf Samoa aber nicht werden; als Kaufleute oder Handwerker werden sie nicht geduldet. Der Kuli lebt, wie das seine Art überall ist, erstaunlich billig; seinen Lohn, der durchaus nicht niedrig ist, nimmt er zum größten Teil mit in die Heimat. Aber er ist ein zuverlässiger und sehr geschickter Arbeiter.

Der Hauptbaum in den Pflanzungen der Weißen wie in den Hainen der Eingeborenen ist die Kokospalme. Sie ist so recht der Baum nach dem Herzen der Samoaner. Denn von dem Tage an, wo sie gepflanzt ist, braucht sie keinerlei Pflege mehr. Aber auch für den weißen Pflanzer ist sie äußerst bequem. Eine Kopraplantage ist sehr leicht instand zu halten. Es ist den Palmen gleich, ob man das Gestrüpp zwischen ihnen stehen läßt oder beseitigt; ob man sie düngt oder nicht. Und doch bringen sie ein schönes Stück Geld ein. Der Pflanzer schickt zur Zeit der Ernte den Kanaken oder den Kuli mit einem körbetragenden Esel zum Einsammeln der abgefallenen Nüsse. Die gefüllten Körbe werden nach der Kopradarre gebracht. Hier sitzen Arbeiter und spalten die Nuß samt der Faserhülle durch einen Axthieb. Dann geht es ans Schneiden des Kernes und ans Dörren. Die versandfertige Kopra wird sodann in den Lagerhäusern aufgehäuft, bis ein Kopraschiff sie abholt. Es steht zur Zeit in den samoanischen Plantagen eine halbe Million tragender Kokospalmen.

Bei weitem mehr Pflege erfordert eine **Kakaopflanzung.** Siehe Tafel 16. Samoa hat vorzüglichen Kakaoboden; der Samoakakao ist einer der besten der Welt. Ein Viertel der bebauten Fläche Samoas ist jetzt bereits mit Kakaobäumen bepflanzt. Wie es schon „Diamantenfieber" und „Goldfieber" gegeben hat, so brach ein wahres Kakaofieber aus, als bekannt wurde, daß Samoa ein so ausge-

Digitized by Google

zeichnetes Kakaoland sei. Gar mancher fuhr dahin, um schnell sein Glück zu machen. Aber der Kakao ist ein eigensinniges Gewächs; und die meisten eiligst herbeigekommenen Pflanzer, die genug getan zu haben glaubten, wenn sie nur die geldbringenden Pflänzchen glücklich in die Erde hatten, erlebten nichts als Enttäuschungen. Auf gut geleiteten Pflanzungen aber sind die Erträge sehr hoch. Es stehen weit über eine Million Kakaobäume auf Samoa, von denen etwa die Hälfte bereits trägt. Der Samoakakao ist berühmter als der Kamerunkakao. Es möge deshalb hier eine Schilderung des Kakaobaues folgen, der in der Hauptsache in Kamerun und Samoa der gleiche ist.

Die Anlage einer Kakaopflanzung in Samoa.

Ein Pflanzer, der in den westindischen Kakaoplantagen Erfahrungen gesammelt hat, kommt nach Samoa und kauft ein Stück Urwald mit gut verwittertem Boden. Um das Abholzen braucht er keine Sorge zu haben. Das ist eine Arbeit, die von den Samoanern merkwürdigerweise gern gemacht wird. Er läßt zuerst einen schnurgeraden, schmalen Weg mitten durch seinen Wald schlagen. Dann wird das Unterholz weggehackt; die Bäume werden umgeschlagen, zersägt und zu hohen Haufen aufgeschichtet. Sobald das Holz einigermaßen ausgetrocknet ist, wird es gleich an Ort und Stelle verbrannt. Sind die Holzstöße alle niedergebrannt, so gehen die Samoaner ihres Weges. Der Pflanzer hat sich unterdessen einige Kulis verschafft, und die verrichten nun die weiteren Arbeiten. Sie graben zunächst die Pflanzlöcher — eins immer fünf Meter vom anderen entfernt —, füllen sie mit guter Erde, stecken drei Kakaobohnen in jedes Loch und decken es wieder zu. Sodann geht es an das Pflanzen der sog. Schattenbäume, denn der junge Kakaobaum verträgt die brennende Sonne nicht. Gleich geben diese Schattenbäume aber auch nicht Schatten, deshalb werden erst überall rasch wachsende, schattenspendende Bananen zwischen die Pflanzlöcher gesetzt. Unterdessen sind auch die Kakaopflänzchen erschienen. Das kräftigste wird stehen gelassen, die anderen werden ausgerissen. Nun gehen die Arbeiter unaufhörlich in der Pflanzung umher, gießen, jäten und vertilgen

Digitized by Google

Insekten. So vergehen zwei volle Jahre. Im dritten Jahre treibt der junge Baum die ersten Blüten, aber die Kulis schneiden sie ab. Erst im vierten Jahre läßt man die Früchte sich entwickeln. Ein wunderbarer Anblick, ein mit Früchten behangener Kakaobaum! Die reifen, dicken, rotgelben Schoten hängen nicht an den Zweigen zwischen den glänzenden, immergrünen Blättern; die Stiele kommen vielmehr aus der Rinde des Stammes und der Äste heraus! Hunderte zählt man an einem einzigen Baume; und mit vierzig Jahren trägt der samoanische Kakaobaum auch noch.

Die Kuli ziehen nun mit einem an langer Stange befestigten Messer von Baum zu Baum und schneiden die Schoten vorsichtig ab. Dann setzen sie sich um eine Matte, schlagen die Früchte auf einem Steine auf, nehmen die Bohnen, vierzig bis achtzig an der Zahl, aus der Schale und werfen sie auf die Matte. Da liegt der Lohn der vielen Mühe, des Pflanzers Silberblick! Von der Matte weg können die Bohnen aber nicht gleich verkauft werden; sie schmecken da noch viel zu bitter. Erst müssen sie noch einen tagelangen Gärungs- und Trockenprozeß durchmachen. Dann werden sie sorgfältig in dicke Säcke verpackt und hinab an den Hafen gebracht.

Digitized by Google

Kiautschou.

Wo unser Schutzgebiet Kiautschou liegt. Daß die Kiautschoubucht an der Küste der Halbinsel Schantung liegt, ist ohne weiteres aus der Karte zu ersehen. Daß sie aber das beste Eingangstor von ganz Nordchina ist, kann niemand von der Karte ablesen. Südchina hat zwei ausgezeichnete „Seetore": die Mündung des Kantonflusses mit Hongkong und die Mündung des gewaltigen Jangtsekiang mit Schanghai. In Nordchina aber haben die Mündungen der großen Flüsse nicht diesen Wert. Die Mündung des Hoangho taugt gar nichts für die Schiffahrt und die des Peiho nicht viel; denn beide sind versandet, — was sich von der Karte natürlich auch nicht ablesen läßt. Die ganze Küste Nordchinas ist durchweg flach, sandig, für Schiffe unzugänglich — ausgenommen Schantung. An dieser felsigen Halbinsel gibt es gute Häfen genug. Aber keiner derselben bildet eine so vorzügliche Eingangspforte in das Land wie die Bucht von Kiautschou. Denn während die anderen Schantunghäfen alle durch hohe Gebirge vom Innern abgeschlossen sind, zieht sich hinter der Kiautschoubucht eine tiefe, breite Senke weit ins Innere des Landes hinein. Sie ist ein ganz bequemer Weg nach dem Herzen Chinas. Die deutsche Eisenbahn, die von Tsingtau nach China hinein führt, läuft denn auch durch diese Senke. Nach keinem Hafen lassen sich die Waren aus dem nördlichen Teile des himmlischen Reiches so bequem bringen, wie nach der Kiautschoubucht. Und wenn auch nur Schantung allein seine Produkte alle nach Tsingtau brächte, so würde das schon viel besagen. Denn in dieser Provinz wohnen ebensoviel Menschen wie in ganz Frankreich (36 Millionen). Und was für fleißige Menschen!

Da Deutschland an der Küste Chinas festen Fuß fassen wollte, — wie es England, Frankreich und Rußland schon längst getan

Digitized by Google

hatten — in Südchina aber nichts bekommen konnte, so war die Kiautschoubucht ohne Zweifel die beste Stelle, wo sich eine „Pachtung auf 99 Jahre" lohnte. Dazu kommt noch, daß Kiautschou nicht etwa am Rande der Welt liegt! S. Fig. 21. Das Gelbe Meer ist ein wichtiges Mittelmeer, und viele wichtige Hafenstädte liegen um dasselbe herum: Schanghai, Nagasaki, Tschemulpo in Korea, Port Arthur usw. Und alle diese Städte sind durch kurze Seefahrten von Tsingtau aus zu erreichen.

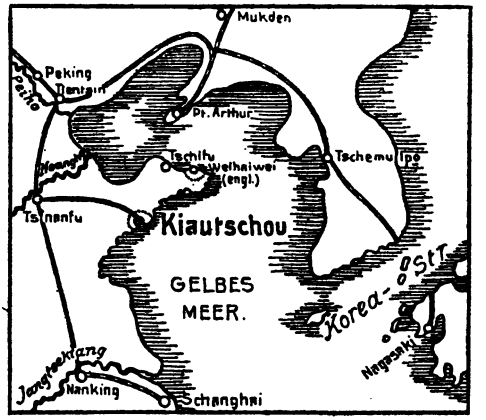


Fig. 21. Die Lage Kiautschous am Gelben Meer.

Was zum Schutzgebiete Kiautschou gehört. Die Spezialkarte zeigt uns, welche Landgebiete und Meeresflächen unter deutscher Hoheit stehen. Viel ist es nicht: zwei Landspitzen, ein paar Inseln und die fast kreisrunde Kiautschoubucht. Aber zu dem Zwecke, einen großen, modernen Kriegs- und Handelshafen erstehen zu lassen, reicht es vollkommen aus. Hinzu kommt noch ein 50 km breiter Streifen, der sich halbkreisförmig um das Schutzgebiet herumzieht: die sog. neutrale Zone, in der die chinesische Regierung nichts ohne die Zustimmung der deutschen unternehmen darf. In dieser Zone, nicht im eigentlichen Schutzgebiete, liegt auch die alte Stadt Kiautschou, nach der unsere Besitzung ihren Namen erhalten hat. Der wichtigste und interessanteste Teil ist die Kiautschoubucht. Sie gehört uns gerade bis zum Ufer und zwar — da die Bucht Ebbe und Flut hat — bis zur sog. Hochwasserlinie. Die Bucht ist an den Rändern sehr seicht, und so zieht sich das Wasser bei Ebbe jedesmal sehr weit zurück

Digitized by Google

und läßt ein breites Wattenland frei. Die Wasserfläche der Bucht schrumpft dann bis auf die Hälfte zusammen. S. Fig. 22. Nach der großen Insel Yintau kann man dann trockenen Fußes hinüber wandern. Eine durch das Watt hindurchziehende tiefe Rinne, auf der chinesische Dschunken auch bei Ebbe noch fahren können, ist — wie die Karte erkennen läßt — die Fortsetzung eines Flusses. Die Stadt Kiautschou lag einst unmittelbar an der Bucht und war eine Seehandelsstadt. Jetzt ist sie eine stille Landstadt. Bei Hochwasser ist die Wasserfläche der Bucht 560 qkm groß; das Landgebiet (Halbinseln und Inseln) umfaßt 551 qkm; beides zusammen ist also so groß wie das Fürstentum Waldeck. Während aber in Waldeck nur 60 000 Menschen in 121 Ortschaften wohnen, leben im Schutzgebiete Kiautschou — was doch zur Hälfte Wasser ist — 165 000 Menschen in 284 Orten. Es wohnen demnach in Kiautschou die Menschen so dicht beieinander, — trotz des öden Lauschangebirges — wie es in Deutschland etwa im Königreiche Sachsen der Fall ist.

Der Hafen. Als Kiautschou in deutschen Besitz genommen wurde, hatte das damalige Dorf Tsingtau schon einen Hafen; dieser war aber nicht drinnen in der Kiautschoubucht, sondern draußen am Gelben Meere. Die halbkreisförmige „Tsingtaubucht", die heute noch als sog. Außenreede dient, war zu jener Zeit und auch später noch viele Jahre der einzige Hafen. Die Chinesen hatten eine lange, eiserne Landungsbrücke in diese Bucht hineingebaut, die ebenfalls heute noch benutzt wird. Aber für einen geschützten Kriegs- und Handelshafen ist dieser Platz nicht geeignet, denn er kann vom Meere aus ohne weiteres übersehen und auch beschossen werden. Der neue Hafen mußte — darüber waren sich die Deutschen sofort klar — in der Kiautschoubucht selbst angelegt werden. Das war aber leichter gedacht als getan. Die Einfahrt in die Kiautschoubucht ist zwar sehr tief, und auch die Mitte der Bucht ist noch tief. Aber am Rande war die Bucht auch bei Tsingtau so seicht, daß kein Schiff an das Ufer heran

Digitized by Google

konnte. Man baggerte also von der Einfahrt her eine tiefe Rinne nach dem Lande zu aus und umzog dort eine große, kreisrunde Wasserfläche mit einer gewaltigen Mauer. So entstand der „Große

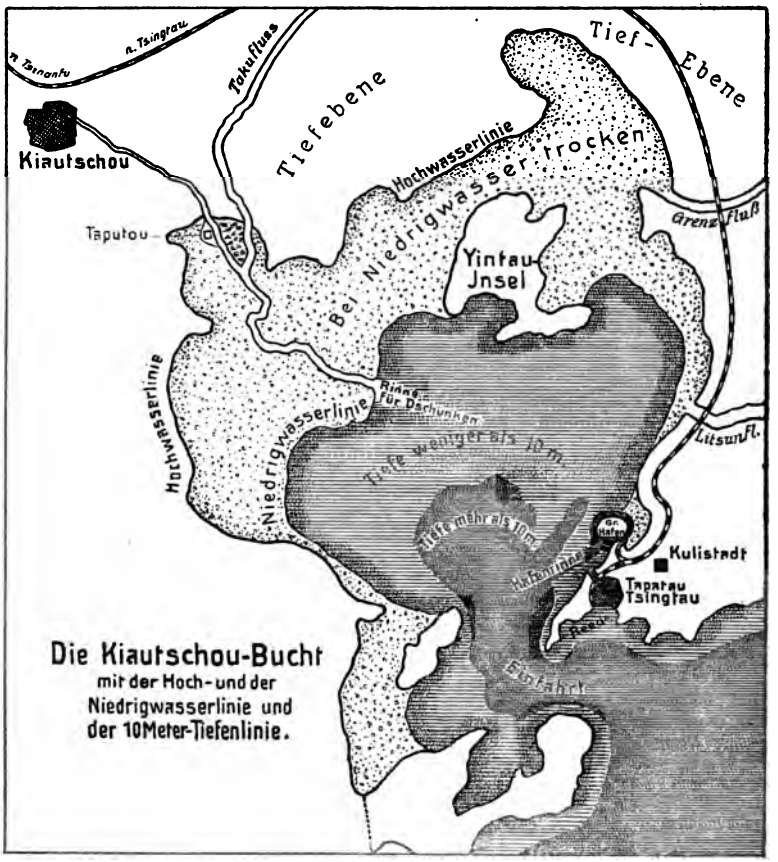


Fig. 22. Die Kiautschou-Bucht mit der Hoch- und der Niedrigwasserlinie und der 10 Meter-Tiefenlinie.

Hafen", in dem mehr als hundert Ozeanriesen Platz finden. Er ist 9½ m tief. Die Mauer schützt ihn vor den Wellen, die auf der

Digitized by Google

Kiautschoubucht oft sehr heftig sind, und auch vor der Versandung. Zwei sog. Molen oder Ladedämme erstrecken sich in den Hafen hinein. Auf dem breiten Ende des großen Wellenbrechers ist eine Schiffswerft und daneben ein Schwimmdock errichtet, das auch von nichtdeutschen Schiffen aufgesucht wird. Ein riesiger Kran reckt seinen Arm über das Wasser. Außer dem Großen Hafen — der nur Handelshafen ist; die Kriegsschiffe ankern in der Bucht selbst — hat man noch den Kleinen Hafen gebaut. Der ist für die chinesischen Dschunken bestimmt. Diese altmodischen hölzernen Segelschiffe, die alle zwei gemalte Augen haben, „damit sie ihren Weg sehen können", spielen in Tsingtau eine große Rolle. Sie lassen sich, wenn sie löschen oder laden wollen, am liebsten nach altem Brauch bei Ebbe „trocken fallen". Die Eisenbahn ist auf die Ladedämme beider Häfen geführt. Sie bringt die Waren Schantungs—Strohborten in Masse, Seide, Erdnüsse, Ziegenfelle, ganz besonders aber Steinkohlen aus den Kohlengruben im Hinterlande — bis an die Schiffe heran. Das Fahrwasser in der Kiautschoubucht ist durch sg. Seezeichen genau bezeichnet. An der Einfahrt, auf der Spitze der Tsingtauhalbinsel, steht ein 30 m hoher Leuchtturm. Der Große Hafen ist ein „Freihafen" wie Hamburg, Bremen, Triest, Singapur, Hongkong usw. Es haben also die Schiffe aller Nationen freien Zugang zu ihm. Auch können sie ihre Waren daselbst — allerdings nur im Hafengebiete, nicht in der Stadt — zollfrei ausladen, aufspeichern oder bearbeiten lassen.

Die Stadt Tsingtau. Tsingtau war früher nichts als ein Fischerdorf. Kurz vor der deutschen Besitzergreifung fingen die Chinesen aber an, den Ort zu einem Militärlager auszubauen. Es war schon eine ganze Menge Militär da, als 1897 drei deutsche Kriegsschiffe auf der Reede vor Anker gingen und Truppen landeten. Der chinesische General und sein Militär hatten keine Ahnung, was das bedeuten sollte. Sie meinten, die Deutschen wollten ein kleines Manöver machen und sahen mit Vergnügen zu. Als aber der deutsche Admiral Tsingtau besetzte und die

Digitized by Google

deutsche Flagge hißte, wurde ihnen der Zweck der Übung klar. Sie schickten sich aber rasch ins Unvermeidliche und zogen ab, wobei sie auch noch ihre neuen Kruppschen Kanonen zurückließen!

Die Stadt Tsingtau ist jetzt eine vollständig deutsche Schöpfung. Sie reicht von der Außenreede über die Halbinsel hinweg bis zu den beiden Häfen in der Kiautschoubucht. Sie zerfällt in eine Europäerstadt (an der Reede) und eine Chinesenstadt (am Kleinen Hafen). Sie hat sich überraschend schnell mit Bewohnern gefüllt. Zumeist sind es Händler, die hier wohnen. Eine Trennung ist bei den für europäische Nasen abschreckenden Gewohnheiten des Chinesen am Platze. Daß er z. B. die Abfälle seiner Wirtschaft nicht einfach auf die Straße hinauswerfen soll, wo die Schweine ja doch schon drauf warten, das will ihm nicht in den Sinn. Die Chinesenstadt heißt Tapatau. Laden reiht sich hier an Laden. Für die zahlreichen Kuli, die von Tsingtau angelockt werden, sind noch zwei besondere Städtchen angelegt worden. Tsingtau selbst ist eine moderne Stadt mit breiten, schattigen Straßen, glänzenden Gebäuden, elektrischem Lichte und Wasserleitung. Es fehlt nur noch die Straßenbahn. Dafür gibt es aber auf allen Plätzen und besonders an den Häfen eine Menge der zierlichen Rikschadroschken. Die Einwohnerzahl der gesamten Stadt beträgt 38 000, darunter 1500 Weiße.

Die kahlen Berge Kiautschous. Die Felder in der Ebene und im Tale sind fruchtbar sondergleichen — bringt doch der Acker zwei Ernten im Jahre — die Dörfer in Obsthainen versteckt. Die Berge aber nackt und kahl! Das ist die chinesische Landschaft! Doch war das nicht immer so. Die Schuld an der Kahlheit der Berge trägt der Chinese selbst. Er hat mit dem Walde sein Essen gekocht und dabei die Bäume rücksichtslos vernichtet, ohne je neue anzupflanzen. Und wo der Wald verschwunden war, da verbrannte er die Sträucher; und endlich holte er sogar das Gras und verfeuerte es. Nicht eine Wurzel steckt mehr im Boden. Zum Heizen braucht er das alles nicht; denn er heizt seine Stuben nie. Je kälter es wird, um so mehr

Digitized by Google

dickwattierte Röcke zieht er an, und an den Füßen trägt er Schuhe mit zolldicken Filzsohlen. Und dabei ruhen z. B. in Schantung unerschöpfliche Kohlenschätze in der Erde, die aber erst jetzt durch eine deutsche Unternehmung in Massen zutage gefördert werden. Es ist ein Wunder, daß die Berge sich immer wieder da und dort wenigstens mit Gras bedecken. Das macht der unerschöpfliche Regen, den der Seewind herbeibringt. Sobald aber das Gras ein wenig emporgesproßt ist, ziehen die Chinesen scharenweise hinaus, um es zu holen. Die Halme allein geben nicht viel her, und so reißt man denn auch die Wurzeln mit aus. Mit einer raffinierten Harke werden sie aus der Erde ausgekratzt, und traurig sieht der mißhandelte Boden aus, wenn die Grasrecher fort sind. Aus den Wurzelresten läßt der Regen dann wieder neues Gras erstehen. Diese Wirtschaft hat zur Folge, daß die meisten Flüsse nur wenige Tage fließen, dann aber reißende Ströme bilden; daß das lockere Erdreich alles mit ins Tal hinabgerissen und die Kahlheit immer schlimmer wird. Die deutsche Regierung läßt in Kiautschou aufforsten, soviel sie nur kann.

Eine Wagenfahrt ins Hinterland von Tsingtau.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen, als wir in Tsingtau einen von flinken mongolischen Pferden gezogenen Wagen bestiegen. Unser Auge war auf schroffe, kahle Berggipfel gerichtet, die in der Ferne — von der aufgehenden Sonne rot bestrahlt — hoch emporragten. Das ist das Lauschangebirge, an der Grenze von Kiautschou, das Ziel unserer Fahrt.

Unser chinesischer Kutscher läßt die Pferde tüchtig ausgreifen. Bald sind wir auf guter Straße aus Tsingtau hinaus, an der neuen, sauberen Chinesenstadt Tapatau vorüber und fahren durch weite Felder dem Gebirge zu. Überall sind die Bauern bei der Arbeit. Der Chinese kennt ja keinen Sonntag. Hinter ihrem alten, hölzernen Pfluge, der den Boden nur wenig aufreißt, schreiten sie einher. Selten hat einer zwei gleiche Tiere vor dem Pfluge. Der eine hat ein Pferd und eine Kuh, der andere eine Kuh und ein Maultier,

Digitized by Google

der dritte ein Pferd und einen Esel, der vierte neben einem Esel gar seinen eigenen Sohn vorgespannt. Kleine Jungen führen die Zugtiere. Auch ein paar chinesische Frauen trippeln mit ihren kurzen Füßchen auf dem Acker umher. Die Felder sind alle aufs sauberste gehalten, von Unkraut keine Spur. Auf der Landstraße überholen wir eine lange Maultier- und Eselkarawane, die auf den Wochenmarkt zieht. Ein Maultier scheut vor unserem Wagen, und die beiden Körbe, die es trägt, schütten ihren Inhalt in den Staub der Straße. Der Treiber schimpft und liest die schönen, roten Tomaten wieder in die Körbe. Kulis mit ihren Lasten an wippender Tragstange marschieren am Wegrande rasch dahin. Bei einer Straßenbiegung sehen wir einen ganzen Zug der berühmten chinesischen Schubkarren vor uns. Man sieht sich diese klug erdachten Fahrzeuge immer wieder gern an. Die ganze Last liegt über und zu beiden Seiten des hohen Rades. Auf ebenem Wege oder beim Bergabfahren hat der Karrenschieber — außer daß er die Karre im Gleichgewichte halten muß — wenig oder nichts zu tun. Besonders aber kann er mit seiner Karre auf jedem noch so schmalen Wege dahinfahren. Und was für schwere Lasten sieht man auf diesen Karren! Heute ist es lauter Marktware, die auf den Karren liegt. Nur auf einer Karre sitzen zwei kleine Kinder rechts und links vom Rade. Da die Straße ansteigt und ein frischer Wind vom Meere her weht, so haben die meisten Karrenschieber ein regelrechtes Segel auf ihrer Karre befestigt. Auch nicht übel! Die ungeölten Achsen quietschen ohrenzerreißend. Ich bin nie einem chinesischen Schubkarren begegnet, der nicht diese Musik gemacht hätte. Jetzt geht es durch ein paar unter Obstbäumen versteckte Chinesendörfer. Sie sind gut gebaut. Die Häuser haben gemauerte Wände und Ziegeldächer. Manches deutsche Dorf kann sich mit diesen Dörfern nicht messen. Freilich haben sie alle ein düsteres Aussehen, denn der Chinese brennt die Ziegel nicht rot, sondern graublau. Der Kutscher knallt beim Einfahren in das Dorf laut mit der Peitsche, um die vielen Schweine, die sich auf der Straße umhertreiben, zu verjagen. Sofort kommen aber die Hunde des ganzen Dorfes kläffend hinter dem Wagen her gestürmt. In einem Gehöfte, dessen Umfassungsmauer halb eingestürzt ist — denn jeder Bauernhof ist wie eine

Digitized by Google

Burg mit einer Mauer umgeben —, öffnet sich ein Fenster, und ein glattgeschorener Kopf schaut nach dem Lärm aus. Die Papierscheiben des Fensters waren einst durchsichtig, sind es aber schon längst nicht mehr. Schmutzige Dorfkinder laufen neben dem Wagen her, haltend bettelnd die Hände auf und schreien; „Miambo! Miambo! Käsch! Käsch!" Brot und Geld! Wir haben immer eine Menge der kleinen, durchlochten Kupfermünzen, die man hier „Käsch" nennt, in den Taschen — fünf machen erst einen Pfennig — und werfen den Betteljungen eine Handvoll zu. Im selben Augenblicke wälzt sich auch die ganze Schar kreischend und balgend im Staube, um uns dann von neuem nachzurennen. An der Dorfstraße auf einem freien Platze ist die Dorfmühle im Gange: auf einem niedrigen, steinernen Tische — rund und riesig breit — liegt eine dicke Steinwalze. Ein Esel, dem man die Augen verbunden hat, trottet um den Tisch und zieht dabei die Walze im Kreise herum. Frauen mit Getreide- und Mehlkörben stehen bei dieser ehrwürdigen Mahlmaschine.

Bald sind wir wieder zwischen Feldern. Hier ist gerade die Gerstenernte. Eine Sense aber sieht und hört man nicht. Die Leute brauchen keine; sie ziehen das reife Getreide büschelweise aus dem Boden, hacken die Wurzeln und die Ähren ab und schaffen die Ähren auf eine hartgestampfte Tenne, die gleich mitten im Felde angelegt ist.

Jetzt taucht das alte Chinesenstädtchen Litsun vor uns auf. Die Zahl der Marktleute, an denen wir vorbeifahren, wird immer größer. Auf einmal ist die Straße alle. Der Wagen hält an einem riesig breiten, ganz ausgetrockneten Flußbette. Und unten, auf dem weißen Flußsande, sehen wir das Marktgewimmel vor uns! Vgl. Taf. 12, Bild 2. Da sitzen die Verkäufer zu Hunderten zwischen ihren Körben oder unter weißen Zeltdächern, und zu Tausenden drängen sich die Käufer dazwischen hin und her. Unser Kutscher lenkt frischweg in das Flußbett hinein, durchquert es und hält bald darauf vor dem Poststgasthause in Litsun. Hier halten wir kurze Rast. Übernachten möchten wir hier nicht, denn die Gaststube zeigt nichts als vier leere Wände. Wer hier quartieren will, muß alles mitbringen, was er braucht. Die bestellten frischen Pferde sind unterdes eingespannt worden,

Digitized by Google

und nun geht es in die Berge. Das Tal wird eng, die Hänge werden steil, und kahl starrt der nackte Fels an der Straße. Aber auch hier läßt der chinesische Bauer noch nicht alle Hoffnung schwinden. Er trägt Stein auf Stein an den Abhängen zusammen, bis eine Mauer aufgeschichtet ist. Dann bringt er gute Erde im Korbe herbei und schüttet sie dahinter. So gewinnt er einen schmalen Streifen Ackerland, und wirklich nickt reifes Getreide von mancher dieser Terrassen auf die Straße hinab. In vielen Windungen zieht sich unser Weg immer höher in das Gebirge hinein. Ein kleiner Tempel blickt einmal unter mächtigen Bäumen hervor, sonst ist alles nackt und kahl. Endlich haben wir die Paßhöhe erreicht. Drei schöne, von Anlagen umsäumte Häuser stehen plötzlich vor uns. Wir sind am Ziele, dem deutschen Genesungs- und Touristenheime „Mecklenburghaus". Hier ist alles wie im Vaterlande: deutsche Gesichter, eine deutsche Gaststube, deutsche Küche und deutscher Keller. Wunderbar ist der Rückblick von hier. Dort unten auf der Halbinsel liegt unser weiß leuchtendes Tsingtau. Vom Strande des offenen Ozeans reicht es bis hinüber zur Kiautschoubucht, die im Sonnenscheine glitzert. Schiffe ziehen ein und aus, und mit langer Rauchwolke eilt ein Eisenbahnzug vom Großen Hafen nach dem Innern des Landes.

Unser Kutscher steht schon wieder bei den Pferden. Wir steigen ein, und in wilder Fahrt geht es bei sinkender Sonne hinab ins Tal. In einem Dorfe, durch das wir beim Abendscheine fahren, sitzen die Männer nach der Arbeit auf Steinbänken unter alten Bäumen traulich beisammen, rauchen ihre Pfeife und unterhalten sich. Kein feindseliger Blick, kein unschönes Wort trifft uns. Es sind gutmütige Leute, „unsere" Chinesen. Schon erstrahlt Tsingtau in elektrischem Lichte, als der Wagen endlich vor unserem Hause hält.

Eine Fahrt auf der Tsingtau-Eisenbahn.

„Rikscha! Rikscha!" riefen wir alle vier, als wir das Schiff verlassen hatten, über die breite Mole des Großen Hafens in Tsingtau. Einige Rikschakulis, die die Nacht in ihrem zweirädrigen Wagen verschlafen hatten, rieben sich die Augen, und schon sausten sie in langen Sätzen uns entgegen. Wenige Augenblicke später jagten sie in schlankem Trabe dem Bahnhofe zu, während ihr kurzgebundener

Digitized by Google

Zopf bei jedem Schritt taktmäßig auf den nackten Rücken schlug. Da — ein Ruck — der Kuli hat das Gefährt zum Stehen gebracht. Wir sind vor dem Portal des Bahnhofes angelangt. Während einer von uns sich einen Weg durch das Gewühl lärmender und handelnder Chinesen zum Schalter bahnt, geben die anderen auf das Verladen unserer Rucksäcke acht, die von herumlungernden Kulis für einige Käsch auf den Bahnsteig gebracht worden sind. Man muß gehörig aufpassen, daß nicht solch dienstbereiter Geist in dem Menschengewühl mit der Last plötzlich auf Nimmerwiedersehen verduftet.

Endlich können wir einsteigen. Das Abteil für Europäer ist natürlich besetzt. Also hinein ins Chinesenabteil! Brr! kommt einem da eine Luft entgegen! Jeder qualmt aus Leibeskräften seine Pfeife mit dem ellenlangen Rohr und dem winzigen Kopfe oder raucht stündlich ein Dutzend der berühmten „Seeräuberzigaretten", deren Aroma dem Dufte eines angesengten Strumpfes in keiner Weise nachsteht. Also dann doch lieber hinaus auf die Plattform. Wenn man auch hier auf einen Sitzplatz verzichten muß, so hebt doch die frische Morgenluft diesen Nachteil wieder auf. Im Wagen ist es eben nur einem Chinesen möglich zu atmen.

Mit ziemlicher Geschwindigkeit fährt unser Zug dahin. Wir kommen durch mehrere Stationen. Bei der einen sehen wir Militärbaracken stehen. Hier liegt eine Kompagnie eines deutschen Seebataillons. Sehr kurzweilig mag der zweijährige Aufenthalt an diesem Orte nicht sein, denn sandig und reizlos dehnt sich die Landschaft vor unseren Blicken aus. Die weite Wasserfläche der Bucht glänzt in der Morgensonne. Zahlreiche Dschunken kreuzen umher. Scharen von Gänsen, Enten und Reihern beleben das Watt. Ganz in der Ferne gewahrt man die Pagoden der alten Stadt Kiautschou. Donnernd fährt der Zug über eiserne Brücken. Die merkwürdigste ist die, die den Litsun-Fluß überspannt. Von Wasser keine Spur! Denn die Flüsse des Pachtgebietes führen höchstens zur Regenzeit einmal Wasser. Die meiste Zeit des Jahres zeigt nichts als ein breiter, weißer Sandstreifen den Lauf der Gewässer an. Rechter Hand gewahrt man in der Ferne schon das Lauschangebirge. Scharf und zerklüftet, ohne jeden Baumwuchs, heben sich seine Umrisse

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

vom stahlblauen Himmel ab. Wieder rollt der Zug über eine große Brücke. Diesmal ist in dem mächtigen Flußbett ein spärliches Wassergerinnsel. Das ist der Paischaho, der Grenzfluß unseres Pachtgebietes. Links breitet sich eine chinesische Stadt aus; daneben steht ein Hügel, dessen Gipfel von einem Tempel gekrönt wird. Jetzt fährt der Zug in die Grenzstation ein. Dabei fallen uns ein paar blaurot uniformierte Kerls auf, die bei der Einfahrt mit der Front nach dem Zuge eine militärische Haltung einnehmen und einen schwarzen, hölzernen Knüppel ähnlich wie „Gewehr bei Fuß" halten. Es ist dies die chinesische Bahnhofswache, der die Sicherheit der Strecke und der Haltestelle anvertraut ist. Wir verlassen hier nach einstündiger Fahrt den Zug, um unsere Reise zu Fuß fortzusetzen. Sofort werden wir von einer Schar halbwüchsiger Burschen und Jungen bestürmt, die sich als Träger oder Führer verdingen wollen. Wir suchen vier der kräftigsten aus und jagen die anderen davon. Dann verteilen wir die Last auf die einzelnen, und die kleine Karawane setzt sich in Bewegung. Am rechten Ufer des Grenzflusses wandern wir flußaufwärts, den Bergen des Tauschan entgegen. (Nach „Kolonie und Heimat", Jahrg. 5, Nr. 1.)

Digitized by Google

Gute Werke aus R. Voigtländer's Verlag in Leipzig

Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte von Dr. phil. Albert Soergel. 8°. XII, 892 Seiten. Mit 345 Abbildungen.
Ungebund. M. 10.50, in Leinen gebund. M. 12.50, in Halbfranzband M. 14.—.

Einer lebensvollen Schilderung der literarischen Zeitgeschichte wohnt eine unwiderstehliche Anziehungskraft inne. — Albert Soergel hat es meisterhaft verstanden, des ungeheuren Stoffes Herr zu werden. Eine Fülle gediegensten Urteils in glänzender Form! Die dem Text eingeflochtenen Leseproben lassen dem Leser auch die Eigenart derjenigen Schriftsteller näher treten, die er nicht selbst zu lesen vermag. Ganz neue Wege sind mit dem Bildwerk beschritten. Es soll, soweit das auf knappem Raum überhaupt möglich ist, die Beziehungen zwischen Dichtkunst und bildender Kunst zeigen, daher die Bildnisse vorwiegend von Künstlerhand und nicht klein und nebenbei, sondern groß und ausdrucksvoll.

Lebensbilder aus der Tierwelt. Naturgeschichte europäischer Säugetiere und Vögel. Herausgegeben von H. Meerwarth und K. Soffel.

Das Werk bedeutet eine Reform in der naturwissenschaftlichen Darstellungsweise; es ist die erste auf rein biologischer Grundlage geschriebene, überreich mit Freiaufnahmen lebender Tiere ausgestattete große Naturkunde. Im Gegensatz zu allen systematischen Werken ist das Werk ebenso unterhaltend, wie belehrend. Es ist entstanden aus Liebe zur Tierwelt und wird allen Freunden der Natur eine unerschöpfliche Quelle des Wissens und der Unterhaltung sein.
Reihe Vögel liegt mit 3 Bänden fertig vor; Reihe Säugetiere Band I und II sind fertig, Band III erscheint Ende 1912.
Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich und kostet ungebunden M. 12.—, in Leinenband M. 14.—, in Halbfranz M. 15.—. Bequemer Bezug jedes Bandes in Lieferungen à 75 Pfennig möglich. Prospekte gratis.

C. G. Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elelescho. Kleine und verkürzte Ausgabe der beiden großen Werke des Verfassers. 5.—7. Auflage 1911. 21.—35. Tausend. 512 Seiten mit 83 der besten, urkundtreu wiedergegebenen photographischen Tag- und Nachtaufnahmen von Schillings. Preis M. 5.—, in prächtigem Ganzleinenband M. 6.50.

Die beiden großen Werke verlieren dadurch nicht an Interesse, da sie durch eingehenden Text und erheblich reichere Illustration dem Jagdfreund, Zoologen und Sportliebhaber die ihn besonders fesselnden Einzelheiten bringen.

Mit Blitzlicht und Büchse. 4. Auflage (22.—25. Tausend) 1910. 558 Seiten mit 302 photographischen Abbildungen.
Preis M. 12.50, in elegantem Ganzleinenband M. 14.—.

Der Zauber des Elelescho. 496 Seiten mit 318 photographischen Abbildungen. Preis M. 12.50, in elegantem Ganzleinenband M. 14.—.

Vollständiger, reich illustrierter Verlags-Katalog ist durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

LD 21–100m-9,'48(B399s16)476

Digitized by Google

YC 09718

Digitized by Google

Digitized by Google